UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK WUPPERTAL
BERGISCHE UNIVERSITÄT WUPPERTAL

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

II. Die Anfänge der Nietzscheverehrung

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.
Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

urn:nbn:de:hbz:468-1-2114

Visual Library

Arten und Über-Arten des Menschen züchtet: dazu sind Führer nötig, befehlende, kühne und vornehme Menschen mit einer umsichtigen, erfinderischen und umfänglichen Denkweise, wie sie niemand vielleicht bisher gehabt hat. Das Bild solcher Führer ist es, das beständig vor mir schwebt: die Mittel, wie sie zu schaffen sind, die Gedanken, vermöge deren sie es aushalten, das furchtbare Gewicht einer solchen Aufgabe und Verantwortlichkeit zu tragen, — das sind meine inneren Beschäftigungen seit langen Jahren." Das uralte Prinzip der Bewegung und eines nie ruhenden Kreislaufes wird hier zur Bewußtheit erhoben und zum obersten Gesetz gemacht. Die Losung sentimentaler Seelen „Excelsior" und das spießbürgerliche Schlagwort vom „kulturellen Fortschritt" erhalten hierdurch eine Energie und eine Muskulatur, die eine äußerste Anstraffung herausfordert und den schwersten Strapazen gewachsen ist. Das bezweckt Nietzsche mit seiner Vermämmlichung Europas, und solange die Tragweite unserer Sinne sich nicht verändert und wir unter „Menschen" nicht etwas ganz anderes zu verstehen haben, als das, wofür wir uns heute nach Empfindung und Wissenschaft halten, solange wird es schwer fallen, Nietzsche nachzuweisen, er habe etwas außer acht gelassen, was uns not tue. So daß also zu guterletzt auch der Kritik an seiner Überschwenglichkeit und Selbsterhebung der Stachel genommen wäre! War er kein Schöpfer, so war er doch sein alles überschauender Entwerfer, und in diesem Sinne, ob er als richtunggebender Geist uns auf die rechte Fährte gewiesen habe oder nicht, ist das stolze Wort zu deuten, das er einst gegen Overbeck fallen ließ: Er halte dafür, umsonst gelebt zu haben, wenn er es nicht dahin bringe, daß einmal auf seinen Namen Jahrtausende ihre höchsten Gelübde tun!

Nietzsches umfassende Einsicht in die menschliche Not

II. Die Anfänge der Nietzscheverehrung

Das unbestimmte Gefühl, als sei Nietzsches Werk ihm über den Kopf gewachsen und müsse man ihm zu Hilfe eilen, um die Last, die ihn zu erdrücken drohte, zu stützen und vor dem Zerbrechen zu bewahren, mag unwillkürlich mit dem aufrichtigen Interesse an Nietzsche auch den Gedanken geweckt haben, seinen Namen zum Gegenstande einer Organisation zu machen. Ja man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß aus der anwachsenden

Schar seiner Leser sich ganz von selbst mit der Zeit eine Gemeinde zusammengeschlossen haben müßte, sei es nun in Form eines mehr auf intellektuellen Austausch gerichteten Kulturvereins, sei es bei einem Übergewicht schwärmerischer Dankbarkeit selbst unter Anwendung kultischer Kundgebungen. Jedenfalls war Overbeck von jeher die Erwägung vertraut, es könnte einmal der Augenblick eintreten, wo es gelten werde, in dieser Hinsicht etwas für Nietzsche zu tun. Aber er hatte doch auch nicht umsonst mit Nietzsche zusammen das Protagonistenunwesen des Schopenhauerkultus mit erlebt, von dem Nietzsche selbst geurteilt hat (Briefe I, 119): „Solche Schüler wie Frauenstädt sind im Grunde eine beleidigende Grobheit gegen den Meister." Und wie hätte nun Overbeck gar bei den Erfahrungen Nietzsches mit den Nachtretern von Bayreuth anders als mit einem wahren Vorurteile an die Gründung einer Institution oder Gesellschaft auf den Namen Nietzsche denken können, ehe sich Nietzsche selbst durchgesetzt haben würde. Der Lauf der Dinge brachte es mit sich, daß er vor seinen Augen eine auf Nietzsches Namen getaufte Organisation erstehen sah, viel früher, als er es mit bestem Willen gut heißen konnte, und unter Umständen, die es ihm von vornherein verboten, selber mit dabei zu sein. An Aufforderungen und Einladungen zur Teilnahme hat es wahrlich nicht gefehlt; wenn er dem Schauspiel rein nur als Zuschauer beiwohnte, so geschah es jedenfalls freiwillig, nicht als Folge eines Ausschlusses: im Gegenteil, man drängte ihn, sich doch endlich einzufinden; man versprach ihm, er solle der geehrteste und willkommenste Gast sein. Diese Nötigungen und ihre Folgen für seine Person waren aber die einzige Veranlassung, daß Overbeck diese Nietzscheorganisation über den Spaß ging und er sie ernst nahm. Alle seine Anstrengungen in dieser Hinsicht liefen darauf hinaus, mit all den Überraschungen und Einfällen, die sich um die Person seines wahnsinnigen Freundes herum abspielten, nicht verflochten zu werden. War das erreicht — und er hat es erreicht, so schwer es hielt — dann gab es keinen aufmerksameren und beteiligteren Zuschauer, als eben Overbeck. Nichts verkehrter, als ihn zum Schmoller zu stempeln, zum ärgerlichen Sauertopf und Griesgram. Wer das behauptet, hat Overbeck in seinem Alter überhaupt nicht gekannt und hat vor allem nicht erlebt, wie er in mancher glücklichen Stunde gerade an Nietzsche und den Wechselfällen seines Nachlasses zum unvergleichlichen, geistsprühenden

Der Schopenhauer-Kultus

Causeur geworden ist. Ein sehr feines Gemisch von verhaltener Wehmut und heiterstem Vergnügen bestimmte seine lebhafte, nie einen Augenblick eingerostete Teilnahme an allem, was sich mit dem kranken Nietzsche in Jena, Naumburg und Weimar zutrug. Soweit reichte denn doch sein Verständnis für die von dem Satiriker Nietzsche gelehrte Denkweise, daß er verstand, sich über eine Sache herzlich zu amüsieren, die er zwar selbst für sehr ernst gehalten hatte und nun aber unversehens im jüngsten Stadium ihres Verlaufes ins Komische ausbiegen sah. Er, der Nietzsche am 9. Januar 1889 in Turin erlebt hatte und damit eines tragischen Anblicks teilhaftig geworden war, wie er vielleicht auf Jahrhunderte im Umkreis seinesgleichen nicht fand und nicht finden wird, erfuhr nun mit einemmal einen Umschlag ins Gegenteil an dem Spiele, das das Schicksal mit Nietzsche trieb. Noch zitterte der Anblick der ausbrechenden heiligen *μανία* ihm in allen Gliedern nach — da sah er sich zu seiner Überraschung schon vor ein neues Bild versetzt über dessen Betrachtung er sich je länger je mehr sagen mußte: „Ei der tausend, um den kranken Nietzsche herum wird ja weiß Gott Komödie gespielt!"

Die Gründung des Nietzsche-Archivs gehört zu Nietzsches Biographie. Es liegt im Sinne seiner unter uns eingebürgerten Weisheit, die Kontraste zwischen seinem von keinem gleichzeitigen Erfolge begleiteten rastlosen Schaffen und seinen durch keinerlei gleichzeitiges Schaffen mehr genährten und bedingten Erfolgen untereinander in Einklang zu bringen und von der Warte eines höchsten Verständnisses aus der in Nietzsche verkörperten tragischen Erkenntnis das possierliche Nachspiel, das sie finden sollte, durchaus frei zu geben. Wir kennen aus dem alten Athen her das Bedürfnis, nach einem Anblick von unerhörter Tragik die unerträgliche Geistesanspannung durch ein nachfolgendes herzliches Lachen zu lockern und auszugleichen. Auch bei Nietzsche sollte die Katastrophe ihren Beschluß finden in einem kleinen Satyrdrama. Man erinnert sich der ergreifenden Stichworte, mit denen Nietzsche andeutete, daß er seinen nahenden Untergang heraufkommen spüre: Incipit Tragoedia. Hätte er das nach ihm benannte Archiv mit wachen Sinnen erlebt, er hätte diese neue Station im Ablaufe seines Schicksales mit der Bemerkung belegen müssen: „Desinit Tragoedia — Incipit Sikinnis!" Es sei ferne von mir, mit Personen Spott zu treiben; es handelt sich darum,

Das komische Nachspiel des Tragischen

das was sich mit Nietzsche nach dem Ausbruch seines Wahnsinns begeben hat, in der richtigen Abstufung an seine vorausgehende Schaffenszeit anzuschließen. Der Charakter äußersten Gegensatzes ist unverkennbar: alle diejenigen, die sich, in ihrer Eigenschaft als Angehörige und ehemalige Freunde, mehr oder weniger nachhaltig von ihm abgewendet hatten, umdrängen ihn nun plötzlich und vereinigen sich zu einem Hofstaat um ihn. Das Haus, in dem der sprichwörtlich Einsame und Verkannte seine letzten Jahre verlebte und in dem er stirbt, wird zum Salon einer geistigen Auslese Deutschlands und Europas. Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen? Das gehört mit ins Bild von der unglücklichen Genialität; es wäre unbillig, die nachträgliche Gerechtigkeit, die sich da vollzogen hat, nicht gelten zu lassen. Aber ebensosehr wäre es unfrei und nicht in Nietzsches Geist, wollte man diesem Schauspiele, das man deswegen nicht zu verurteilen braucht, das man vielmehr nach dem ihm zukommenden Werte einschätzen mag, anders beiwohnen, als mit einem Lächeln auf den Lippen.

Die Faszination der biographischen Anziehungskraft hat sich auch auf seinen Nachruhm übertragen, der bei ihm schon am lebendigen Leibe begann. Der Aufgang seines Ruhmes kann sich in der Geschichte der Zelebritäten sehen lassen. Er bildet vielleicht die erstaunlichste Sensation in der Kulturgeschichte des vergangenen Jahrhunderts und firnissiert das malerische Kolorit, das Nietzsche wider seinen Willen seinem Leben nachsagen lassen muß. Es lohnt sich der Mühe, auch noch den Schicksalen nachzugehen, die Nietzsche willenlos und unbewußt in seinem Wahnsinne erduldet hat, Schicksale seines Leibes, seiner Werke, seines Namens. Da diese Jahre für eine Geschichte der Nietzsche-Verehrung von größter Wichtigkeit sind, soll es uns nicht verdrießen, allen den Umständen, die hier mitgespielt haben, in Kürze nachzugehen. Das Interesse an Ruhm und Nachlaß könnte bei einem ganz großen Manne, der, durch mehrere Generationen von uns getrennt, in jeder Hinsicht der Geschichte angehört, nicht ausgefranster sein, als es bei Nietzsche jetzt schon sieben Jahre nach seinem Tode der Fall ist. Die Legendenbildung hat sich seiner hinterlassenen Manuskripte ebensosehr bemächtigt wie seines Krankheitszustandes; in der offiziellen Verwaltung und Pflege seines Namens sind die Beauftragten gekommen und gegangen, und von den Freiwilligen, die sich aus freien Stücken über

Nietzsche als Sensation

Nietzsche geäußert haben, rührt bereits eine kaum mehr übersehbare Bibliothek aller möglichen Darstellungen und Auffassungen des bald verworfenen, bald vergötterten „Dichterphilosophen" her. Es mag uns gestattet sein, aller dieser zum Teil merkwürdigen Beziehungen zu gedenken, freilich meistens im Hinblick auf Overbeck, als den klugen und aufmerksamen Beobachter all dieses bunten Wechsels. Doch zunächst werden wir ihn noch handeln sehen.

I. Die Bergung der Manuskripte

Overbecks Turinerfahrt

Der Hauptgedanke, von dem Overbeck auf seiner Hinreise nach Turin besessen war, bestand, wie er bis zu seinem Tode hervorhob, in der fachmännischen Dringlichkeits-Erklärung des Basler Psychiaters Prof. Wille an ihn. In der Tat hatte am Nachmittag vor Overbecks Ankunft der geisteskranke Nietzsche auf der Straße Aufsehen erregt und war unmittelbar von der Gefahr bedroht, in einem italienischen Irrenhause interniert zu werden, wovor Overbeck nach wohl von Wille erhaltener strenger Anweisung die allergrößte Besorgnis hegte, weil dann an eine Heimbeförderung des Kranken nicht mehr zu denken gewesen wäre. Ob dies genau zugetroffen hätte, steht dahin und kann nicht von Belang sein; von Wert ist hier allein die Tatsache, daß Overbeck von dieser apperzipierenden Idee vor allem andern beherrscht war: nur in Italien in keinen Manicomio, das hieße den Kranken lebenslänglich einsperren! Overbeck hatte also nur den einen Gedanken: Wie bringe ich Nietzsche möglichst schleunig über die Grenze? Er dachte in erster Linie und vorwiegend an die Person des Kranken; das hatte zur Folge, daß er unmöglich in intensiver Aufmerksamkeit sich auf eine erschöpfende Aufnahme der vorhandenen Handschriften konzentrieren, noch auch diejenige Zeit länger in Italien verweilen konnte, als eine solche Bemühung erfordert hätte.

Overbeck faßt den Eindruck der ihm in bezug auf die Papiere erwachsenden Verpflichtung in den drastischen Ausdruck zusammen: der „in trostloser Weise angewachsene Wust der Skripturen Nietzsches". „Wie", so sagt er sich, „das sollst du in dieser Gemütsverfassung in ein paar Stunden auch nur zur vorläufigen Einsicht durcharbeiten?" Der methodische Instinkt des Gelehrten,

wie er ihn bekanntlich vor andern ausgiebig besaß, ließ ihn davor unwillkürlich zurückschrecken. „Im Drange jenes Tages", wie er sich ausdrückt, stand für ihn noch wichtigeres auf des Messers Schneide, als die restlose Sicherstellung der Papiere. Er mußte erst im klaren sein, auf was für Persönlichkeiten er zur Beihilfe seines Rettungswerkes am Freunde angewiesen sei; auf diese Weise verging eine größere Frist mit dem Kennenlernen des unentbehrlichen Reisebegleiters, den ihm der Zufall auf der Treppe des Hauses Carlo Alberto Nr. 6 zuführte. Nachdem Overbeck außerdem Nietzsches Hauswirte Fino sich angesehen hatte und von ihrer Treuherzigkeit und Zuverlässigkeit überzeugt worden war, kam er zum Entschluß, das beste sei, alles Handschriftliche unter der nötigen Einschärfung der hohen Wichtigkeit eines solchen Auftrages durch die Hausleute spedieren zu lassen. Wie sollte da Overbeck gerade im Gefühle, daß er die Angelegenheit der Papiere am liebsten selbst erledigt hätte, die er nun gezwungen war, aus der Hand zu geben — nicht in allererster Linie den Finos die äußerste Sorgfalt für die Bergung der Papiere auf die Seele gebunden haben! Kann er doch mit gutem Gewissen Gast versichern: „Bedenken Sie, daß ich nur 24½ Stunden in Turin war. Ich habe aber Grund, Mißbrauch mit dem Zurückgebliebenen nicht zu besorgen."

Die Person des Kranken ging vor

Aber auch darauf beschränkte sich Overbecks Fürsorge im Hinblick auf die Manuskripte nicht. Er hat tatsächlich eine allgemeiner Orientierung gewidmete Durchsicht der Papiere selber vorgenommen, indem er Blatt um Blatt um- und nach summarischen Kategorien zusammenlegte (Privatbriefe, laufende Korrekturbogen, Geldscheine sowie natürlich die Arbeitsmanuskripte). Wie ersprießlich dieses Verfahren sich erwies, zeigt sich an der dadurch möglich gewordenen Sicherung von Nietzsches Barsaldo; denn Overbeck erzählte mündlich, daß diese Barschaft, wenigstens auf hohe Beträge sich belaufende Bruchteile davon, sich in Papiergeld zwischen den Blättern verzettelt vorgefunden hätte. Er hielt es für richtiger, einfache Leute, wie die Finos, in dieser Hinsicht nicht auf die Probe zu stellen und ihnen dafür vertrauensvoll die Fürsorge um die Manuskripte zu überlassen, deren Wert sie nicht ermessen konnten, und die daher auch keine Versuchung zur Untreue für sie bedeuteten.

Sichtung des Papierbestandes

Überblickt man alles, was Overbeck in einem kurzen Tage an Dispositionen getroffen und an Maßnahmen selber ausge-

führt hat — das erschütternde Wiedersehen mit dem Freunde, die vorläufige Ordnung von dessen Habseligkeiten, das Engagement des Reisebegleiters, Gänge durch die Stadt, Besprechungen mit dritten, und dazwischen hindurch wieder Bewachung und Beobachtung des Wahnsinnigen —, so wird doch wohl das Ergebnis folgendermaßen zu lauten haben: Overbeck hat in Turin wahrhaftig nichts weniger als kopflos gehandelt.

Die „Erzeugnisse des Wahnsinns"

Einiger Aufklärung bedürfen die Worte: „Gesucht habe ich, um sie zu entfernen, nur nach Erzeugnissen des Wahnsinns, das völlig Unleserliche liegen lassen, anderes an mich genommen." Es ist nichts leichter, als die betreffenden Worte des Briefes aus den privaten Mitteilungen zu interpretieren, die Overbeck über diesen Punkt hinterlassen hat. Hier nun der genaue Aufschluß: Die erste Frage, die sich hier aufwirft, muß lauten: was waren das für „Erzeugnisse des Wahnsinns", nach denen Overbeck in erster Linie gesucht hat, um sie zu entfernen? Hierbei ist ferner in den Vordergrund zu rücken, daß Overbeck den Ausbruch des Wahnsinns als nur um wenige Tage zurückliegend mit dem Wirt Fino konstatiert hatte. Diese „Erzeugnisse des Wahnsinns" müssen ganz bestimmte Merkmale ausgezeichnet haben, wenn anders Overbeck gleich so bestimmt von ihnen als einer besonderen Schriftkategorie zu reden sich unterfing.

Nun ist des weiteren zu fragen: waren diese Wahnsinnszettel so, daß sie für einen, der in einem Papierhaufen danach suchte, gleich sinnenfällig aus anderen Skripturen herausstachen? Dies ist ohne weiteres zu bejahen. Zum Beweise ist auf die Schrift der Graphologin Freifrau Isabella von Ungern-Sternberg, Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift (Leipzig 1902 bei C. G. Naumann) zu verweisen. Dort ist unter den faksimilierten Schrifttafeln der an Peter Gast gerichtete Wahnsinnszettel genau reproduziert. Ohne die fachmännischen Erläuterungen der Verfasserin näher zu konsultieren, die erst recht darauf hinweisen, daß man es hier mit der unverkennbaren Handschrift eines Gehirnkranken zu tun hat, fällt schon dem Blick des Laien das absolut neue und unverkennbar Seltsame an diesen Schriftzügen auf. Sie sind drei bis viermal größer als Nietzsches Normalschrift und kinderhaft unbeholfen. Eine Suche nach solchen grenzte die Willkür des nach ihnen Suchenden von vornherein auf ein Mindestmaß ab.

Overbeck fand in Turin unter Nietzsches Papieren noch zwei

solcher Zettel vor, der eine war an König Humbert gerichtet, der andere an einen hohen Kirchenfürsten, der ihn beim Papste anmelden sollte. Beide Zettel nahmen inhaltlich aufeinander Bezug und stellten die Ankunft in Rom auf Dienstag in Aussicht; sie waren beide unterzeichnet „der Gekreuzigte". Es waren zwei sorgfältig gefaltete und kuvertierte, mit Adressen versehene Blätter aus grobem Konzeptpapier, mit Bleistift liniert und mit der Wahnsinnsschrift beschrieben. Overbecks Vorgehen ist somit ebenso klar als einwandfrei. Er verstand seine Verantwortung dahin, daß er in erster Linie an Nietzsches Habseligkeiten dreierlei in Sicherheit zu bringen habe: die Wertsachen, die Privatbriefe und die kompromittierenden Wahnsinnserzeugnisse. Alles drei mußte er suchen, und alles drei hat er gefunden und geborgen. Liegen lassen zum Behuf späterer Spedition durch die Hauswirte hat er alle Manuskripte, zu denen er die unleserlichen einzelnen Blätter ebenfalls legte.

Die vorläufige Sicherung

In Turin führte Overbeck, dessen Muttersprache überhaupt französisch war, die Verhandlungen mit Nietzsches Wirt, namens Fino, der seinerseits des Französischen vollkommen mächtig und im Nebenamt öffentlicher Briefsteller war, in dieser Sprache. Am 9. Januar 1889 verließ Overbeck mit dem Kranken und einem Reisebegleiter Turin. Fünf Tage später, auf die Anzeige der erfolgten Ankunft in Basel, heißt es in der Antwort Finos an Overbeck:

„Demain parmi colis postals, je vous expédirai le linge qui nous reste et le plus vite possible la caisse avec les livres et tous les papiers. — Soyez tranquille sur notre conscience qu'aucun n'aura à voir ce qui reste dans sa chambre et tout vous sera renvoyé et consigné."

Overbeck schickt die in Nietzsches Taschen vorgefundenen Hausschlüssel an Fino zurück und erhält unter dem Datum des 20. Januar 1889 von diesem den Bescheid:

„Nous expédîmes hier à votre adresse une grande caisse qui contient tous ce qui appartient au professeur Nietzsche, maintenant nous reste rien de tout. — La caisse est forte et bien assurée."

Die Pflichttreue des Davide Fino

Endlich folgt auf nochmalige Nachfrage Overbecks die Versicherung vom 4. Februar 1889:

„Si en tous cas nous trouverons encore quelque choses

appartenant à notre affectionné professeur, tout de suite nous vous l'enverrons. Rien ne me reste qu'à vous saluer."

Unter dem Datum Turin, 7. März 1889, bestätigen Finos die erfolgte Umadressierung einer Postkarte für Nietzsche an Overbecks Adresse — doch auch ein natürlicher Beweis für ihre Zuverlässigkeit —; endlich bekundet sich ihre anhängliche Gesinnung in einer Karte vom 28. Oktober 1889, wo sie, also volle dreiviertel Jahre nach der Abreise, sich ohne weitere Veranlassung aus freien Stücken nach Nietzsches Befinden erkundigen und um Nachrichten bitten.

Als die Turiner Kiste in Basel bei Overbeck eingetroffen war, hat er an dem Schriftbestande keinerlei Reduktion vorgenommen, wohl aber seine freie Zeit zum gründlichen Studium der Papiere benützt. Ja, er hat, kaum waren seine Frühjahrsferien da, oder gar schon vorher, in den Nächten, sich hingesetzt und den „Antichrist" — d. h. ein vollständiges Buch im Umfang eines Druckbandes — eigenhändig abgeschrieben, um ganz sicher nachher den Text der Post übergeben zu können, sobald ein Duplikat vorhanden war. Dieses von ihm erstellte Doppelexemplar hat er nicht etwa für sich behalten, sondern es dem Nietzsche-Archiv zur Verfügung gestellt; seine Abschrift wird daselbst zusammen mit dem Original aufbewahrt.

Peter Gast ins Vertrauen gezogen

Die Briefe Overbecks an Gast legen nach Ton, Umfang und Inhalt ein vollwertiges Zeugnis ab für das Vertrauen, das Overbeck dem um sechzehn Jahre jüngeren ehemaligen „Schüler", dem Musiker Peter Gast entgegengebracht hat. In erster Linie ist nun darauf hinzuweisen, wie gern Overbeck die Turiner Vorgänge und den geborgenen Turiner Nachlaß persönlich mit Gast besprochen hätte. Die Briefe enthalten mehrere dringende Aufforderungen, ihn zu diesem Zwecke in Basel zu besuchen. Weiter unten wird der gemeinsame Anteil, den Gast mit Overbeck an der ersten Nachlaßverwaltung nahm, und zwar unter zunehmendem Übergewicht von Gasts Mitarbeit, auf Grund der Briefe Gasts an Overbeck dargelegt werden. Hier sollen zunächst einige Stellen aus den Antworten Peter Gasts an Overbeck Platz finden:

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Berlin, 18. Januar 1889

Gasts Bestürzung

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Overbecks Besonnenheit

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Gasts Hingebung an Nietzsche war gewiß groß; aber Overbeck zeigte sich ihm an Umsicht, Tatkraft und Seelenstärke überlegen. Er hat in und nach Turin nicht nur seine Pflicht getan, sondern Nietzsche und seinen Nachlaß treu und tapfer hinübergerettet und sich dadurch den ewigen Dank der Kulturwelt verdient.

Die Verpflichtung gegen Nietzsches Person und Nachlaß, die Overbeck anerkannte und der er nach Kräften nachlebte, stammte viel eher aus ihm selbst, nämlich aus seiner heißen Freundesliebe und aus seiner hohen eigenen Moralität, als aus einer an ihn von außen herangetretenen Verbindlichkeit irgendwelcher Art. Es war da in jenen ersten Tagen der höchsten Not, als er Nietzsches Mutter in seinem Hause beherbergte, nicht nötig, noch lange zu befehlen und zu gehorchen. Es war so viel zu tun, daß nur das Dringlichste überhaupt getan werden konnte, und daß es getan wurde, verstand sich zwischen der Mutter und dem Freunde von selbst. Wer Entscheidungen von so verantwortungsvoller Tragweite zu treffen genötigt gewesen war wie Overbeck an jenem Mittwoch, den 9. Januar in Turin, der ist selbst im höchsten Sinne zugleich sein eigener Auftraggeber und Auftragnehmer gewesen, und diesen Takt besaß Nietzsches tiefgebeugte Mutter, daß sie den Freund ihres Sohnes, nachdem er das geleistet hatte, nicht in die offizielle Unterordnung eines von ihr „Beauftragten" herabwürdigte: alles, was die alte Dame in diesem Punkte damals tat, war, daß sie Overbeck dankte und sich seines weiteren Beistandes versicherte. Den konnte sie machen lassen! So sehr vertraute sie ihm, daß sie ihren innern Widerstand überwand und Overbecks Rat folgend sich entschloß, Nietzsche weiterer irren-

Einverständnis mit Nietzsches Mutter

ärztlicher Behandlung zu übergeben. Dann mag etwa noch im allgemeinen Frau Pastor Nietzsche Overbeck gebeten haben, die Pensionsangelegenheit in der Hand zu behalten, d. h. ihr weiterhin die einlaufenden Beträge zu kassieren und einzusenden, wie Overbeck das schon jahrelang aus Freundschaft freiwillig für Nietzsche besorgt hatte, und dann richtete sich ihre Bitte auch darauf, ihr Vertreter zu sein in Hinsicht auf die laufenden Druckarbeiten in der Firma C. G. Naumann, Leipzig. Bei alledem stellt sich die Sachlage doch so dar, daß der Eingriff, den Overbeck mit der Abholung Nietzsches in Turin unternommen hatte, auf seine ureigenste Initiative zurückging und daß dann bei dem Besuche der Mutter diese Initiative nicht durch ein Auftragsverhältnis ausgelöst wurde, sondern von der Mutter ihre Bestätigung erhielt als ein Provisorium, bis es möglich war, einigermaßen die durch Nietzsches Zusammenbruch geschaffene Lage zu übersehen und an deren rechtskräftige Ordnung zu denken. Darüber sollten Wochen und Monate vergehen. In dieser Zwischenzeit war die Verwaltung speziell der Druckangelegenheiten in Overbecks Händen gelassen, aber nur als interimistische Fortführung seiner auf eigene Verantwortung hin übernommenen Initiative und nicht als ein diese Initiative ablösender, die bisherige eigene Verantwortung durch Gehorsam gegen fremden Befehl ersetzender Auftrag.

Der Verkehr mit dem Verleger

Frau Pastor sah, als sie kam, daß der Freund die Dinge in die Hand genommen hatte; sie überzeugte sich, daß sie in guten Händen waren und bat ihn, sie bis auf weiteres in der Hand zu behalten, sie gestaltete die Sachlage nicht etwa dahin um, daß Overbeck ausführendes Organ von ihr, als Overbecks Auftraggeberin, wurde; sie wußte, daß die gesetzliche Regelung der Erbschaft und Rechtsnachfolge sie in weitreichende Kompetenzen und Befugnisse einsetzte, die bei allem Kummer jenes für sie so schicksalsschweren Jahres 1889 ihr über den Kopf wachsen mußten. Kein größerer Gefallen konnte ihr daher erwachsen, als daß sie möglichst lange nicht in die Lage kam, von ihren ihr zustehenden Auftragsbefugnissen Gebrauch zu machen, daß also das Provisorium der Overbeckschen Verwaltung möglichst lange andauerte und ihre eigene Tätigkeit auf ein möglichst geringes Maß der Nachprüfung und Zustimmungserteilung herabminderte — zumal sich zusehends herausstellte, daß Overbeck als im Auslande wohnhaft ihren sehnlichsten Wunsch, er möchte der Vormund

ihres Sohnes werden, zu erfüllen aus diesem äußeren Umstande nicht geeignet war. Für Overbecks Auffassung von seiner und Gasts prinzipieller Stellung zum Nietzschenachlaß ist sehr von Belang sein („Nietzsche-Archiv" S. 61 Anmerkung mitgeteilter) Brief an Peter Gast vom 17. Februar 1889, in dem es heißt: „Ferner war ich um Bestätigung der Annahme gebeten, daß ich Nietzsches „Zustandsvormund" sei.[65] In irgend einer rechtlichen Form, antwortete ich, sei ich es nicht, sondern nur als Freund sei ich eingetreten. Nun habe er sich zu erklären, ob er mich mit voller Klarheit darüber dennoch als solchen Vormund anerkenne. Bevor ich darüber vergewissert sei, müsse ich ihm, nicht aus irgendwelchem (gar nicht vorhandenen) Mißtrauen, sondern um zu wissen, was ich tue und erreiche und auch vor Gewißheit darüber und Folge und Bedeutung meiner Erklärungen, Nietzsches Rechte und Interessen nicht zu verletzen, Auskunft über andere Fragen (Manuskripte Nietzsches, vor allem das der Umwertung, Zukunft von Zarathustra IV) verweigern. Und hiernach bäte ich Sie einstweilen auch sich zu verhalten, wenn Sie in den Fall kommen in diesen Dingen Rede zu stehen. Wir müssen endlich in einen festen, uns übersehbaren Gang kommen, und nicht mehr Abenteuern so ausgesetzt wie bei ‚Nietzsche contra Wagner' sein."

Nietzsches Nachlaß in Sils-Maria

Es ist hier zwischen hinein ein Seitenblick nach Sils-Maria und Genua zu werfen, da sich der öffentliche Vorwurf über Overbecks Nachlässigkeit auch auf Nietzsches Aufenthalt an diesen beiden Orten bezog. Hier liegen die Dinge, soweit Overbecks Verantwortung in Frage kommt, völlig harmlos.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Nietzsches Umgebung hat demnach nach seinen eigenen Angaben etwas anderes als Bücher in Sils-Maria nicht vermutet. Nachdem Overbeck eben schon die Jenaer Reise unternommen hatte und auch sonst gerade in jener Zeit seine hochanständige Gesinnung praktisch zu betätigen Gelegenheit hatte, unter-

ließ er nur aus finanziellen Gründen die Inaugenscheinnahme in Sils-Maria. Er schrieb aber an Durisch und erhielt von diesem Mitteilung, er verwahre in der Tat von Nietzsches Besitztum eine bedeutende Partie Bücher, die sich nicht nur in dem erwähnten Korb, sondern zum Teil auch in einem Schrank befanden und von ihm in eine Kiste versorgt worden seien. Auf seine schon vor Jahresfrist an Nietzsches Mutter erlassene Mitteilung hierüber habe diese sich nur einige Kleidungsstücke schicken lassen und ihn gebeten, alles übrige noch aufzubewahren. Nun schickte er also den Korb und die Kiste mit der Signatur: „F. N. 48/49 alte Bücher" an Overbecks Adresse. Das Datum der Frachtbriefe lautet auf „Chur, den 29. Juni 1890". Da Sils-Maria aber damals mit der im andern Ende des Kantons gelegenen Hauptstadt noch nicht durch Eisenbahnwege verbunden war, da also der Lastwagenverkehr, zumal für gewöhnliche Fracht allein schon bis Chur mehrere Tage in Anspruch nahm, so hat Durisch spätestens Mitte Juni die Sachen in Sils-Maria weggeschickt. Da nun aber vor Mitte Juni die Fremdensaison im Engadin nicht beginnt, wäre sowieso von den angeblich im Sommer 1890 bei Durisch durch Sommerfrischler gefundenen Nietzsche-Manuskripten nicht ein einziges Blatt vor die Absendung der Kisten anzuberaumen. Mit jenen nachträglich aufgestöberten Blättern hat es folgende Bewandtnis: Durisch hatte sie allerdings gegen Overbecks Anweisung, alle Überbleibsel zurückzuschicken, bei sich behalten, aber unter keinerlei Umständen, aus denen ihm irgendein Vorwurf erwachsen könnte. Nietzsche hatte nämlich bei seiner Abreise diese Blätter, Kladden und Korrekturbogen mit der Anweisung hinterlassen, sie zu verbrennen. Es handelt sich um Papiere, die am Boden herumlagen und von Nietzsche ausdrücklich als wertlos bezeichnet worden waren. Durisch brachte es nicht über sich, die Blätter zu vernichten, sondern sammelte sie und hob sie in einem Schranke auf. Später nahm er sich, als deutsche Touristen ihn um einen Nietzsche-Autographen angingen, wohl von diesem Papierknäuel einen Arm voll aus dem Kasten auf den Ladentisch und erlaubte den Bittstellern, sich das eine oder andere Blatt zum Andenken an Nietzsche auszusuchen. Als dies dann ruchbar wurde, vor allem durch eine kleine Veröffentlichung im Magazin für Literatur (Herbst 1893) durch Dr. Fritz Kögel, und Durisch darüber zur Rede gestellt wurde, sandte er den Hauptbestand jener Papiere, von denen er nur einen kleineren Teil ver-

Die Maßnahmen von Nietzsches Hauswirt Durisch

Die Silser Nietzsche-Autographen

schenkt hatte, direkt an Nietzsches Schwester zurück. — Genua betreffend, heißt es im Briefe von Peter Gast an Overbeck vom 5. Januar 1890:

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Zwischen Overbeck und Gast ist also die Rede auf Nietzsches Aufenthalt in Genua gelegentlich gekommen; aber niemand fiel ein, dort noch zurückgebliebenes Nietzscheſches Besitztum zu vermuten — lag doch diese Beziehung um Jahre zurück, da der letzte Aufenthalt in Genua ins Spätjahr 1883 fällt, höchstens daß noch derjenige in Ruta bei Genua im Herbst 1886 in Frage käme. Overbeck konnte sich in diesem Punkte weitere Gedanken um so eher sparen, als ja Peter Gast soeben erst von einem Venediger Aufenthalt in die Heimat (Annaberg im Erzgebirge) zurückgekehrt war und ihm im vorhergehenden Brief von Venedig aus (14. November 1889)

Nietzsches Nachlaß in Genua

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Da Overbeck all die Zeit schon Gast in bezug auf den Nietzsche-Nachlaß als gleichberechtigten, ebenbürtigen Mitkurator hatte schalten lassen, so wäre Gast sicher der Genueser Spur nachgegangen, falls Veranlassung dazu sich anbot. Zudem ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Herr Widemann mit den genannten Bekannten Nietzsches nähere Fühlung gewann und aus dieser Anregung schließlich der Transport der Genuakisten durch den ehemaligen Zimmernachbar Nietzsches, den Schweizer Kaufmann J. Zilliken, zurückzuführen ist. Mit dieser erfreulichen Fügung sollte man sich zufrieden geben und nicht noch einen Schuldigen für einen Schaden suchen, der überhaupt gar nicht eingetreten ist.

Das ganze Gerede über den Verlust oder verborgenen Verbleib wichtiger Nietzschemanuskripte stellt sich nur als nachträglicher Versuch gewaltsamer Ausflüchte aus einer ganz anderswoher erwachsenen Verlegenheit dar. Vor Overbecks Tode ist niemals die Edition der Umwertungsfragmente vom Archiv in einen ursächlichen Zusammenhang mit dem angeblichen Verlust fertiger, aber verloren gegangener Umwertungsteile gebracht worden. Gegen den Abschluß eines der drei weiteren Umwertungsbücher nach dem Antichrist spricht einfach alles. Ein sehr wichtiges Argument ist auch von Ernst Horneffer (in seiner Broschüre

„Nietzsches letztes Schaffen") nicht aufgeführt worden. Nietzsche, der in den letzten Monaten über seine Produktion so redselig war, immer schrieb, was er angefangen, zur Hälfte oder ganz vollendet habe, hat an keinen seiner zahlreichen Adressaten von einem neuen Titel oder einem neuen Teile der Umwertung geschrieben; er hat nur gesagt, die Umwertung sei fertig und damit, wie nun unumstößlich feststeht, nichts als den Antichrist gemeint. Den Zeitpunkt vom ersten bis fünfzehnten Oktober als mögliche Produktionszeit hat ja nun auch Peter Gast aufgegeben („Zukunft" vom 5. Oktober 1907 S. 29) durch die Besprechung des Ecce homo in dem von keinen andern als den bekannten Werken steht. Wie unmöglich ist es Nietzsche in seinem vorgerückt psychopathischen Zustande gewesen, im November oder Dezember noch einen Hauptteil zu schreiben! Nietzsches verarbeiteter Stoff war — auf deutsch gesagt — „alle". Ja er fühlte sich so sehr ausgenommen und stofflich erschöpft, daß er es sich sogar aus dem Sinn geschlagen hatte, vor der Ausgabe des „Antichrist" im übernächsten Jahre überhaupt etwas Neues anzufangen. Er hatte in seinen Augen genug geleistet und dachte zunächst an nichts anderes als nun ausschließlich der Agent dieser beiden Werke zu sein, des Ecce homo und des Antichrist. Mit dem Schluß des Ecce homo war der Quell der Erfindung Nietzsches völlig versiegt. Die Einbildung, er habe im November oder Dezember nicht mehr und nicht weniger als drei Hauptteile oder auch nur einen einzigen davon fertig gestellt, erinnert an eine Anekdote Gottfried Kellers: von einer Dame befragt, ob er wieder eine Novelle fertig habe, sagte er, sie meine wohl, mit seiner Schreiberei sei es bestellt wie mit dem Käsemachen. Jeden soundsovielten Tag ein neuer!

Nach dem Ecce homo keinerlei Produktion mehr

Nietzsches vermehrte Schreiblust im Jahre 1888 mag sich weiter bestätigt haben, auch als es mit der schöpferischen Spannkraft völlig zu Ende war. Hirn und Hand arbeiteten gewissermaßen selbständig weiter, auch als die Mühle leer lief. Das gilt besonders auch von den gelegentlichen Niederschriften, in denen man im Archiv ganz doktrinär und unbegründet ohne weiteres Konzepte und Entwürfe erblickt. Nietzsches monologische Existenz brachte es mit sich, daß er bei seinem einzigen Kameraden, seiner Schreibfeder, auch dann seine Zuflucht suchte, wenn er eben nicht schreiben und sich doch erleichtern wollte. Statt nun blindlings alle Schnitzel herauszugeben oder als heraus-

Papierschnitzel nicht Manuskripte!

gebenswert zu erklären, würde man besser tun, die vielfachen Stufen in der Bedeutung des von Nietzsche bis in seinen Wahnsinn hinein unaufhaltsam beschriebenen Papieres festzulegen. Und dann soll man doch zugeben, daß bei Nietzsche mit dem zunehmenden Wegfall der psychischen Hemmungen auch das Vermögen der Ordnung und Übersicht, so peinlich es früher gewesen sein und so sehr seinen Manuskripten zugute gekommen sein mag, gelitten haben muß. Die zu Ecce homo gehörigen Handschriften hatte er nicht säuberlich zusammengehalten; das Druckmanuskript war in Leipzig und doch schreibt Overbeck am 13. März 1889 an Gast: „Vier oder fünf Blätter, die dazugehören müssen, finden sich allerdings unter den bei mir liegenden Papieren." Mit diesen Turiner Papieren sind sie dann von Overbeck nach Naumburg weitergeleitet worden; nun verlautet, Frau Förster sei sehr viel später in die Lage gekommen fünf Blätter von Ecce homo die mit dem Originalmanuskript nicht zusammenhingen und ihr käuflich angeboten wurden, zu hohem Preise zurückzukaufen. Auch hieß es, das Druckmanuskript zum „Fall Wagner" sei in der Leipziger Offizin abhanden gekommen. Dieses Gerücht wurde dann aber als fälschlich hingestellt. Sicher ist, daß Peter Gast während seiner Herausgeberzeit Nietzscheesche unedierte Handschriften in einer offenen Schublade aufbewahrt und seinen für Nietzsche begeisterten Freunden vertrauensselig über die Gasse auslieh. Daß Nietzsches Manuskriptbestand Abenteuern ausgesetzt war, ist deshalb nicht gänzlich zu bestreiten; aber jedenfalls hat Overbeck ihnen völlig fern gestanden. Und dann wäre erst noch festzustellen, inwiefern bei den nachträglichen Angeboten angeblich verschollener Nietzschehandschriften nicht ganz einfach Autographenschwindel getrieben worden ist.

2. Der Dämmerzustand in Nietzsches Geist

Overbecks persönliche Verantwortlichkeit

Fragt man, wo lag damals bis zur Regelung der Vormundschaft der über Nietzsches Nachlaß verfügende Wille, so lautet die Antwort, er lag bei Overbeck und war ihm nicht von der Frau Pastor abgenommen worden, — seine aus Freundschaft selbstständig und eigenmächtig eröffnete Privatinitiative wurde nicht an ein Auftragsverhältnis umgetauscht, sondern in ihrem Verfügungsvermögen aufrecht erhalten und bestärkt. Die Frau Pastor

hat von ihren Rechten der Rechtsnachfolgerin gegen Overbeck Gebrauch zu machen aus Weisheit verzichtet, da sie sich überzeugte, sie könnte als Auftraggeberin aus Mangel an der nötigen Übersicht und Sachkenntnis doch nur Verwirrung stiften. Jedenfalls ist es Nietzsches alter Mutter niemals eingefallen, Overbecks Verhalten vor, bei und nach der Turiner Katastrophe hinterher noch unter die kritische Lupe zu nehmen; Meinungsverschiedenheiten hat sie nie anders als in der Form einer Bitte um Rat Overbeck vorgetragen und im übrigen immer wieder seine Hilfeleistungen als allzu reichlich zurückgewiesen und nicht etwa irgendwie Dienstleistungen von ihm gefordert. Also nicht ihr Lehenträger und Dienstmann, dem sie für seine pflichtgemäß und zur Zufriedenheit ausgeführten Amtsarbeiten wohlwollende Entlastung erteilt, nein — als ein unvergleichlicher Wohltäter, dem sie für unverdiente Güte in überschwenglicher Dankbarkeit ergeben war: das und nichts anderes ist Overbeck in jener schweren Zeit der Mutter Nietzsches gewesen. Aus den Briefen der alten Dame an Overbeck und seine Frau aus den Jahren 1889—1891 läßt sich ein ausführliches und anschauliches Bild aus der ersten Krankenzeit zusammenstellen.

Unauslöschliche Dankbarkeit der Frau Pastor

„Immer heißt es, wenn ich so erzähle: daß Sie, teurer und treuer lieber Freund, sich gleich nach Turin aufgemacht hätten: ‚Was muß das für ein wirklicher Freund sein, gleich eine solche Reise zu unternehmen und welches Glück noch, daß er gerade an ihn diese unglücklichen Tage schreiben mußte.'" „Das werde ich Ihnen bis zu meinem letzten Atemzuge auch nicht vergessen, mein lieber, guter Herr Professor," — schreibt sie den 13. Feb. 1889 aus Naumburg. Als sie in Jena den Kranken der Pflege des Hofrats Binswanger und seiner Ärzte übergeben und sich von der Zweckmäßigkeit der Anstaltsbehandlung vollauf überzeugt hatte, war sie an ihren Wohnort zurückgekehrt, blieb aber durch gelegentliche Besuche und regelmäßige Berichte über das Befinden ihres Sohnes auf dem Laufenden; dabei wurde sie nicht müde auf seine Genesung zu hoffen und alles nur Denkbare zu seiner Freude und Erleichterung auszusinnen. „Ich habe ihm jetzt eine Schlummerrolle fürs Bett mit zwei leinenen Bezügen genäht, was er so gern mochte für die Nacht, desgleichen ein Ruhekissen gemacht, und eine Art Keilkissen, passend auf ein gewöhnliches Sofa, wodurch es eine Longchaise bildet, welche, wie Fritz in einem seiner Briefe von Turin aus sagte, er seines Rückens halber

Mütterliche Liebesdienste beim Kranken

kaum mehr entbehren könne, was auch Prof. B. schon früher sagte, er meinte aber damals ‚dazu sei er zu unruhig', jetzt erinnerte er mich an das Kissen. Die beiden Kissen mit schwarzgrundigem baumwollenem Atlasstoff, worauf ein prachtvolles Rosenmuster sich befindet, selbst überzogen, am hinteren Ende eine kleine graue Schutzdecke mit roten Schleifen angebunden zum Darüberklappen, wenn es nötig ist, dazu ein Pappkästchen mit Windbeuteln, dem sogenannten ‚Topfmarktgebäck', welcher althergebrachte Markt leider von Palmarum bis heute hier war, und viele Erinnerungen der Kinder sich daran knüpfen, und gestern ist der mächtige Ballen nach Jena abgegangen." (Frühjahr 1889.) Bald traten an Nietzsche die beruhigenden Erfolge der Anstaltsbehandlung zutage. Er konnte sich in der Abteilung der ruhigeren Kranken halten. Er hatte jetzt mehr als früher das Bewußtsein krank zu sein und sich im Irrenhause zu befinden; die Wahnideen, die ihn im Anfang so glücklich gemacht hatten, verschwanden. Mit den andern Kranken unterhielt er sich nur wenig; einem Musikalischen, der oft Noten schrieb, sah er manchmal ein wenig zu. Er sprach meist französisch und fast ausschließlich über Musik. Über seine Werke befand er sich ganz im unklaren. Manchmal nahm er eine Zeitung zur Hand, doch nur auf fünf Minuten; dann zerknitterte er sie und zerriß sie. Mit der zunehmenden Hitze wurde er wieder aufgeregter und lauter, rief oft lange hintereinander Namen von englischen Ministern und verletzte sich einmal eine Hand, weil er eine Fensterscheibe zerbrach; als die kleine Wunde im Leihbibliothekzimmer verbunden wurde, sah er sich mit Interesse die Bücher an. Oft zeichnete er geometrische Figuren in den Sand, sprach von Drei- und Vierecken und schrieb sein Kopfweh einem Gift zu, das ihm die Großherzogin von Weimar gereicht habe. Er wurde von da an wieder mehr auf seinem Zimmer und im Bette gehalten. Zu seiner Mutter sagte er, als sie statt im Wartezimmer, das überfüllt war, im Hörsaal die Sprechstunde abwartete: „„Doch ein herrliches Zimmer, siehst du, hier halte ich meine Vorlesungen vor ausgewähltem Publikum, auch sind mir von Leipzig aus die besten Anerbietungen gemacht worden, ebenso wurde mir Rohdes herrliche frühere Wohnung angetragen." Dann aber fand er einen Bleistift, und da ich ein altes Kuvert hatte, fing er an darauf zu schreiben und war selig, in seinem Element zu sein. Auch konnte ich es nicht verhindern, daß er sich diesen und noch einen Bleistift aus dem Auditorium

Ihre Besuche im Wartezimmer der Anstalt

mitnahm, ebenso Papier, welches wir zuletzt entdeckten, und als ich auch scherzend zu ihm sagte: „Alter Fritz, du bist ja ein kleiner Mausedieb", meinte er, mir in das Ohr sagend, als er ganz vergnügt Abschied nahm: „Nun habe ich doch etwas zu tun, wenn ich in meine Höhle krieche . . ." " (3. August 1889.) — „Mein guter Fritz sieht jetzt ganz unverändert aus, so wie er in seinen gesundesten Tagen ausgesehen hat, auch in den Augen sieht er (denn ich habe sie mir besonders darauf angesehen) ganz gesund aus, hat auch sein heiteres Wesen, welches die Ärzte aber ‚affektiert heiter' nennen. Eher seine Sprache hat, wenn er besonders etwas Wichtiges sagen will, etwas Affektiertes, nämlich den Leutnantston. Aussehen und Haltung ist aber wie in gesunder Zeit, auch wenn ich mit ihm spreche und unterhalte, hat er z. B. an seinem Geburtstage, wo ich bei ihm war, wohl zwei Stunden kein falsches Urteil oder Wort gesagt. Ich gebe zu, daß man die Unterhaltung leiten muß; z. B. erkundigte er sich nach Försters, und als ich ihm sagte, daß wohl Förster einen Schlaganfall gehabt haben müsse, da Liesschen sehr besorgt darüber schrieb, meinte er: Zu wundern brauchen wir uns nicht, ein Mann wie Förster, welcher seinem Nervensystem schon so viel durch die antisemitischen Geschichten zugemutet hat und sich dort in ein ganz neues Feld einarbeiten mußte, dazu die Sorgen um die Mittel dazu hat seine Nerven einfach überreizt usw. Ebenso kamen wir auf seinen früheren Rektor in Pforta, den alten Peter, wo ich ihm erzählte, daß er halbblind sei und auch mit den Füßen so und so ginge, da meinte er: ‚Sollte man es glauben? diese stattliche Erscheinung! — da scheint er das Leiden des alten Professors Ritschl in Leipzig zu haben', dann sagte er: welche Verdienste der alte Peter um die lateinische, welche Verdienste er um die griechische Sprache habe, welche Prinzipien Geheimrat Banitz bei Besetzung der Rektorstellen verfolgt habe, welch andere wieder Wiese, sein Vorgänger. Erzählte auch seine damalige Reise mit Mazzini und wußte auch noch den italienischen Namen seines Begleiters, als sie über den Gotthardt fuhren. Auch erinnerte er sich des alten Konditors, ich wußte den Namen nicht, da sagte er Kintschy, wo er in der Klostergasse mit Rohde und Gersdorff verkehrt habe und daß dieses Café schon Hunderte von Jahren bestände und welche hohe und berühmte Persönlichkeiten schon dort verkehrt hätten. Zuletzt sah er sich das mächtige Irrenhaus an und meinte:

Nietzsches Erinnerungen an Leipzig

Wann werde ich aus dem Palast herauskommen? Ich sagte ihm, daß dies gar nicht mehr lange dauern werde, da meinte er zweifelnd: ‚ich habe doch viel Kopfschmerzen gehabt und bin in meinem Leben viel krank gewesen, auch oft Erbrechen‘."

Der Zwischenfall mit Dr. Julius Langbehn

Mitten aus diesem Zerfall seines Geistes werden wir an den Aufgang seines Ruhmes erinnert. Von phantastischen, unheimlichen Bewunderungen, wie durch gespensterhafte Schreckgeräusche angekündigt, steigt plötzlich sein Name raketengleich über dem verblüfften Europa empor. Hier treten die ergänzenden Vorzüge der Overbeckschen Tradition wieder in ihr Recht: die Episode Langbehn darf für die Biographie Nietzsches nicht verloren gehen. Denn für die Wirkung Nietzsches auf die Mitwelt ist dieser Vorfall geradezu typisch, eine Kette von Faszinationen! In so ungünstigem Lichte der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" dabei auch erscheinen mag — es wird doch schwer halten, ihn als Schwindler zu entlarven. Der Fall drängt darauf, symbolisch begriffen zu werden: die sensitive, neurasthenisch gewordene deutsche Bildung erlebt eine gewaltsame konvulsivische Bekehrung; sie sieht, dank einer Art Hysterie, in Nietzsche ihren Retter, ihren Erlöser. Nietzsches Ruhm ist nicht durch das Mittel der logischen Überzeugung zustande gekommen; er greift epidemisch um sich, wie eine Ansteckung, wie eine Besessenheit. Dem entspricht Langbehns Auftreten: die rationelle, methodische Krankenbehandlung der ärztlichen Anstalt durchbricht er gewalttätig, wie er meint, durch den Imperativ berechtigt, er habe der deutschen Nation einen großen Mann zu erhalten.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier die Darstellung um die Seiten 309—316 gekürzt worden.

Sein Umgang mit Nietzsche in Jena

Frau Pastor N. schreibt an Overbeck (21. November 1889): Der gute Herr Dr. war von der Persönlichkeit des guten Fritz ganz voll und entzückt und geht seitdem täglich mit ihm zweimal spazieren und berichtet mir dann ausführlich, und Fritz hatte gestern wieder zu ihm gesagt: ‚Ich glaube, Sie werden mich retten‘. Er hat

aber auch eine liebenswürdige Art mit ihm umzugehen, da er selbst eine kranke Mutter, welche Verfolgungsideen gehabt hat, früher besaß und durch seine Art und Weise mit ihr umzugehen, selbst ihre Umgebung in Staunen versetzt hat, und der Herr Dr. schrieb damals unter anderem: ‚Mehr Liebe als ich Ihrem Sohn entgegenbringe, kann er — von seinen Angehörigen abgesehen — bei keinem Menschen finden; denn das ist unmöglich. Sein Gedächtnis und seine Kentnisse sind erstaunlich; er erinnert sich an alles, was er erlebt hat und gelesen, und geht mit viel Verstand und Urteil auf jede Einwendung oder Bemerkung meinerseits ein. Eine Ausnahme findet nur statt, wenn er müde oder sonst körperlich angegriffen ist.‘ — Heute schrieb Herr Dr. L. unter anderem, daß sich der gute Fritz über jede Aufmerksamkeit wie ein Kind freue und sagt: ‚Er ist ein Kind und ein König, als Königskind, das er ist, muß er behandelt werden, das ist die einzige richtige Methode.‘“ Diese persönlichen Bemühungen Langbehns dauerten vierzehn Tage. Er erledigte während dieser Zeit die Korrekturbogen zu seinem „Rembrandt als Erzieher“; länger konnte er es vor Nervosität nicht aushalten, er reiste anfangs Dezember wieder nach Dresden zurück. Das Zusammensein Langbehns mit Nietzsche hatte sein Ende dadurch gefunden, daß Nietzsche im Beisein von Langbehn, von einem Zornanfall ergriffen, den Tisch umwarf, mit geballten Fäusten fortstürzte und nach dem Wärter schrie, worauf Langbehn sich nicht zu helfen gewußt hatte und heimlich davonschlich.

Langbehns Befreiungspläne

Auf diese gewichtigen Eröffnungen antwortete Overbeck Gast in einem Briefe vom 9. Januar 1890 zuwartend sachlich: „Ich schreibe nach Jena an einen mir dort von der Zeit meines Privatdozententums her bekannten Arzt, nicht als solchen, sondern weil mir sonst niemand einfällt, an den ich mich dort in dieser Weise wenden könnte, mit der vertraulichen Anfrage, ob er mir, was ich von der Behandlung Nietzsches erfahre — andere Namen als dieser bleiben natürlich ungenannt — als möglich bestätigen kann. Welchen Erfolg ich damit haben werde, weiß ich freilich nicht, da ich nichts über die Information meines Korrespondenten in dieser Sache weiß, oder nur die ihm dafür zu Gebote stehenden Quellen, auch, ungeachtet alles persönlichen Zutrauens, das ich habe, doch nicht recht weiß, inwiefern Rücksichten der Kollegialität mir im Wege sein werden. Doch ist dies für mich ein kapitaler Punkt, der vor allem, soweit es für

Overbecks schwere Bedenken

mich möglich ist, aufgehellt werden muß." — „Ein einziges Mal soll Nietzsche divagiert haben — über R. Seumes Vater — dagegen über die abstraktesten Probleme seiner Metaphysik sich völlig klar mit Dr. Langbehn unterhalten haben. Ich gestehe, daß ich gerade an der Stelle des Symptoms der Erstarkung gern etwas anderes sähe; was jetzt da steht, ist mir besonders unheimlich. Sie weisen mich ferner auf den einsichtsvollen Widerspruch, den Nietzsche beim Dr. Langbehn finde und fragen mich, was es schadet, daß Nietzsche über das Dionysische zurechtgewiesen wird? Gewiß nichts, aber worüber ich vor Staunen mich nicht lassen kann, ist, daß in diesem Augenblick an solche Erziehung Nietzsches gedacht wird. Und endlich ist es mir auch zu stark, daß der Doktor sich über Äußerungen Nietzsches sogar in Dingen von der Mutter nicht eines besseren belehren lassen will, wo er gar nichts wissen kann, sie jedenfalls mehr als er weiß. . . Noch ein Punkt, der mich beunruhigt: der geringe Drang Nietzsches, der sich aus allem, was ich erfahre, ersichtlich macht, nach der ihm zugedachten Befreiung." Langbehn hat später Nietzsches Mutter das folgende Schriftstück zugemutet: „Die Unterzeichnete verpflichtet sich hierdurch an Eidesstatt, für den Fall, daß die gerichtliche Vormundschaft über ihren Sohn Friedrich Nietzsche dem Dr. Julius Langbehn übertragen wird, jeden schriftlichen und mündlichen Verkehr mit dem letzteren — während der Zeit seiner Vormundschaft — zu meiden. Sie verpflichtet sich ferner an Eidesstatt, bezüglich etwaiger von ihr beabsichtigter Besuche bei ihrem Sohn — während der Zeit jener Vormundschaft — den Weisungen des Dr. Langbehn Folge zu leisten; insbesondere ihn von der Zeit ihrer ev. Ankunft und Abreise bei ihrem Sohn im voraus zu benachrichtigen. Selbstverständlich wird der Unterzeichneten, unter den obigen Bedingungen, der Besuch bei ihrem Sohn jederzeit gestattet sein, wenn sein Gesundheitszustand oder sein geistiges Befinden dem nicht entgegensteht." — Nun riß auch Frau Pastor N. die Geduld; doch wagte sie nicht, mit Langbehn sofort den Verkehr abzubrechen, da Gast ihr zu bedenken gab, Langbehn werde, wenn man ihm die Vormundschaft nicht gebe, einen zweiten Titel nachahmen und ein Buch schreiben: „Der Fall Nietzsche". Die Nachforschungen des Vormundschaftsgerichts über Langbehn blieben erfolglos, da von seiten des Verlags jede Auskunft über die Persönlichkeit des Anonymus verweigert wurde.

Langbehns Empfindlichkeit und Nervosität

Langbehns Revers an Nietzsches Mutter

Overbeck schrieb Gast (Basel, 16. Februar 1890): „Das Verfahren des Dr. Langbehn mit Frau Nietzsche, insbesondere das Dokument, das ihr zur Unterschrift unterbreitet worden ist, kann ich nicht anders als roh nennen. Und soll ich denn wirklich glauben, es sei Ihre Meinung — Frau Nietzsche schreibt es —, wenn Langbehn die Vormundschaft verweigert würde, so sei ein Buch von seiner Hand ‚Der Fall Nietzsche' zu besorgen? In diesem Falle bliebe ja, schrieb ich Frau Nietzsche zurück, nichts anderes als die Verweigerung übrig, denn wie soll man einen Menschen, der solcher Gemeinheit fähig wäre, vertrauensvoll seine Aufgabe mit Nietzsche unternehmen lassen, wäre er auch sonst, was ich auch jetzt nicht bezweifeln will noch kann, dazu höchst befähigt. Ein „Fall Nietzsche" könnte am Ende auch da herauskommen. Unangenehm unklar wird mir nun überhaupt sein Plan, ich meine in Hinsicht auf seinen Ernst. Fast scheint es mir, als triebe er ihn selbst zum Scheitern mit unerfüllbaren ‚Bedingungen'. An wen denkt Dr. Langbehn z. B. bei den Freunden Nietzsches, die ihn während der Jahre ‚vertreten' sollen, und was denkt er sich dabei? Und wie hat er Ihnen zuletzt die Pistole auf die Brust wegen einer raschen Entscheidung mit seinem Briefe vom 31. Januar gedrückt? Dieser liegt mir in Abschrift vor. Darin rieche ich (außer der Geschmacklosigkeit) die Unwahrheit in den Worten, er schreibe Ihnen stets ‚mit der kaltblütigsten Ruhe eines Schachspielers'. Trotz allem bin ich Frau Nietzsche gegenüber auch jetzt dabei geblieben, jeden wirklichen Rat meinerseits abzulehnen und sie auf Sie zu verweisen, wenn ich ihr auch meine höchst mißfälligen Eindrücke nicht verschwiegen habe, noch meine Besorgnis in Hinsicht auf die Schwankungen der Ihrigen. . . Daß auf jeden Fall auch noch Gericht und Binswanger im Wege des Herrn Dr. Langbehn liegen, ist mir unter den gegenwärtigen Umständen nicht unlieb. Unter diesen interessiert mich auch sein Buch sehr wenig, denn ich habe gegen diesen Zögling Rembrandts daneben zu starke Bedenken, und über die könnte mich im Falle, um den es sich handelt, auch ein gedrucktes Meisterstück nicht bringen. Ein solches ist jedenfalls der Titel, und es war denn auch das erste, das meine Aufmerksamkeit erregte, als ich das Buch vor einigen Wochen unter den Einsichtssendungen unserer Bibliothek fand. Ich blickte flüchtig hinein und wurde frappiert, interessiert wenigstens nur in seltsamer Mischung der Eindrücke. Dann kam in der Allgemeinen Zeitung, die ich halte, ein von

Overbecks Protest gegen Langbehn

„Rembrandt als Erzieher"

Dresden datierter Artikel darüber. Sofort sagte ich zu meiner Frau: sollte nicht L. der Verfasser dieses Buches sein? Die mir erinnerliche Verherrlichung des Niederdeutschen und Schleswig-Holsteins insbesondere fiel mir auch noch ein. Ich kehre also zu jenem Exemplar zurück, doch auch nur zu flüchtigstem Blättern. Meine Vermutung war am Tage der Ankunft Ihres Exemplares schon von Frau N. bestätigt worden. Inzwischen blätterte ich wieder im Buche; um es recht zu lesen, fehlt mir durchaus die Zeit, muß ich doch auch Rohdes mir neulich zugesendete Psyche, über den griechischen Seelenkult, die mich weit mehr anzieht, bis auf weiteres ganz liegen lassen. Soviel weiß ich auch von L.s Buch, ich mag es ganz und gar nicht. Es stehen gewiß tausend Wahrheiten darin, aber dann gewiß auch ebensoviele Dummheiten. Manches ist reine Simpelei. Ich schlage eben auf und gerate auf ‚Mommsen', was hier zu lesen steht, ist überaus trivial, simpelhaft der Passus über den Gebrauch der Antiqua im Deutschen, die Volkstümelei des Buches überhaupt in Simpelei ausartend. Dabei muß ich wieder über den Krieg lachen, den der Verfasser den Professoren macht: ich habe lange nichts in den Händen gehabt, was doktrinäreren Charakters wäre. Und ebenso in der Form: sehr gescheit und geschickt, doch auch hier ein steifer Stock, der gut tanzen gelernt hat. Und was mich vor allem in diesem Augenblick interessiert: das Ganze zu Nietzsche antipodisch, was, ich denke, auch der Erfolg des Buches zeigen wird. Sie rechnen wohl mit den Grundsätzen der Allopathie bei den Hoffnungen, die Sie von dieser Behandlung hegen. Wie dem auch sei, ich kann nur immer mehr mein Amen zu dem, was ohnehin tatsächlich der Fall ist, geben: Erledigen Sie selbst ganz und nach eigenem guten Glauben diese Angelegenheit. Das Buch — ich denke Sie verstehen mich nicht so, als ob ich überhaupt verkennte, daß es ein bedeutendes ist — ist jedenfalls nichts, was meine Zweifel beschwichtigen könnte."

„Ein steifer Stock, der gut tanzen gelernt hat"

Man darf sich, wenn man gerecht sein will, von Overbecks Verhalten im Falle Langbehn kein falsches Bild aufdrängen lassen, wie Leo Berg (Tägliche Rundschau, 12. November 1906) es versucht hat mit der Behauptung, Overbeck zeige sich völlig ratlos und lasse die Dinge gehen wie sie eben wollten, was wohl so viel heißen soll als: Overbeck habe durch ein schwankendes und widerspruchsvolles Verhalten jene Gefahr nicht so energisch beschworen, wie es seine Pflicht gewesen wäre. Dagegen

ist zu bedenken, wie sehr nur nach und nach Overbeck überhaupt in die Sache hineingekommen ist. Langbehn hatte sich erst an Frau Pastor N. herangemacht, und bis zum 7. Januar redete auch Peter Gast nicht aus eigener Erfahrung. Mit diesem Datum aber war für Overbeck auch schon die zweite Hälfte seiner Semesterarbeit angebrochen, die gleich wieder nach den eben abgelaufenen Weihnachtsferien durch einen mehrtägigen Urlaub zu unterbrechen einstweilen ja noch keine so dringende Veranlassung vorlag, wie es das Jahr zuvor der Fall gewesen war. Wenn aus den Briefen Gasts ihm trotz allen Urteilsschwankungen doch immer der unveränderte Kehrreim entgegentönte:

Overbecks vorläufige Orientierung

so mahnte der in Overbeck vorhandene Respekt vor Gasts Gesinnung und Urteilskraft, den eigenen, sofort sich mächtig regenden Widerspruch zunächst noch ein wenig im Zaume zu halten, bis weitere Meldungen ihn klarer sehen ließen. Nach Gasts letztem Brief vom 20. Februar wußte dann Overbeck freilich, was er zu tun hatte. Er benützte die erste Gelegenheit, die ihm sein Lehramt bot, zu einer Reise nach Jena — über die drei Tage der Basler Fastnachtsferien.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Overbecks Besuch in Jena

Dort sah und sprach er Nietzsche, dessen Mutter, Peter Gast und Hofrat Binswanger. Mit ebensoviel Takt als Bestimmtheit sah er überall zum Rechten und erreichte, daß von da an Julius Langbehn aus Nietzsches Leben ein für allemal verschwand; er und niemand sonst hat durch sein rasches und energisches Eingreifen den kranken Freund von diesem unheimlichen Verehrer befreit. Die gemächliche und bedachtsame Art seiner brieflichen Äußerungen verführt zu dem Vorurteil, er habe nicht zu handeln vermocht; in Wirklichkeit hat er auch da, wie schon in Turin, seinen ganzen Mann gestellt. So weiten Spielraum er der ihm in hohem Maße eigenen Herzenshöflichkeit und Rücksicht auf andere Wünsche und Ansichten einzuräumen vermochte, — nie hat er es so weit kommen lassen, daß es zu spät war, sondern immer noch zur rechten Zeit seinen klaren und unbestechlichen Willen zur Geltung gebracht. Übrigens war Langbehns Ansinnen dem Anstaltsleiter nicht zur Kenntnis gebracht worden; die an dem Pflegesystem geübte Kritik beruhte meistens auf den unhaltbaren Übertreibungen Langbehns, dem im

Gegenteil die Loyalität der Verwaltung auf Empfehlung von Nietzsches Mutter hin gestattet hatte, Nietzsche sogar in seinem Abteilungszimmer zu besuchen, während ihn sogar jene nur im öffentlichen Wartezimmer hatte sprechen dürfen. Auch die späteren Berichte der Frau Pastor N. an Overbeck enthalten freiwillige Richtigstellungen aller ihr und Gast von Langbehn unterschobenen Klagepunkte; mit Ausnahme jener vom Banne Langbehns beeinflußten Zeit galt der alten Dame die anstaltliche Verpflegung für durchaus einwandfrei, und die bald darauf erfolgte Übersiedelung in eine eigene kleine Mietswohnung ist lediglich auf den unwiderstehlichen mütterlichen Wunsch zurückzuführen, den kranken Sohn selber warten zu dürfen.

Nietzsches Austritt aus der Anstalt.

Nietzsches Befinden war beim Verlassen der Irrenanstalt um Ostern 1890 denkbar günstig. Overbeck, der geeignetste Zeuge zur Beurteilung der seit Turin erfolgten Besserung, war ehrlich erstaunt und hocherfreut, wie auffallend Nietzsche sich in diesem einen Jahr erholt hatte. Mitte Februar — wohl am 18. — war Frau Pastor N. zum dauernden Aufenthalt von Naumburg nach Jena übergesiedelt, und Nietzsche wurde morgens 9 Uhr aus der Anstalt geholt und blieb bis abends 6 Uhr in der Stadt;

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Als sich das Zusammenleben soweit bewährte, nahm der Gedanke, es außerhalb der Anstalt auch über Nacht zu versuchen, festere Gestalt an. Gasts Aufenthalt in Jena, der ein neues Zeichen für seine Hingebung an Nietzsche bedeutet, mußte nach etwa zwei Monaten sein Ende finden, da die durch Dr. Fuchs erwirkte Aufführung seiner Oper „Der Löwe von Venedig" in Danzig ihn von dannen rief. Am 13. Mai sodann nahm die Mutter den Sohn zu sich nach Naumburg zum bleibenden Wohnsitz.

Jena, 22. März 1890

Frau Pastor N.s Aufenthalt in Jena

Ich kann nur dem lieben Gott innig danken, welcher mir den Gedanken gegeben hat, hierher zu gehen. Der liebe Fritz ist höchst beglückt darüber und äußert es oft den Tag so und so viel Mal, natürlich stets mit einer herzlichen Umarmung verbunden. Auch kommt es mir vor, daß er von Woche zu Woche klarer werde. So spielte er vor einigen Tagen, wie täglich nach Tisch im „Stern", etwas, was mir so gefiel und doch nicht wußte, wohin ich es tun sollte, und gegen Abend frug ich ihn, was es gewesen sei, da antwortete er mir „opus 31 von Ludwig von Beethoven drei Sätze", ebenso gestern frug er mich, „ob ich nicht wisse, wer die Werke von uns Geschwistern bekommen habe, von Adalbert Stifter, welche in des Großpapa Öhlers Bibliothek gewesen und wohl Geschenk an denselben von Herrn v. Raschau gewesen wären". Ich erinnerte ihn, daß wir beide zusammen in Naumburg „die Schwestern von Stifter gelesen hätten", was er sich so gut erinnerte. Auch sein Klavierspiel hat etwas so Sinniges, so daß man merkt, er denkt dabei, auch spielt er meist piano, weil ich ihn darum gebeten habe, und natürlich jedesmal von neuem bitte, „damit er seine Nerven nicht aufrege", und er folgt so gut. Es ist aber auch vorgekommen, daß er sich von mir nicht mehr wollte führen lassen, da sagte ich, „ja, wenn du das nicht mehr willst, so werde ich abreisen, denn Prof. B. hat mir aufgetragen, dich stets zu führen". Gleich will er mich da wieder gut machen und umarmt mich gleich einmal auf der Straße und hält dann desto fester meinen Arm. Auch das Gestikulieren macht er weit seltener, ich mache ihm davor auch ohngefähr die Worte, die er dazu deklamiert und frage ihn, „wenn ich nun das zu dir sagte und die verdrehten Handbewegungen dazu machte, würdest du mich verstehen?", da will er sich darüber halb tot lachen, denn es ist meist, wenn ich ihm vorlese und sagt „weiter, Mutterchen". Ja, wenn es meine Stimme aushielte, ihm den ganzen Tag vorzulesen, er würde glücklich sein, wenn ich auch nicht glaube, daß er es behält, was er hört, aber dieses egale Gemurmel muß etwas Beruhigendes für ihn haben. Mit dem für die Nacht Hierhernehmen hatte ich mit B. gesprochen und wollte mir erst die Erlaubnis einholen, bevor ich Fritz etwas davon sagte. Der Revers wurde auch gleich ausgestellt und

Nietzsches Anhänglichkeit an die Anstalt

ich mußte ihn im Inspektorat unterschreiben, als ich aber dann Fritz darum befragte, meinte er: „es ist doch ein bißchen arg, laß mich nur heraufgehen, ich schlafe dort so gut." Auch ein andermal äußerte er: „er habe oben jemand, der ihn die Abende und Morgen so gut unterhielte, der wäre in aller Herren Länder gewesen" und so habe ich es gelassen, wie es ist. Ich hole ihn 1/2 10 Uhr früh, und er bleibt bei mir bis 3/4 7 Uhr abends, doch kann ich mich des Gedankens nicht verschließen, ob wir nicht schneller vorwärts kämen, wenn er gar nicht mit noch Nervöseren mehr zusammenkäme. Nach Naumburg gehen, davon will er nicht recht etwas wissen, auch habe ich erwogen, was es für einen Kampf täglich geben würde, wenn ich ihn nicht in sein Kabinett mit seinen Büchern ließe. Ebenso, wenn er nicht, wie früher, Klavier spielen könne, so oft er wolle, desgleichen allein ausgehen, wie er es früher getan, um Zeitungen zu lesen und in der Konditorei etwas trinken, seinen Lieblingsspaziergang unmittelbar an der Saale nicht machen zu dürfen usw. usw. ... Wirklich, man muß sich erst mit dem lieben Kinde einleben, und ein Fremder kann das nicht, z. B. drehen wir uns jetzt einfach um, wenn jemand an uns vorüberkommt und betrachten uns die Gegend, weil er nicht mehr grüßen will, oder ich schreite mit ihm plötzlich über den Fahrweg und so ist er selbst befriedigt und meinte bei solcher Gelegenheit gestern: „wieder einmal der Gefahr entronnen". Auf unserem Morgenspaziergang begegneten wir neulich vom Schießstande dieser zurückkehrend einen Offizier, wo ich mich auch mit ihm umdrehen wollte, doch dazu war er nicht zu bewegen, so reichte er ihm dann die Hand, ich bat sie ihm gütigst zu geben, „einst auch Artillerist, jetzt Professor und überarbeitet", was er sofort verstand und sie ihm freundlichst reichte. Dasselbe sollte am selben Nachmittage eine junge Dame tun, welche entsetzt zurückwich, ich hielt ihn fest am Arm und wanderten weiter, ihm eine kleine Predigt haltend (denn erzürnen will ich ihn und darf ihn nicht), „es nicht zu tun, die Leute erschreckten sich ja, wie er selbst sähe und zuletzt dürften wir gar nicht mehr unsere schönen Spaziergänge machen, wenn die Leute es bei Binswanger anzeigten." Heute Sonnabend, wo wir von unserem großen Nachmittagsspaziergang heimgekehrt sind, habe ich ihm noch etwas vorgelesen, ihm aber jetzt gesagt, ich müsse Ihren Brief fertig schreiben und er müsse nach den beiden Gängen schlafen und so wollten wir uns beide recht ruhig verhalten und er schläft.

Nietzsches Freude an den Menschen

— Danken, ja tausendmal danken muß ich Ihnen aber noch besonders, mein guter Herr Professor, für gewiß nur Ihre freundliche Fürsprache, daß unser lieber Kranker eine so gütige Zulage erhalten soll und Sie sind auch vielleicht der freundliche Übermittler es an geeigneter Stelle zu tun in meinem Namen. . . .

Jena, 30. März 1890

. . . Überhaupt mir kommt es vor, als ob wir schon diese acht Tage so viel weiter gekommen wären und er sieht jetzt so natürlich aus, lacht so natürlich, ja heute Nachmittag, wo ich ihm aus dem Buche des Herrn Köselitz, das er uns schickte, wieder vorlas, war er ganz der Alte. Auch Fr. Dr. hat dieselbe Bemerkung gemacht, ohne daß ich mit ihr darüber gesprochen hatte, daß es ihr erschien, als sähe er von Tag zu Tag natürlicher aus. Er spricht auch so gescheite Sachen, ißt mit mehr Anstand, gibt etwas darauf „gut auszusehen", grüßt auch weit seltener deshalb, weil ich ihm allemal den Hut aufsetzen muß und ihm dabei sage, er dürfe ihn nicht wieder abnehmen, sonst säße er wieder nicht gut, spielt wunderhübsch Klavier, wenn ich es auch nicht lange nach Tisch dulde, kurz, ich hoffe zu Gott, daß alles wieder gut werde. Die rechte Hand auf seiner Stirn und ihm vorlesen, ist ihm das allerliebste und bekomme da immer einmal einen Handkuß und ein Zuflüstern: „Ich bete dich an, mein liebes Mutterchen". Auch schmeckt es ihm vortrefflich, und natürlich ist es meine Hauptaufgabe mit, ihn mit Schinkenbrötchen, frischer Milch, Eiern, Kakao, Apfelsinen, Limonade zu erquicken und aufzufüttern. Gestern habe ich seine Sachen aus der Anstalt holen lassen und den Ärzten schriftlich Bericht erstattet, dahin gehen will er nicht, oder vielmehr ich mute es ihm gar nicht zu, da er die Gegend bei unseren Gängen ganz meidet. Ich verlasse das liebe Kind nicht wieder und es tut mir immer leid, daß ich mich jedesmal, wenn ich ihn zu mir nehmen wollte, mich von den Doktoren irre machen ließ und somit es nicht früher getan habe, ihn zu mir zu nehmen . . .

Naumburg, 28. Mai 1890

Nietzsche in Naumburg

. . . Seine Erinnerung ist bis Turin ganz gut, von da an aber ist ihm jeder Tag und jeder Gegenstand, wenigstens unsere täglichen Spaziergänge z. B., fast täglich neu und freut sich so an dem Wald, auch was ich ihm vorlese, glaube ich nicht, daß er

es fasse, auch Erklärungen meinerseits hat er nicht gern, nur hat er Freude, wenn ich in einer Tour lese und recht viel heruntergelesen habe. Nun ich hoffe, daß sich alles mit Gottes Hilfe mit der Zeit wieder finden wird. Haben wir doch oft unsere kleinen und großen Späße miteinander, wo er ganz in alter lieber Weise so herzlich lacht . . .

Naumburg, 7. Juni 1890

. . . Es gab den Tag über keine Minute wieder zum Schreiben, selbst den Abend nicht, wo wir auf der Veranda waren, da Fritz so sehr wünschte, das nahe Konzert von dort aus mit anzuhören. Er selbst spielt alle Tage ein wenig, teilweise seine kleinen Kompositionen oder aus einem alten Choralbuch Choräle, so spielte er auch Sophiechen Pinder bei ihrem vorgestrigen Besuch daraus vor, zeigte ihr dann die Personen zweier Albums, und als ich von dem einen Verwandten, den P. auch kannte und Fritz in Leipzig viel zusammen war, sagte: „Denke, Sophiechen, der ist im vorigen Jahre gestorben", da sah ihn Fritz noch einmal im Bilde an und sagte, denn es war ein so guter Mensch: „selig sind die Toten, die im Herrn sterben", überhaupt macht sich bei ihm diese religiöse Stimmung mehr denn je geltend, erzählte mir auch in den Pfingsttagen, als wir ganz still auf der Veranda saßen, wo ich eine alte Bibel liegen habe: daß er in Turin die ganze Bibel studiert habe, und sich tausenderlei notiert habe, als er mich animierte, den und den Psalmen oder das und das Kapitel ihm vorzulesen und ich meine Bewunderung aussprach, woher er so bibelkundig sei.

Nietzsches Bibelfestigkeit

Dabei komme ich auf die von Ihrer Güte aufbewahrten Turiner Kisten, welche Sie wohl gütigst noch aufbewahrten, da er kein Wort seit jenem Morgen wieder erwähnt hat. Herr Durisch in Sils-Maria hat noch einen Reisekorb voll und wohl noch andere Sachen, davon Herr D. im vorigen Jahre schrieb, als ich mir für Fritz dessen weiße Hosen alle schicken ließ, ich bat ihn damals, sie noch aufzuheben und Fritz meinte neulich auch, die lassen wir noch bei Herrn Durisch. . . .

Naumburg, August 1899

. . . Sorgen Sie sich aber nicht, mein guter Herr Professor und meine gute Frau Professor, hinsichtlich „Katastrophen", ich würde gerade so wie Sie immer wieder daran erinnern und darauf hinweisen, denn natürlich ist unser lieber Kranker noch nicht klar

in seinem Geiste, aber ich habe geistig und körperlich die beste Kraft über ihn. Will er einmal etwas durchsetzen, es sind bisher nur Kleinigkeiten geringfügigster Art gewesen, so schließe ich einfach die Vorsaaltür zu und gehe ruhig zur Seite, ohne ein Wort mit ihm zu sprechen. Ein kurzes Weilchen und er kommt zu mir, meine Hand küssend und „Wie wolltest du's" und „Sehr gut, sehr gut, mein liebes Wesen" und macht es so wie ich wollte. Natürlich lasse ich ihm, wenn er das und das will, was ihm Freude macht und nichts Schädliches für ihn daraus entstehen kann, auch seinen Willen oder frage ihn, möchtest du das so oder so haben, damit er in meinem Regiment keine Tyrannei etwa empfinden könnte, und spreche mich auch ganz offen zu ihm aus, so daß das Mißtrauen, was er aus der Anstalt mitbrachte, vollständigem Vertrauen Platz gemacht hat. Wir waren heute vor acht Tage auf der Freunde Krugs Bitten, „wenn es meinem Sohne Spaß machen sollte", in Krugs Haus am Markte und sahen den allerliebsten Zug aller Innungen, welche auf mächtigen L . . . . ihr Gewerbe aufgebaut hatten zu Ehren des fünfhundertjährigen Schützenfestes, mit an, dazwischen die alten Herzöge von hier und Zeitz, und die Raubritter alle zu Pferde und im damaligen Kostüm, desgleichen Prokop mit einem Zug weißgekleidete Kinder, und was noch alles, mit drei Musikchören und 700 Schützen, welche den Schluß machten. Fritz machte das Ganze großen Spaß und hat oft so herzlich und ganz wie früher darüber gelacht. Dazwischen kam eine Pinder oder eine Krug und unterhielten sich mit ihm, wo er immer gleich so interessante Dinge zu erzählen wußte, ja Musikprogramms von Italien angab bis ins Detail, daß es eine wahre Freude war zuzuhören. Nachdem machte ihm die geschmückte Stadt viele Freude und tranken dann mit einem Pförtner und Suschen W . . . . zu Hause Kaffee, wo ich sein Schlußgedicht im Zarathustra (was ich ihm öfter vorlesen muß) vorlesen mußte, und spielte etwas Klavier uns vor. Ja, wir gingen zwei Abende sogar auf den mit Karussellen und allen möglichen Buden und Konzert dicht mit Menschen gefüllten Schützenplatz (von mir noch nie besucht), aber er wollte es gern und es machte ihm offenbar Freude, ebenso die andern Tage, wo wir das Feuerwerk zweimal von fern auf unserem Spaziergange sahen und das Konzert hörten. Sein körperliches Befinden ist Gott sei Preis und Dank ein ganz normales . . .

„Das Mißtrauen, das er aus der Anstalt mitgebracht hat"

Klavierspiel und Lektüre

De Hessem und Lauterbach

. . . Das Anliegen des Franzosen Louis de Hessem, welche Angelegenheit ich gebeten habe, daß dieselbe Herr Köselitz mit Ihnen bespricht, ist die zweite Bitte, guter Herr Professor, alles, wie Sie gütigen beiden darüber bestimmen, soll mir recht sein, ich verstehe das nicht. Sodann war ein Herr Privatdozent Lauterbach aus Leipzig allhier und sprach Fritz etwa eine halbe Stunde, dieser Herr will über unseres lieben Patienten Werke diesen Winter in Leipzig Vorlesungen halten, und zwar in der akademisch-philosophischen Gesellschaft. Freilich kam er mir nur geistig und leiblich kaum stark genug vor, das Ganze in der wirklichen Bedeutung zu erfassen, wir wollen aber das Beste hoffen. . . Im übrigen ist mit meinem lieben Sohn alles gut und friedlich fortgegangen. Er sieht sehr gut aus, auch sein Auge hat seinen lieben alten Ausdruck, aber sein Gedächtnis ist, wie es mir scheint, am stärksten betroffen, denn was seit der Katastrophe mit und um ihn passiert ist und täglich vorkommt, davon kann er sich wohl wenig Rechenschaft geben, während was bis zu diesem Zeitpunkt in seinem lieben Kopf vorhanden war, lebt wohl fast ungeschwächt in seiner Erinnerung. Ich trauere doch noch immer um den schrecklichen Langbehn, dessen Art mit Fritz zu verkehren und seinen Geist zu wecken, viel für sich hatte. Das Einzige beruhigt mich, daß er es mit seinem Temperament, wie Herr Köselitz auch schreibt, nicht sechs Wochen ausgehalten hätte und würde sich mit den Direktoren einer Privatanstalt nicht 8 Tage vertragen und immer wieder gewechselt haben. Herr K. schreibt: „Ich kann selbst heute noch nicht an die Ernstlichkeit seiner Absicht glauben, für die Heilung Ihres Herrn Sohnes etwas zu tun. Es war eine Spiegelfechterei. Er fing es darauf an, nichts tun zu können. Ein wirklich großer Mensch wäre ganz anders an die Sache herangegangen, als dieser plebejisch mißtrauische Mensch. Für meinen Geschmack hat Dr. L. einen Stich ins Verrückte usw." — Das Betrübende ist nur, daß man keinen passenden Menschen so leicht für unseren lieben Kranken findet, und ich halte es jetzt fast für notwendig, daß er jeden Tag eine geistige Nahrung erhalten muß, auf daß gleichzeitig sein Geist wieder geweckt wird und, damit nicht verarmt, was noch vorhanden ist. Ich schrieb an Prof. Deussen, den ich doch in Kiel wußte, aber ein alter Verehrer von Fritz, der neulich kam, um ihn persönlich kennen zu lernen, ein Dr. Pachnicke aus Berlin meinte

Reuige Sehnsucht nach Dr. Langbehn

aber, er sei noch in Berlin, und so frug ich bei ihm an (denn er war doch vor Jahr und Tag besonders hierher gekommen, um den alten Freund zu besuchen), ob er, wenn er wirklich noch in Berlin sei, nicht den Rest seiner Ferien vielleicht hier (mit seinem Frauchen auch) zubringen könnte, Naumburg und Umgebung böte doch so viel, um ein bis zwei Stunden täglich dem Freunde zu widmen. Er ist aber, wie er schreibt, in Kiel und augenblicklich im Begriff mit seiner Frau eine Reise nach Italien anzutreten; und es muß jemand sein, der ihn und seine Schriften kennt, um seinem Ideengang behilflich zu sein. Es ist eine wahre Sorge, ebenso sorgt sich meine Tochter darum, bis jemand gefunden ist. Ihr liegen natürlich Dr. L.s Worte: Ich verlasse Ihren Herrn Sohn nicht eher, als bis er gesund ist usw., gerade wie mir in den Ohren, wenn er auch ein andermal die vollständige Genesung in seinen Briefen anzweifelt. Der Vormundschaftsrichter erkundigte sich auch als ich dort war nach ihm und hatte gelesen, daß man sich bei dem Herausgeber des L.schen Buches erkundigt habe, „wer dieser Deutsche wäre," und die Antwort war darauf gekommen: „daß jede Auskunft über die Persönlichkeit verweigert werde". Ich weiß nur soviel, daß ich dem Mann nichts zuleide getan habe; daß ich die Übersiedlung um etwa 8 Tage hinausschob, wegen des Auftrittes meines Sohnes in Langbehns Beisein, war doch nur natürlich. — Doch nun noch zum Schluß des in vier Absätzen geschriebenen Briefes, Herrn Thränhardts Antwort: „daß wirklich alle Papiere meines Sohnes durch Ihre gütige Hand geschickt werden müssen." Wie gern hätte ich sie bei Ihnen gelassen!!!

Die Weitersendung der Turiner Kisten

Naumburg, 29. September 1890

. . . Käme etwas Besonderes bei meinem lieben Fritz vor, müßte ich mich nach Jena um Rat wenden, ihn aber wieder in eine Anstalt zu bringen, von Jena ganz abgesehen, würde ich glaube eher mein Leben daran setzen als das zu tun. Hinsichtlich Ihrer werten Anfragen, ob er sich für seine Schriften mehr interessiere, kann ich nur sagen, daß er sehr gern darin liest, wenn ich es ihm gestatten würde, aber was er auch liest, merke ich nach kaum fünf Minuten wie die Stimme zittert, wenn auch jetzt nicht mehr so wie früher. Ist er doch selig, wenn ich ihm einmal das Kabinett, wo seine Bücher stehen, aufschließe und nimmt da natürlich allemal eines seiner Werke mit heraus, auch den Zarathustra, den

ich aber gelegentlich wieder an seinen Platz brachte. Im Verkehr mit Menschen verhält er sich zunächst ruhig, doch ist er mit Interesse bei dem Gespräch und ich ziehe ihn bald mit hinein, wo alles, was er sagt, Sinn und Verstand hat, auch das Grüßen tut er nur, wenn ich es ihm sage. Mein Bruder war doch da und ging mit ihm, wie in seinen gesunden Tagen mit ihm um, ganz harmlos, empfing ihn gleich, daß sie beide wohl die größten Schnurrbärte in der Familie hätten und sonst manch kleiner Spaß, worüber er ganz herzlich mitlachte. Sie unterhielten sich auch weiter ganz gut mehrere Stunden. . . Auch in dem Dämmerstündchen, wenn ich nicht mehr zum Lesen sehen kann und das Strickzeug nehme, ist seine Unterhaltung so gut wie gestern, wo er mir so viele Einzelheiten über Rom erzählte, und über den Basler Männerchor, ferner über Liszts Stammbaum, desgleichen Wagners und Frau Cosimas und alles in das einzelnste. Von Lauterbachs Unterhaltung weiß ich nur, daß sie ganz gut war und er seinem Brief nach den besten Eindruck empfangen hat. Er erzählte ihm, an welchem Orte er seine Werke geschrieben habe, frug, wo er in Leipzig und zu welcher Zeit er die Vorlesungen halten wolle usw. Hinsichtlich der Vorlesungen von G. Lauterbach meint Köselitz, ich solle die Sache nur gehen lassen, mache er es nicht gut, käme auf ihn die Schuld, die Hauptsache wäre, daß eine Vorlesung über seine Werke stattfände, er scheint ganz eingenommen davon zu sein und meinte den Autor einst selbst reden zu lassen. . .

Nietzsches Gedächtnis

Naumburg, 5. Oktober 1890

. . . Noch wollte ich Ihnen lieben Beiden von meinem lieben Fritz sagen, daß ich in der erwähnten Dämmerstunde, wo es oft so dunkel ist, daß wir uns gar nicht sehen, eine Art Gedächtnisübung mit ihm anstelle, ihn z. B. nach Epikur, Aristoteles usw. fragte „erzähle mir einmal, wer das war" und so viele hervorragende Geister. Da erzählt er mir eine Stunde lang, indem er auf das kommt, warum sie sich auszeichneten, auf das geistreichste, und von da wieder auf andere berühmte Persönlichkeiten, so daß es mir immer leid tut, daß es nicht jemand geschulter und gelehrter hört und ihm Entsprechendes erwidern könnte, während ich nur weitere Erläuterungen und somit Fortsetzung der Unterhaltung erstreben kann. Auch kam er gestern auf Giuseppe (den Zunamen habe ich vergessen, Sie wissen aber gewiß, wen ich meine) und hat mir von ihm viel erzählt. . . [Mazzini].

Naumburg, 28. Februar 1891

. . . Nur das Gegenwärtige interessiert ihn wenig, während er für das Vergangene im Verhältnis ein sogar ausgezeichnetes Gedächtnis hat, so daß, wenn ich ihm vorlese und frage, wer der oder das eben Genannte ist: gibt er mir nach einigem Besinnen immer die ausführlichste Auskunft, so vorgestern, wo ich ihn frug, wer Zola wäre, da frug er: steht nicht Emil vor dem Namen? und berichtete dann weiter: „er ist Romanschriftsteller, lebt viel in Paris und ist aus Oberitalien, ein Bergamasker." So vor einigen Tagen las ich ihm aus unserem Kreisblatt vor: daß Prof. Dr. Rudolf Bastian nach Berlin zurückkehren werde. Ich fragte ihn nun um alle Persönlichkeiten, um sein Gedächtnis zu wecken, und sah auch, wie er die Nachricht mit besonderem Interesse aufnahm. Da meinte er: „Bastian lebte bisher in Sibirien (ist das richtig?) und ist der beste Kenner für Völkerrecht oder Kunde? Prof. Bachofen in Basel, welcher bester Kenner des Mutterrechts ist, stand mit ihm in Briefwechsel," und erklärte mir auf meine Bitte, was ich unter Mutterrecht zu verstehen habe, ich dächte, er habe da von einem Engländer gesprochen, der es geschildert und auf das Oheimrecht besonderen Wert gelegt habe. Ich frug ihn weiter: du warst wohl manchmal bei Prof. Bachofens in Basel, und war nicht Frau Professor Bachofen trotz ihrer erwachsenen Kinder noch eine sehr hübsche Frau? Jawohl, sagte er, und sie spielte wunderschön Klavier und spielte mir einmal den und den Marsch (ich kann mich auf den Namen nicht mehr erinnern) vor. Gestern wieder hat er mir so viel vom Gardasee, Riva und Arco, Cosenza, viel erzählt. . .

Erinnerungen an seine Lektüre

Naumburg, 15. April 1891

. . . So manches scheint übrigens hinter meines Sohnes Rücken, oder wohl mehr Krankheit zu geschehen, so hörten wir jetzt durch einen dritten zufällig, daß von „Jenseits von Gut und Böse" eine zweite Auflage erschienen sei, ebenso daß durch des Kopenhagener Gelehrten damalige Vorlesungen angeregt, jetzt die drei Teile Zarathustra dänisch durch einen andern erschienen seien, und nichts ist doch an den Autor gezahlt worden, auch hinsichtlich der Angelegenheit von dem Herrn de Hessem, wovon sich doch der gute Herr Köselitz ziemlichen Gewinn für Fritz versprach, hat man nichts wieder gehört. — Mit meinem lieben Patienten geht es wie bisher fortan gut und freundlich, meist still, aber z. B. vorgestern hat er mich auf dem ganzen Spaziergang von den Schweizer

Verbreitung von Nietzsches Schriften

Verhältnissen unterhalten, nur gehört ein gewisses Geschick dazu, die Unterhaltung durch Fragen oder eine Bemerkung weiter zu führen. So auch gestern ausführliche Beantwortung meiner Frage, wer Archilochus gewesen und was er getan habe. Doch meine Zeit ist zu Ende und ich habe ihm schon ausnahmsweise von Alvine, welche in jeder Art trefflich sich nimmt, das Frühstück reichen lassen. . .

Naumburg, 29. Juni 1891

. . . Mein altes Herzchen steht am offenen Fenster und hört einem Konzert im nahen Schützenhause zu, wie er überhaupt öfter einen Konzertgenuß hat, indem wir dann unsere Schritte bei unserem Spaziergang in diese Gegend wenden. Wie vorgestern hörten wir ein schönes Konzert am Abend von dem berühmten Walther, welcher mit seiner Wiener Kapelle hier konzertierte. Gestern Sonntag Morgen ein Frühschoppenkonzert auf dem Bürgergarten usw., denn es interessiert ihn doch jeder musikalische Ton, und er kommt einem wie die Biene vor, die von der wenn auch ganz unscheinbaren Blüte doch den Honig herauszieht. Ich sagte ihm, daß ich an Sie schreibe, und suchte nun eine Unterhaltung, was er sich von seinem guten Overbeck erinnere, anzuknüpfen, da meinte er: „er heißt Franz, und Frau Professor Ida und ist eine geborene Rothpletz. Er hat mich zuletzt in Turin besucht, wo ich Klavier spielte und dazu sang, ich glaube er fand es recht albern. Er nahm mein Geld damals an sich und auch ein Kästchen mit Wagners Biographie und Briefen, Frau Cosima hat die Biographie mit großer Delikatesse geschrieben, ich habe die Kritik in die Norddeutsche Zeitung gemacht, es war etwas schwer. Bonfantini in Basel hat sie gedruckt; außerdem noch viel für Wagners." Auf meine weiteren Fragen, was ich natürlich schon oft getan, worüber Sie Vorlesungen gehalten hätten? meinte er: „Über alte Kirchengeschichte, Julian Apostata, über Diognet, er interessierte sich sehr für die Basler Vorträge, hat auch über die Freiheit des Willens und über die Christlichkeit der christlichen Kirche geschrieben. Ich habe in Basel die Geburt der Tragödie geschrieben, die Wagner sehr gefallen hat, und er nannte mich infolgedessen den dionysischen Menschen. Auf der Tellsplatte habe ich meine Antrittsrede über Homer geschrieben und fand dort gute Gesellschaft, Herrn und Frau Osenbrüggen, besten Kenner der Züricher Geschichte, und Frau Exner, eine Rechtsgelehrte aus Wien." Als ich ihn gefragt, was er

Erinnerungen an seine Freunde

sich alles von Ihnen erinnere, nahm ich gleich eine Schiefertafel zur Hand, und als er sah, daß ich es aufschrieb, schien es ihm zu

Herzlichen Grüße und Dank
von Deinem Freund Nietzsche

Jedenfalls war die Feder nicht passend.
eigentlich schreibt er ganz hübsch wie neulich ein dickerbes
Briefchen an Lieschen wo sie sich noch entwickelte, „er habe so schön
geschrieben wie gedruckt"

Handschrift Nietzsches mit einer Nachbemerkung seiner Mutter aus einem Brief an Franz Overbeck vom 29. Juni 1891

Verhältnissen unterhalten, nur gehört ein gewisses Geschick dazu, die Unterhaltung durch Fragen oder eine Bemerkung weiter zu

sich alles von Ihnen erinnere, nahm ich gleich eine Schiefertafel zur Hand, und als er sah, daß ich es aufschrieb, schien es ihn zu animieren immer mehr zu reden, und so will ich es jetzt öfter tun. Was freilich nun richtig und unrichtig ist, weiß ich nicht zu beurteilen, da es ohne kleine Verwechslungen nicht abgeht. Immerhin denke ich, daß es Sie Gütigen sehr interessieren wird, einmal eine derartige Unterhaltung zu hören, und Sie freuen sich, das weiß ich, mit mir, daß sein liebes Gedächtnis doch nicht ganz geschwunden ist. Ich frug ihn, ob er noch ein paar Worte, die ich ihm freilich diktieren muß, dazu schreiben wolle, da nickte er, und so will ich nun schließen, als

Ihre ewig dankbare Nietzsche.

[Eigenhändige Nachschrift Nietzsches nach dem Diktat der Mutter. Die Züge seiner Hand, aber zur ungeschickten großen Kinderhandschrift entartet:] Nietzsches eigenhändiger Gruß

„Herzliche Grüße und Dank von Deinem Freund Nietzsche."

Nachschrift der Mutter: Jedenfalls war die Feder nicht passend. Eigentlich schreibt er ganz hübsch, wie neulich ein diktiertes Briefchen an Lieschen, wo sie ihm auch antwortete „er habe so schön geschrieben wie gedruckt."

Die Abenddämmerung in Nietzsches Geist

Meines Erachtens besteht der urkundliche Wert dieser rührenden mütterlichen Berichterstattung sowohl in der sehr anschaulichen, bei aller Naivität unmittelbar und klug aufgenommenen Krankenbeobachtung, als auch in der Entschleierung der tatsächlichen Anfänge von Nietzsches Ruhm. Danach erscheint Nietzsches Geistesnacht, obwohl unheilbar, doch noch nicht als die totale Finsternis, in die sie im Laufe der Jahre übergehen sollte, Nietzsche lebte in dieser ersten Zeit in einem dämmerhaften Schattenreiche; sein damaliger Zustand kann mit der großartigen Szene der Totenfahrt in der Odyssee insofern verglichen werden, als für ihn, dessen Bewußtseinsschwelle im matten, kaum noch durchscheinenden Zwielichte dalag, das Schattenreich dennoch dicht bevölkert war: aus den Tagen des Lichtes schwebten Freund und Feind einträchtig zu ihm in seine Unterwelt hernieder, nicht um ihm seine Ruhe zu stören, sondern um sich noch einmal von ihm grüßen zu lassen. Wer erinnerte sich da nicht unwillkürlich an das herrliche Schlußstück der „Vermischten Meinungen und Sprüche" (Aph. 408)! Es ist betitelt „Die Hadesfahrt" und klingt wie eine Prophezei-

ung auf das Geschick, das Nietzsche zehn Jahre später erreichte: „Auch ich bin in der Unterwelt gewesen, wie Odysseus, und werde es noch öfter sein; und nicht nur Hammel habe ich geopfert, um mit einigen Toten reden zu können, sondern des eignen Blutes nicht geschont. Vier Paare waren es, welche sich mir, dem Opfernden nicht versagten: Epikur und Montaigne, Goethe und Spinoza, Plato und Rousseau, Pascal und Schopenhauer. Mit diesen muß ich mich auseinandersetzen, wenn ich lange allein gewandert bin, von ihnen will ich mir Recht und Unrecht geben lassen, ihnen will ich zuhören, wenn sie sich dabei selber untereinander recht und unrecht geben. Was ich auch nur sage, beschließe, für mich und andere ausdenke: auf jene Acht hefte ich meine Augen und sehe die ihrigen auf mich geheftet. — Mögen die Lebenden es mir verzeihen, wenn sie mir mitunter wie die Schatten vorkommen, so verblichen und verdrießlich, so unruhig und ach! so lüstern nach Leben: während jene mir dann so lebendig scheinen, als ob sie nun, nach dem Tode, nimmermehr lebensmüde werden könnten. Auf die ewige Lebendigkeit aber kommt es an: was ist am „ewigen Leben" und überhaupt am Leben gelegen!"

So seltsam wie sein Glanz am hellen Tage war der abendliche Untergang von Nietzsches Geist.

3. Die erste Verwaltung des Nachlasses durch Overbeck und Peter Gast

Es sind nun in Kürze die Schicksale von Nietzsches Nachlaß zu berühren, insofern Overbeck eine Verantwortung daran zuzusprechen ist. Auch mit Nietzsches Papieren hat Overbeck es keineswegs nur so treiben lassen, wie es gerade kam, sondern ebensoviel Überlegung und einen ebenso festen Willen dafür aufgewendet wie für das Schicksal von Nietzsches Person. Es begann mit einer etwas unvermittelten Korrespondenz, die Overbeck mit dem Ingenieur Max Seiling in Helsingfors zu führen hatte. Von diesem traf Ende Februar 1889 ein eingeschriebener Brief an Nietzsche ein, dessen Öffnung Overbeck zufiel. „Allerdings stieß ich", berichtet er darüber am 13. März an Gast, „auf ein sehr seltsames Aktenstück: in der Form ein ganz sonderbares Gemisch von Bewunderung und (— — — —) Grobheit, in der Sache im wesentlichen eine Beschwerde über einen geistigen Diebstahl an dem-

M. Seilings Brief an Nietzsche

selben. Ich glaubte dem Verfasser unter den obwaltenden Umständen nur einen Dienst zu erweisen, indem ich den Brief sofort remittierte. Die Remission begleitete ich allerdings mit dem einfachen Bemerken, daß ich als Freund des Adressaten den Brief erbrochen habe, dieser aber wegen dessen schwerer Erkrankung zur Zeit unbestellbar sei. Zu bestimmterer Erklärung erklärte ich gerade in diesem Falle mich nicht für verpflichtet. Darauf eine (— — —) Antwort, sich beschwerend über die Eröffnung, vor allem aber über die ungenügende Erklärung der Unbestellbarkeit und sich bis zum Verdacht versteigend, daß es sich nur um einen „feigen Kniff" Nietzsches handle. Meine Antwort hat natürlich diese Korrespondenz meinerseits für geschlossen erklärt." — Diesen anfangs März stattfindenden Briefwechsel hat Seiling dann nach Jahren wenigstens durch Erwähnung seines ersten an Nietzsche gerichteten Briefes, aber ohne Overbeck hineinzuziehen, gestreift in seinem Feuilleton: „Nietzsche und Mainländer" (Frankfurter Zeitung 1899, Nr. 225, 15. August, Morgenblatt), wo er gegen Nietzsches Behandlung Mainländers in der „Fröhlichen Wissenschaft" Aph. 357 protestierte; Overbeck fand diesen Protest im Kern verfehlt, aber zum Teil begründet; denn gegen Mainländer habe sich Nietzsche zu einer seiner unüberlegtesten Butaden hinreißen lassen, wie sie auch ihm, der doch im allgemeinen ein Genie der Bedächtigkeit gewesen sei, passieren konnten; dagegen könnten nicht bloß Augenzeugen wie er, sondern nun auch die Leser von Nietzsches Nachlaß Seilings Annahme widerlegen, daß die angebliche Plötzlichkeit der Abwendung von Schopenhauer Nietzsches „Abhängigkeit" von Mainländer zur Folge gehabt habe. Frau Förster-Nietzsche hat Seiling am 6. Januar 1900 in der „Zukunft" erwidert, ohne Vorwissen, daß Overbeck mehr als zehn Jahre früher Nietzsche gegen die ungerechte Verdächtigung des Mainländer-Apostels in Schutz genommen hatte.

„Nietzsche und Mainländer"

In ähnlicher Weise hatte schon Mitte Februar 1889 eine ebenso aus Anteil und Angriff gemischte eifrige Betätigung eines Unberufenen Overbeck beschäftigt. Zur Zeit von Nietzsches Erkrankung war ein gegen ihn gerichteter Artikel eines Wagnerianers, Dr. Moritz Wirth, für das „Musikalische Wochenblatt" im Satz; als der Verfasser von dem Unglück erfuhr, zog er den Aufsatz in der vorliegenden Fassung zurück, um ihn, jeder Polemik entkleidet, in gänzlich veränderter Form herauszugeben. Als Gegendienst gab ihm der Verleger Naumann die ebenfalls im Satz

Die Hintanhaltung von Nietzsche contra Wagner

befindliche Schrift „Nietzsche contra Wagner" zu lesen, die dieser viel präziser als den „Fall Wagner" fand und durchaus veröffentlicht zu wissen wünschte. Darüber berichtet Overbeck an Gast, 17. Februar 89: „Von diesem Herrn legte mir Naumann zwei Briefe an ihn bei, welche ihn in Kenntnis von meinem Widerspruch gegen die augenblickliche Publikation N. c. W. zeigen und nun höchst emphatisch für eine solche plädieren. Ich habe nun gegen die Einmischung eines unter dem Schein des Bewunderers verborgenen intimen Gegners Nietzsches in eine solche Frage auf das entschiedenste protestiert, namentlich erklärt, daß ich zu dem Wirthschen für Naumann aus leicht begreiflichen Gründen bestechenden Gedanken, im nächsten Sommer Nietzsche contra Wagner zur Zeit der Bayreuther Feste in 800—1000 Exemplaren erscheinen zu lassen, damit, wie Wirth sich ausdrückt, Nietzsche von der ‚Wagnerschen Flut' mit gehoben würde — in Wahrheit, wie die Briefe zeigen, damit „Nietzsche contra Wagner" Herrn Wirth in seiner eigentümlichen Stellung als leidenschaftlicher Wagnerianer auf eigene Faust, als Hecht in jener Flut unter allen übrigen Karpfen, die mit darin schwimmen, Beistand leiste — unter den gegenwärtigen Umständen, soweit es auf mich ankäme, niemals meine Einwilligung geben würde. Ich müsse, fügte ich hinzu, lachen, so traurig der Hintergrund meiner Äußerung sei, wenn ich bedenke, was Nietzsche, der auf Reinheit der Luft und Sauberkeit und Schärfe der Gegensätze so hohen Wert legte, zu solchen Machinationen mit seinem Nachlaß sagen würde." — Die rein sachliche Sauberkeit in dieser Empfindung Overbecks tritt noch deutlicher ins Licht, wenn man seine ununterbrochen korrekten, persönlich niemals aufgehobenen Beziehungen zum Hause Wagner daneben hält; er schreibt am 13. März 1889 an Gast: „Aus Anlaß des geschehenen Unglücks hat Frau Wagner kürzlich durch ihre Tochter, Frau Prof. Thode in Bonn, in sehr artiger Weise mir ihr Bedauern aussprechen lassen . . .; aus dem Briefe erfahre ich, daß auch sie durch Zuschriften von Nietzsche, vermutlich um die Zeit von Neujahr, beunruhigt worden ist."

Das Beileid der Familie Wagner

Auch außerhalb seiner freundschaftlichen Verpflichtungen betätigte Overbeck sein Interesse an der Sache Nietzsche und hatte von seinem stillen Winkel in Basel aus die Augen offen für alles, was in diesem Gesichtsfeld sich zufällig erspähen ließ. Er fuhr fort, wie er an Gast schreibt, 17. Februar 1889: „Die Erkrankung

Nietzsches als eigentliches Geheimnis nicht mehr, aber stets diskret zu behandeln und auf keinen Fall in gewöhnlicher Weise weiter zu erzählen, wobei ich übrigens noch falsch angab, daß in den hiesigen Zeitungen von der Sache noch nichts laut geworden sei, am Tage vorher war ihrer in recht taktloser und unangenehmer Weise in der Allgemeinen Schweizer-Zeitung gedacht worden." — Bereits am 4. Februar hatte er Gast berichtet: „Die ‚Götzendämmerung' sah ich bei einem hiesigen Buchhändler am Tage nachdem ich Ihnen neulich geschrieben hatte (27. Januar). Heute ist schon eine Anzeige in den ‚Basler Nachrichten' erschienen, die ich Ihnen nicht um ihres gänzlich gleichgültigen Inhalts und kindisch suffisanten Tons, sondern ihres Schweigens willen schicke, weil wir sie, vermutlich die erste öffentliche Kundgebung über die ‚Götzendämmerung', als gutes Omen für die Behandlung des Augenblicks in der Presse behandeln wollen. Von der Herkunft habe ich keine Ahnung." — Besonders lebhaft spannte er seine Beobachtung an auf etwa zu erspähende Fortschritte von Nietzsches schriftstellerischer Wirkung. Freudig bewegt meldet er Gast am 26. September 1889: „Kürzlich begrüßte ich meinen hiesigen Kollegen (G. von Bunge) von der physiologischen Chemie wieder und fand ihn, der sich bis dahin ziemlich ablehnend gegen meine Hinweise auf N. verhalten hatte, von Götzendämmerung und Genealogie buchstäblich umgeworfen. Mähly hatte auch zwei höchst panegyrische und jedenfalls gut gemeinte Aufsätze über Götzendämmerung und über ‚Fr. Nietzsche' überhaupt in der Münchner Allgemeinen und in der Gegenwart erscheinen lassen." — Durch die Freude an jeder Handbreit, um die Nietzsches Ansehen in der Öffentlichkeit an Boden gewann, ließ sich aber Overbeck keineswegs verleiten, solchem Wachstume unter Umständen Vorschub zu leisten, die ihn hätten über seine Kompetenzen unversehens hinausdrängen können. Am 12. Januar 1890 schreibt er an Gast: „Noch etwas, was heute früh passiert ist. Eine Anfrage des Herrn Dr. Leo Berg mit einem Artikel über Nietzsche in ‚Deutschland', im Auftrage des Redakteurs dieser Zeitschrift, ob ich geneigt wäre aus Ineditis von Nietzsche darin etwas zu publizieren? Woher nur die Spürhunde dieses Unternehmens wissen, daß ich etwas mit dergleichen zu tun habe? Nun da ist einfache Abwandlung, und nun gar in diesem Moment leicht. Unter allen Umständen gälte mir keine andere Art der Publikation für N.s würdig, als bei seinem

Der Erfolg der Götzendämmerung

Die Anfrage von Dr. Leo Berg bei Overbeck

letzten, um ihn wirklich verdienten und mir auch durch den letzten mir von Ihnen mitgeteilten Brief wieder sehr schätzenswert erschienenen Verleger." — Also genau ein Jahr, nachdem Overbeck mit dem kranken Nietzsche von Turin in Basel eingetroffen war, erhielt er einen Brief von Herrn Dr. Leo Berg zugleich mit einem Aufsatz über Nietzsche, den dieser in der Mauthnerschen Zeitschrift „Deutschland" veröffentlicht hatte, und fand dabei die Bitte vor, ob er ihm nicht für Herrn Mauthner aus den unedierten Werken Nietzsches das eine oder andere Stück zum Vorabdruck verschaffen könne. Darauf antwortete Overbeck am 13. Januar 1890, daß schon um einer kleinen Besserung willen, die in Nietzsches Zustand eingetreten sei, sich ihm jede Möglichkeit verschließe, über Nietzsches Eigentum wie über das eines Unheilbaren zu verfügen. Am 21. Januar quittiert Leo Berg auf einer Postkarte Overbecks Absage und spricht den Wunsch aus, durch Overbeck wenigstens in den Besitz einer Photographie Nietzsches zu kommen.

Das Jahr 1890 brachte dann in seinem Laufe die ersten bedeutenderen Kundgebungen, an die sich in Deutschland der Aufgang von Nietzsches Ruhm anschloß. Den Essay über Nietzsche von Leo Berg in seinen Charakteristiken scheint Overbeck nicht gekannt zu haben; dagegen war die Lektüre des bahnbrechenden Artikels von Georg Brandes in der „Deutschen Rundschau" vorbereitet durch die aufrichtige Hochachtung, die er für den dänischen Essayisten und Kopenhagener Literaturprofessor von der Stunde an empfand, da er um dessen Nietzsche-Vorlesungen, durch Nietzsche selbst noch von Turin aus darüber unterrichtet, wußte. Über ihn, sowie über den Nietzsche-Panegyrikus von Ola Hansson äußert er sich zu Gast, kaum daß er von dem Wiedersehen mit Nietzsche und ihm aus Jena heimgekehrt war (13. April 1890): „Haben Sie den Aufsatz von Brandes im Aprilheft der ‚Deutschen Rundschau' schon zu Gesicht bekommen? Etwas sehr süffisant, immerhin einer der bedeutsamsten Schritte, um Nietzsches Schriften in der Öffentlichkeit zu fördern. Im Biographischen ist der Verfasser offenbar durch eigene Mitteilungen N.s, die wohl schon aus Zeit und Stimmung des Ecce homo stammen, irregeführt: die polnischen Grafen, der Anteil N.s am Kriege, sein Dienst bei der Kanone. Weit bedenklicher machte es freilich vor einigen Wochen der biographische Aufsatz eines oder einer Ola Hansson in der Frankfurter Zeitung (Jakob Burckhardt wenigstens be-

Georg Brandes und Ola Hansson

hauptete, es müsse ein Frauenzimmer sein), welcher (nicht in feindseliger Absicht) ausbot, er stamme aus einer Familie, in welcher der Wahnsinn ‚seit Generationen' zu Hause sei, auch allerhand, mindestens zum Teil Verkehrtes, über die Bedeutung seiner Schwester und ihres Einflusses auf ihn, und das alles sollte auf Mitteilungen einer Familie beruhen, welche aus nächster Nähe die Geschwister hätte aufwachsen sehen, auch nur ein geringer Teil dessen sei, was diese Quelle sonst geliefert habe und für jetzt noch beiseite bleiben müsse." — Durch Frau Pastor Nietzsche erfuhr Overbeck von weiteren Anhängern, die für Nietzsches Bekanntwerden etwas zu tun gedachten, so des Privatgelehrten G. Lauterbach, der in Leipzig Nietzsche-Vorlesungen zu halten gedachte und sich bei seinen Besuchen in Naumburg mit Nietzsche selbst über diese Absicht unterhielt — von der dänischen Ausgabe der drei Teile Zarathustra und von einer zweiten Auflage von „Jenseits von Gut und Böse" — von der in Aussicht gestellten Propaganda eines Franzosen Louis de Hessem, der sich anbot, eine französische Ausgabe von Nietzsches Werken zu besorgen.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier die Darstellung um die Seiten 341—348 gekürzt worden.

Zu Ende des Jahres 1890 traf Nietzsches Schwester aus Paraguay zu mehr als einjährigem Besuche in Europa ein. Ihr Wiedersehen mit dem Bruder fiel bereits in eine Zeit, da dessen Kräfteverfall fühlbarer wurde; in der verhältnismäßig guten Krankheitszeit der ersten beiden Jahre hat sie ihn also gar nicht zu Gesicht bekommen. Übrigens galt ihr Aufenthalt in erster Linie der Regelung der durch den plötzlichen Tod ihres Gatten in Verwirrung geratenen kolonisatorischen Angelegenheiten der Gesellschaft „Neu-Germanien" in Paraguay. Frau Försters Besuch in Europa

Die wichtigste Verfügung, die während des vorübergehenden Aufenthaltes von Nietzsches Schwester getroffen wurde, war die Hintanhaltung des vierten Zarathustra, im Augenblick, als der Die Hintanhaltung von Zarathustra IV

Verleger ihn ausgeben wollte. Die Rezensionsexemplare waren bereits verschickt und nur eines noch anzufertigenden Lichtbildes, Nietzsches Porträt, wegen hatte sich die Ausgabe verzögert. Mit Nietzsches Familie war alles korrekt vereinbart worden. Da im letzten Moment wurde die gegebene Zustimmung telegraphisch zurückgezogen. Der Verleger bedauerte dies vor allem, weil da zur gegebenen Zeit ein zweckmäßiger Anstoß unterblieb, die eben einigermaßen anhebende Nietzsche-Bewegung in Gang zu bringen; denn wenn auch das Interesse für Nietzsche in der Leserwelt wuchs, so waren ihm doch auf den entscheidenden Plätzen Berlin und Leipzig die Königlichen, Universitäts- und Stadtbibliotheken noch gänzlich verschlossen. Der Grund, weshalb in letzter Stunde die erteilte Erlaubnis widerrufen worden war, lag in der inzwischen bei Nietzsches Mutter und Schwester aufgetauchten Befürchtung, der Staatsanwalt möchte das Buch mit Beschlag belegen lassen.

Overbeck erfuhr dies aus Briefen des Verlegers C. G. Naumann, der sich um Rat an ihn wandte. Schon jenen ersten Aufenthalt in Deutschland benutzte Frau Dr. Förster, die Verlagsverträge in Ordnung zu bringen. Im Februar wurde der Generalkontrakt mit Nietzsches ehemaligem Drucker und Notverleger fest abgeschlossen. Frau Pastor schreibt Overbeck am 1. April 1892: „Über die Naumann-Angelegenheit wundern Sie sich, wie ich mich wundere ebenso Herr Köselitz über den abgeschlossenen Vertrag, welcher günstig wäre." So lag bis zu Frau Försters endgültiger Rückkehr im Herbst 1893 anderthalb Jahre lang die Sorge um Nietzsches Werk in den Händen Peter Gasts, der sich nun offenbar im geschäftlichen Auftrage des Verlegers so gut wie ausschließlich auf diese Berufsarbeit verlegte. Nietzsche fing damals an buchhändlerisch zu „gehen". Den skandinavischen Herolden Georg Brandes und Ola Hansson folgten deutsche Nietzschemonographien, die frühesten darunter wohl Kaatz (Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches, Dresden 1892/93) und Schellwien (Max Stirner und Friedrich Nietzsche, Erscheinungen des modernen Geistes und das Wesen des Menschen. Leipzig 1892.) Es ist deshalb kaum richtig zu sagen, Peter Gast habe auf eigene Faust eine Gesamtausgabe ins Leben gerufen. Nietzsche wurde stark gekauft; die Nachfrage mußte befriedigt werden, die noch von Nietzsche selbst veranstalteten und zusehends vergriffenen Bestände verlangten nach Neudrucken. Im Herbst 1892 erschien der vollständige, vierteilige Zarathustra; es folgten die Unzeitgemäßen

Betrachtungen, das Menschliche, Allzumenschliche, die Götzendämmerung und das Jenseits. Zu einigen dieser neuen Auflagen schrieb Gast eigene Vorreden.[66]

4. Das Nietzsche-Archiv

Es bleibt das Verdienst Overbecks, Gasts und der Frau Pastor, Nietzsches Sache aus geradezu verzweifelten Verhältnissen tapfer und energisch in provisorische Sicherheit gebracht zu haben, um nichts weniger hoch anzuschlagen, als die allerdings augenfälligere Ausmünzung der zusammengetragenen Schätze, wie sie sich in der Archiv-Gründung darstellt. Overbeck war, wie wir gesehen haben, von allen Nietzsche Nahestehenden der schlechthin einzige, der mit Nietzsche nahezu zwanzig Jahre eng verkehrt hatte, ohne sich ein einziges Mal mit ihm entzweit zu haben. Alle andern ohne Ausnahme: Mutter, Schwester, Rohde, von Gersdorff, Fräulein von Meysenbug, von Seydlitz, Deussen, von Stein und wer sonst, Richard Wagner einbegriffen, hier alles in Frage käme, verfügten über keine ununterbrochene Freundschaft, wie sie hingegen für Overbeck einfach als gegeben vorliegt. Für ihn lag kein Grund vor, durch Archivgründungen und andere voreiligen Überschwenglichkeiten ein früheres Unrecht nun nachträglich zu bemänteln und zu übertäuben. Was zum Beispiel Rohde mit gutem Grund veranlaßt haben mag, auf die Anregungen der Schwester mit einem besonderen Entgegenkommen einzugehen, das existierte für Overbeck nicht; er hatte nichts gut zu machen, für wie wenig vollkommen er auch selber seine unermüdlichen Freundesdienste an Nietzsche halten mochte.

Die Gründung des Nietzsche-Archivs

Bei der Gründung und Einrichtung des Archivs hat sich Nietzsches Schwester des Rates und Beistandes von Hofrat Max Heinze und Geheimrat Erwin Rohde zu erfreuen gehabt. Nicht zum wenigsten das Interesse dieser beiden anerkannten Gelehrten hat sie in den Stand gesetzt, ihrer Schöpfung den von ihr später mit Vorliebe berufenen wissenschaftlichen Anstrich zu verleihen. Mit dem Verhältnis oder Nichtverhältnis Overbecks zum Archiv brauchte dies von Rechts wegen nichts zu tun zu haben; leider ist dies nun aber, soweit Rohde im Spiele ist, doch der Fall. Frau Förster-Nietzsche hat schon mehrfach Veranlassung genommen, Overbecks Fernbleiben vom Archiv durch den Hinweis auf

Hofrat Max Heinze und Geheimrat Erwin Rohde

vertrauliche Winke des „berühmten Philologen Erwin Rohde" zu verdächtigen. (Neue Freie Presse, 10. September 1905. „Literarisches Echo", 1. Dezember 1905.) Die Erklärung, die hierüber einzufordern war, hat ergeben, daß Frau Förster in der Tat sich auf ein handschriftliches, äußerst abschätziges Urteil weniger gegen Overbeck selbst, als dessen Gattin aus Rohdes Feder berufen kann. Damit hat es folgende Bewandtnis. Er war ja mit der Schwester im selben Falle: seit Nietzsche berühmt war, schlug ihnen das Gewissen, ihm früher nicht genug Liebe erwiesen zu haben. Rohde sah in dem schwesterlichen Eifer das harmlose ihm nicht unsympathische Bestreben, hinterher wenn immer möglich Versäumtes gut zu machen; den wissenschaftlichen Aufputz des Nietzsche-Archivs, dessen Benennung ihm schon auf die Nerven fiel, hat er niemals ernst genommen. Er äußerte sich darüber zu Overbeck in seinen Briefen bald unverhohlen ärgerlich, bald mit derben Späßen. Am 15. Januar 1895 schreibt er Overbeck: „Ich will aber diese mir kostbaren Schriftstücke (Nietzsches Briefe an ihn), die sie meinetwegen kopieren lassen mag, durchaus nicht verlieren und etwa dem ‚Nietzsche-Archiv' — auch eine alberne Erfindung — preisgeben." Er war einmal im Archiv, 1894 und hatte mit Frau Förster eine Begegnung kurz vor seinem Tode, 1897 in Frankfurt a. M. Das erste Mal hatte er die Tätigkeit von Dr. Kögel gelobt, das zweite Mal sie verurteilt. Da er sah, daß das Archiv nun einmal diejenige Form war, in der Nietzsche auf die Nachwelt Wirkung ausüben sollte, so mochte er eine nachgiebige Selbstüberwindung seiner auch in ihm vorhandenen Abneigung als eine Förderung von Nietzsches Sache betrachten, die ihm zur Beschwichtigung auch seiner eigenen in ihm aufsteigenden Reuegefühle gedient haben dürfte. Bei einem solchen Verhalten konnte Rohde allerdings um zwiespältige Empfindungen nicht herumkommen. Er war damals ein schwer kranker Mann und hatte sich selbst nicht mehr ganz in der Hand; so kam es, daß er im Archiv gegen Overbeck und bei Overbeck gegen das Archiv sprach. Er war rettungslos einer beißenden Skepsis verfallen, die alle seine Jugendideale zernagte. Für Nietzsches unablässiges Ringen um den Sinn des Lebens hatte er nur noch bittere Worte. Seine Position zum Leben deckte sich mit einem geheimrätlichen Ja-sagen zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung durch den Staat — eine Moral, deren Verkörperung ein tüchtiger Schutzmann wäre! (Vgl. O. Crusius, S. 176.) Als Rohde Ostern

Rohdes späteres Verhältnis zu Nietzsche

1894 Nietzsche selbst noch einmal in Naumburg wiedergesehen hatte, war er ganz blaß geworden: (an Overbeck, den 27. Dezbr. 1894): „Zu Ostern, das ist nun auch schon lange her — war ich — auf Bitten der Frau Förster — in Naumburg, um über die Herausgabe des Nietzscheschen Nachlasses mit zu beraten. Ich sah auch den Unglücklichen selbst: er ist völlig stumpf, erkennt — außer Mutter und Schwester — niemanden mehr, spricht sogar kaum alle Monat einmal einen Satz, war auch körperlich ganz zusammengehutzelt, schwach und klein geworden, übrigens von gesunder Gesichtsfarbe, kurz, ein tränenerweckender Anblick! Aber er fühlt offenbar nichts mehr, kein Glück und kein Unglück; auf eine schreckliche Art ist er im ‚Jenseits' von allem. —" Kurzum, Rohde fehlte die Voraussetzung, zu dem Schicksal von Nietzsches Nachlaß eine grundsätzliche Stellung einzunehmen, wie das sich für Overbeck von selbst verstand, sobald er seinen bisherigen Anteil an Nietzsche nicht verkümmern lassen wollte; war doch für ihn darin sicher niemals ein Wandel eingetreten, daß Nietzsches Tun und Wirken ihm der Grad-messer seiner eigenen Überzeugung geblieben war, selbst wenn sie nicht zustimmend lauten konnte. Bei Rohde dagegen mußte jede Sympathieempfindung für Nietzsche sein Urteil über ihn gewissermaßen ausschalten, um Kollisionen zu verhüten. Nietzsche war sein Jugendfreund gewesen, dieses Bewußtsein überwog in ihm, es ließ sich nicht ausreißen, und doch, um büßend und überschwenglich bei einer Apotheose mitzutun, dazu langte es ehrlicherweise erst recht nicht. Also tat Rohde das ihm einzig noch Mögliche: er ließ es sich ausschließlich Gefühlssache sein, und alles andere ließ er sich gefallen, wie es eben kam. Er fand zwar auch, die Schwester mache zu viel Wesen und ein zu angestrengtes Getue aus dem Ganzen; er selbst ließ sich „unendliche Massen von philologischen Heften" schicken und sah sie durch, aber — „zur Veröffentlichung Reifes — bei weiten und vielen Ansätzen habe ich nichts gefunden. Ob die schon wissenschaftlichen Philologika in der Gesamtausgabe aufgenommen werden, weiß ich nicht: ich habe eigentlich nicht dazu geraten. Sie nehmen ohnehin viel zu viel auf." (An Overbeck 27. Dezember 1894.) Aber wenn auch Rohde sich gegen das Archiv zu einem laisser aller bequemte, er tat es, weil er nicht das Recht zu haben glaubte, sich unfreundlich und kritisch gegen die Schwester zu verhalten unter Berufung auf eine Sache, der er nicht treu geblieben war, weil er nun einmal

Nietzsche für Rohde ausschließlich Gefühlssache.

durchaus nicht an sie glaubte. Sein Entgegenkommen war Höflichkeit, war Nachsicht; aber Zustimmung war es nicht[67]. Sein eigentliches ergreifendes Bekenntnis hat er in den an Overbeck gerichteten Worten niedergelegt (17. März 1895): „Nun ist's eigentlich genug mit den ewigen Blasebälgen um Nietzsche herum. Jetzt sollte man die Ausgabe vollenden, die Biographie meinetwegen machen und dann die Sache für sich selbst wirken lassen. — O Sache, sage ich: es ist aber gar keine ‚Sache', sondern es ist nur und völlig nur eine Person, und deren geniale Selbstdarstellung; ich leugne absolut, daß für irgend jemand sonst noch wie für Nietzsche selbst mit seinen Schriften etwas anzufangen ist. Und so ungefähr wird auch wohl Frau Andreas die Sache auffassen, darin hätte sie denn völlig recht. Bemerkenswert im höchsten Grade, aber auf keine Weise fruchtbar: so sind Nietzsches schriftstellerische Effulgurationen. Und mir sind sie aufs tiefste schmerzlich, wo ich auch nur an sie rühre: alte Zeit mit ihren Jugendregungen und dem trüben Reflex, der von da auf diesen meinen unfruchtbaren Herbst fällt, sieht mich daraus an, und überall scheint mir zu tiefster Erregung des Mitleids und der Mittrauer das verzweiflungsvolle Dunkel entgegen, das unter allen Äußerungen und Stimmungen Nietzsches liegt oder mir doch zu liegen scheint, ein Schmerz und eine Trostlosigkeit, gegen die Leopardi heiter und gefaßt ist. Das ist so, auch wo Nietzsche sich selbst heiter scheint und stark und ‚halkyonisch' gestimmt. Ich darf diese Sachen gar nicht mehr ansehen, Jammer und Kummer überwältigt mich dabei — —" Diese Worte verraten Rohdes seelische Depression beim Gedanken an Nietzsche. Er gebärdete sich trostlos und beschwichtigte sich durch die dem Archiv gewährte Gunstbezeugung, um die ihn die Schwester bat. Die Gewissensberuhigung war aber nicht umsonst zu haben; zwar besaß Rohde im Anfang noch die Klugheit, Overbeck nicht selber zu opfern; dafür brachte er es fertig, mit Frau Förster zusammen „chaude gorge" zu machen gegen die Frau seines Freundes, deren Gastfreundschaft er mehr als einmal angenommen hatte. „Rohde fürchtete nämlich, nach dem Tode Overbecks könne dessen Frau, die meinen Bruder (!), das Nietzsche-Archiv und besonders mich mit Abneigung beurteilt, diese Briefe falsch verstehen, namentlich, wenn die Antworten Overbecks an Nietzsche fehlten. Man muß bedenken, daß Frau Overbeck die sechs Jahre der wirklichen Freundschaft meines Bruders mit Overbeck vor dessen Verhei-

Nietzsche keine Sache, nur eine Person

Rohdes Rat wegen der Briefe Nietzsches an Overbeck

ratung nicht kennt und auch später meinem Bruder niemals freundschaftlich näher getreten ist (!!)". Frau Förster will sogar durch ein Handgelübde von Rohde verpflichtet worden sein, Overbecks Nietzsche-Nachlaß den Händen seiner Frau zu entwinden. („Zukunft" vom 8. Juni 1907, S. 355.) Hinterher wurde sich Rohde bewußt, daß er so nicht hätte handeln dürfen, brachte es aber nicht über sich, an Ort und Stelle zu widerrufen, oder seinen Verrat denen einzugestehen, die er preisgegeben hatte. Er ließ jedoch wenige Monate vor seinem Tode durch seine eigene Frau, die er zu diesem Zwecke nach Basel zu Besuch schickte, Frau Overbeck — ohne nähere Andeutungen, weshalb — um „Vergebung" bitten „für später"! Der Mißbrauch mit seiner Unbesonnenheit, den er befürchten mochte, ist nun reichlich getrieben worden; um ihm wenigstens von nun an Einhalt zu tun, mußten diese diskreten Vorgänge offen dargelegt werden.

Rohdes Abbitte an Frau Overbeck

Erwin Rohde hat die verehrende Freundschaft des Ehepaares Overbeck und eine Gastfreundschaft, die er so manchmal bei ihnen angenommen hat, verraten. Overbeck und Frau empfingen Rohde zum letztenmal im Sommer 1893, als von den Plänen der Frau Förster noch nichts bekannt war; denn erst im Herbst 1893 wurde durch ihre endgültige Rückkehr nach Europa die Archivgründung überhaupt möglich. Später sahen sie ihn nur noch einmal eine halbe Stunde auf einer Durchreise in Heidelberg; bei diesem flüchtigen Wiedersehen wurde weder von Nietzsche noch von seinem Nachlaß gesprochen, auch zwischen Rohde und Overbeck unter vier Augen nicht, wie Overbeck seiner Frau hinterher ausdrücklich bestätigte. Daß Frau Overbeck bestrebt gewesen sei, ihren Mann von den alten Freunden fern zu halten, ist frei erfunden; Overbeck hat die Briefe, die er mit Rohde wechselte, seiner Frau nie gezeigt. Erst nach dem Tode ihres Mannes bat sie die Korrespondenz zurück und las sie. Wie durfte es Rohde wagen, Overbeck auf eine Linie mit sich selbst zu setzen, als hätte auch Overbeck mit Nietzsche gebrochen und sich ihm vollständig entfremdet! Wie durfte er je der Ansicht sein, Overbeck habe aus Grämlichkeit oder irgendeinem Nihilismus die Förderung von Nietzsches Nachlaß hintertrieben! Das letzte Wort über Nietzsche steht in Rohdes Brief vom 17. Dezbr. 1895; es lautet: „Kürzlich ist ja wieder ein Band Nietzschescher Opera omnia erschienen: Nietzsche selbst würde sich bedanken für dieses Ausschütten seiner unreifen Skizzen und überwundenen Juvenilia. Leben Sie wohl und froh, lieber Freund,

mit der Ihrigen, und seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem E.R." Wenn also Rohde zwei Jahre später zu Frau Förster mündlich sich in Feststellungen über eine bei Overbeck eingetretene Apathie oder gar Antipathie gegen Nietzsche erging, so hat er frischweg phantasiert. Es war die pure Einbildung, wenn nichts Schlimmeres, Overbeck als den Mann seiner Frau darzustellen; niemals hat im Leben Overbecks seine Frau den Ausschlag gegeben. Rohdes Stil war in der „Günderode" sehr schwach geworden und jemand, der Rohdes Arbeit am handschriftlichen Material hat nachprüfen lassen, bezeichnete mir diese letzte Schrift Rohdes als wissenschaftlich durchaus ungenügend und verfehlt; der Nachweis wird wohl mit der Zeit öffentlich erfolgen. Rohde war vor Overbeck altersschwach, und es wäre milde zu sagen, daß er auch gedächtnisschwach geworden sei (dies als Antwort auf die Darstellung der Broschüre „Das Nietzsche-Archiv" S. 12 und 13). Im übrigen mag Frau Förster durch die an sie gerichteten Rohdebriefe „beweisen", was ihr beliebt — sicher ist, daß dabei nur Rohde verlieren wird und niemals Overbeck. Als Frau Förster in ihren Schmähartikeln des zweiten Halbjahres 1905 immer wieder sich gegen Overbeck auf Rohde berief, erbat ich mir von Rohdes Sohn, dessen Pathe Overbeck war, Aufklärung, wie sich Rohdes Familie zu einer derartigen Bezichtigung stelle. Herr Dr. med. Erwin Rohde teilte mir darauf bei einem Besuche, den er mir abstattete, mündlich mit, er habe gegen diesen Mißbrauch des väterlichen Namens im Archiv scharfen Protest erhoben. Frau Förster wußte sich aber durch ein Scheinmanöver der Verbindlichkeit jenes an sie gerichteten Briefes zu entziehen und beruft sich seitdem ungehindert auf Rohde wie auf einen rechtmäßigen Zeugen. Frau Förster hat einem Herrn, der mir diese Tatsache zur Verfügung stellt, bei seinem einmaligen Besuche im Nietzsche-Archiv die beträchtliche Summe in Zahlen genannt, die sie den Erben Rohdes für die Abtretung der an Rohde gerichteten Nietzsche-Briefe bezahlt hat! Dabei ist Mangel an Takt und Feingefühl eine der Hauptsünden, die man im Nietzsche-Archiv unliebsamen Gegnern anrechnet. Rohde hat in den achtziger Jahren Nietzsche fallen lassen und in den neunziger Jahren unter schweren Selbstanklagen dafür Buße getan; aber zu gleicher Zeit ließ er dafür Overbeck fallen, immerhin nicht ohne durch die bei Frau Overbeck von seiner eigenen Gattin in seinem Namen geleistete Abbitte „für später" bewiesen zu haben, daß er diesen durch

Der Mißbrauch von Rohdes Zeugnis

seine Fahrlässigkeit dem Andenken Overbecks zugefügten Schimpf durch ein ebenso offenes Schuldbekenntnis wieder gut zu machen trachten würde, falls er noch, wie Frau Förster so sehnlich zu wünschen vorgibt, am Leben wäre. Es ist traurig, derartige intime Dinge in einem Buche über Nietzsche und Overbeck zur Sprache bringen zu müssen. Aber die Freundschaft mit Rohde ist für Overbeck ein Lebensgut gewesen, auf das er besondere Stücke hielt und das ihm mit Zweifeln anzutasten, er, der Skeptiker, jedermann leidenschaftlich verwehrt hätte. Ich habe daher festzustellen, daß Nietzsches Schwester selbst an Privatangelegenheiten Overbecks, die sie nicht von ferne etwas angingen, sich vergriffen hat und mit ihren bösen Intrigen eine männliche Freundschaft in den Staub zieht, die nachweislich auch für Rohde bis zuletzt zum Besten und Teuersten gehörte, was er besaß.

Der deutsche Kulturaufschwung der neunziger Jahre

Die Gründung des Nietzsche-Archivs in Naumburg will psychologisch begriffen werden. Die allgemeinen Verhältnisse lagen so verlockend wie möglich, eine rationell angelegte und energisch durchgeführte Nietzschepropaganda in Deutschland zu versuchen. Das erste Vierteljahrhundert seit der Aufrichtung des deutschen Kaiserreichs hatte einen ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung gebracht; die Zeitgenossen des „Alten Herrn" hatten durch Fleiß und Klugheit ein reiches, weltmächtiges deutsches Vaterland geschaffen; die Jubiläen jener unsterblichen Siege rückten heran, ohne daß je ein Krieg die aufbauende Friedensarbeit unterbrochen hätte. Der junge Kaiser kam zur Herrschaft und mit ihm eine neue Ära. Seine Generation pflückte die Lorbeeren der Väter. Man trieb Luxus, man gefiel sich im Prunk und verlangte danach, geschmackvoll zu werden. Das sprichwörtliche deutsche Gemüt und die schwerfällige Innerlichkeit überlebten sich bald; die Schätzung und Überschätzung alles Äußerlichen griff um sich. Der militärische Korpsgeist, mit gerechtem Stolz als die eigentliche Lebenskraft der geeinigten Nation empfunden, infiltrierte das gesamte öffentliche Wesen. Nicht zuletzt wurde die um ihrer Bücherwurmexistenz willen belächelte deutsche Gelehrsamkeit davon ergriffen. Der Betrieb der Wissenschaft streifte seine lederne Haut ab und ließ sich eine geschmeidige wachsen; es hatte damit begonnen, daß, wie Kaiser Wilhelm I. einmal bemerkte, nach dem

Kriege für Professoren Gründerpreise bezahlt wurden, — von da an waren Geist und Geld durch einen Bindestrich verbunden; Ehre und Wohlstand feierten Versöhnung. Doch hatte es bei diesem Bestreben, stilvoll und patent zu sein, sein Bewenden nicht. Es zeigte sich das alte Geschick der Deutschen wieder in vollem Glanze, zwar spät, aber nicht zu spät und dafür desto gründlicher, vom Auslande zu lernen. So war fast hundertfünfzig Jahre früher der englischen und französischen Aufklärung die deutsche Aufklärung gefolgt; nun, im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts, reihte sich dem französischen, skandinavischen und russischen Naturalismus der deutsche Naturalismus an. Er kam als Sturmflut und brausende Jugend. Nach zwölf lauten Kampfjahren ist er heute überwunden und historisch geworden; seine besten Führer aber, Gerhard Hauptmann und Richard Dehmel, stehen, noch nicht fünfzig Jahre alt, in voller Manneskraft unter uns da. Was bedarf es eines weiteren Zeugnisses, daß diese Bewegung eine Sache der Jugend war?

Die jugendliche Zukunftshoffnung 3

Damit war die Voraussetzung gegeben für das elementare Auflodern von Nietzsches Ruhm. Wer eignete sich besser, eine Zeit in Gärung zu versetzen, die ein Raub der Jugend geworden war und die Signatur der ausgesprochensten Jugendkunst, der Lyrik, trug, als er, dessen Philosophie ein einziger, ungeheurer Lyrismus war? Damit hing ein zweites zusammen. Der Geist der Jugend ist Hoffnung und Sehnsucht; ihr Bestes hat sie erst noch vor, sie ist mit ihren Träumen und Erwartungen ganz und gar auf Zukunft gestellt. (Oder ist es von ungefähr, daß zwei tonangebende Zeitschriften der deutschen „Moderne" Zukunft und Jugend als Titel führen?) Wie der Wind nun einmal stand, kam dieser vorwärts drängende Zeittrieb besonders und bis zur Karikatur drastisch in der modernen Theologie zum Vorschein. Als Overbeck sie sich näher ansah, fiel ihm an ihr das geräuschvolle Promessenwesen unangenehm auf, die prophetisch sich gebärdenden Verheißungen einer nahen irdischen Messianität, die Vertröstung auf einen womöglich deutsch-nationalen Gotteshelden, der demnächst, sei es im Arbeiterkittel, sei es als Reichskanzler, sei es als Generalfeldmarschall, jedenfalls aber in einer streng modernen Modeausrüstung, dem neuen Reiche als Gesalbter des Herrn das Heil bringen werde. Derartige Phantastereien einer „toll gewordenen Philisterei" — (dies Overbecks Ausdruck) — ließen ihn an Nietzsche denken, der sich über die unerträglichen

Verlegenheiten des Augenblicks nur durch die feierlichen Ewigkeitsausflüchte Zarathustras hinwegretten konnte. Doch würde Nietzsche bei dieser Parallele zu kurz kommen, wenn man ihn nur zur modernen Theologie, an der er wahrhaftig mehr als unschuldig ist, und nicht vielmehr zu der modernen Gesamtströmung in Beziehung setzen wollte, von der jene ja nur ein kaum ernst zu nehmender, drolliger Auswuchs ist.

Die Studenten- und Artistenbewegung der neunziger Jahre

Der deutsche Kulturradikalismus der neunziger Jahre stellt sich in allen seinen Auswirkungen als eine Studenten- und Artistenbewegung dar. Es war schlecht und recht ein deutscher Jugendstreich mit vielfacher Jugendeselei, doch ohne jeden Altersblödsinn. Diese Jugend ließ sich von Nietzsche faszinieren, weil sie sich als die Erfüllung seiner Prophetenträume vorkam; es war vor allem die Eitelkeit im Spiele, die Übermenschen wirklich zu sein, die er gefordert hatte. So ist es gekommen, daß Nietzsche „Mode" wurde und eigentlich bis auf den heutigen Tag die Sensation seiner Wirkung sich noch nicht zu dem tiefen und ernsten Verständnis abgeklärt hat, in dem allein er sein Genügen gefunden haben würde. Warum Nietzsche von der jungen Generation als der ihrige in Anspruch genommen wird, ohne doch ihr eigentlich schon anzugehören und ihr Eröffner zu sein, hat Arthur Möller-Bruck gut auseinandergesetzt (Die moderne Literatur, S. 55): „Der neuen Anschauung von Welt, Leben und Individuum, die Nietzsche, der Kulturprophet, etwas zu sonnig in die düsteren Wolken seinerzeit gemalt hatte, wurde bald ihr phantastischer Zukunftscharakter genommen: gegen Ende der achtziger Jahre wuchs eine Generation herauf, deren Blut nach der veränderten Gesetzmäßigkeit bereits zirkulierte — wenn auch unregelmäßig, stockend, oft den gesunden Herzschlag aussetzend. Diese Generation brauchte alles, was sie fühlte, nicht erst mühsam zu beweisen, intellektuell vor sich selbst zu rechtfertigen. In ihrem ursprünglichen, wenn auch aus Naivität und Raffinement ganz seltsam und unproportional gemischten Empfinden, waren schon jene geistigen Hemmnisse weggeräumt, über die ein Nietzsche nur fortkonnte, wenn er die Augen schloß, und einen waghalsigen Salto mortale in die jenseitigen Gefilde Zarathustras schlug. Freilich: ein wenig gewollt, posiert und dadurch komisch, wirkten die neuen, diese geborenen Übermenschen schon! Aber sie besaßen immerhin das, was der mächtigen Promethidennatur ihres Vorkämpfers gerade am meisten gefehlt hatte: Jugend! Eine Kraft

lebte in ihnen, die sich reell, nicht nur ideell zu betätigen suchte; und rang sie künstlerisch nach einer Auslösung, so war es, mehr als bei Nietzsche, das Wesen der Dinge, das sie darzustellen unternahmen, — nicht deren gedanklicher Sinn! Diese Kraft war überschäumend, trotzig, rebellisch. . . Wenn es Not tat, konnte sie auch einmal brutal werden. Sie zu brechen, war unmöglich. Höchstens konnte man sie bändigen; doch schlug sie sich — nach dem warnenden Vorbild Nietzsches — niemals selbst in die eigenen Fesseln irgend einer fixen Idee. Der große Unfreie, Unzeitgemäße hatte sich an seine Lehre vom Kommenden, noch nicht Tatsache Gewordenen mit so zäher, verzweifelnder Angst geklammert, weil er an ihren utopischen Wert innerlich gar nicht glaubte. Der jungen Generation war die europäische Zukunft eine Selbstverständlichkeit! — Oh! diese Zukunft: diese Ära des psychologischen Verständnisses aller Erscheinungen und der daraus resultierenden Selbstfreiheit und Lebensanschauung und Lebensbetätigung. Sie glaubte an eine Epoche sinnlicher und vor allem geistiger Vollkultur so rührend fest, daß ihr der leiseste Zweifel wohl die einzigste Sünde schien, die man überhaupt noch begehen konnte: morgen, spätestens übermorgen mußte ja das feurige Strahlenrad des erwarteten Tages am Horizonte aufgehen und das trübe stickige Nebelgrau der Gegenwart zerbrennen." So lag das Verhältnis der Jungen zu Nietzsche so, daß sie sich als die Erlösenden fühlten, stark und hilfreich genug, den gefesselten Prometheus zu befreien. „Promethidenlos" nannte Gerhard Hauptmann instinktiv sein Jungfernwerk. Es ist das Gegenteil eines Epigonengefühls, was Nietzsche den Stürmern und Drängern der neunziger Jahre einflößte. Die Möglichkeit einer kultähnlichen Verehrung war unter den günstigsten Bedingungen gegeben; es bedurfte nur einer festen Stätte — die Andacht, um einen Tempel zu erfüllen, war da.

Der große Unfreie — die europäische Zukunft

Richard Dehmel hat das Verdienst der Schwester um Nietzsche dahin gedeutet, sie habe das Feuer, das der Prometheus in unsere Zeit getragen, auf einen Turm gerettet. Dieser ideale Gedanke mag bei der Archivgründung mitgewirkt haben; maßgebend war er nicht. Nach der Wendung, die ihre eigenen Schicksale genommen hatten, öffnete sich ihr der willkommene Ausweg, sich der Sache des Bruders anzunehmen. Ihr Gatte war

Die Rettung des Prometheusfeuers auf einen Turm

plötzlich aus seinen aufreibenden kolonisatorischen Unternehmungen hinweggerafft worden; die Kolonie Neu-Germanien löste sich auf oder ging in andere Hände über. Frau Förster hatte ihre Energie in der Leitung einer großen praktischen Organisation betätigt; nun mochte es sie gelüsten, ihre bewährte Regententüchtigkeit dem Andenken ihres Bruders zugute kommen zu lassen. Die Verwaltung der Autorrechte durch sie — da die alte Mutter in der Pflege des Sohnes aufging — eröffnete ihr ein neues Wirkungsfeld. Sie nahm die Zügel in feste Hände.

Die Aushändigung des Nachlasses durch Gast

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Die Vorkenntnisse der Schwester

Umgekehrt lag dem Vorgehen der Schwester kein kleiner Plan zugrunde. Es wäre auch Unrecht, zu behaupten, sie sei in der Fürsorge um Manuskripte ihres Bruders völlig Neuling gewesen. Er hatte ihr seine Homerrede gewidmet auf Weihnachten 1869 mit den Worten: „Meiner teuren und einzigen Schwester Elisabeth als der fleißigen Mitarbeiterin auf den Stoppelfeldern der Philologie." Zehn Jahre später, bei dem Abbruch der Basler Zelte, rettete sie eine Anzahl Notizhefte und Konzeptbücher, die der Bruder verbrennen wollte. Diese von ihr heimlich aufbewahrte Manuskriptkiste gab gewissermaßen den Grundstock des Archives ab. Am 7. Oktober 1892 schickte Overbeck auf Aufforderung des Vormundschaftsgerichts an Frau Pastor fünf Kisten Nietzschescher Bücher und Manuskripte, die bei ihm dreieinhalb Jahre in Verwahrung gestanden hatten, nach Naumburg ab. Wie hatte er sich zum Archiv zu stellen?

Von Natur schon behutsam und vorsichtig geartet, kannte er außerdem Nietzsches Schwester und Nietzsches Meinung von ihr viel zu genau, als daß er sich gegen die überstürzten Unternehmungen von Frau Förster hätte anders verhalten dürfen, als warnend und zuwartend. Man identifiziert jetzt immer Nietzsche

und seinen Nachlaß mit dem, was die Schwester aus beiden gemacht hat, und versäumt, die unerläßliche Unterscheidung vorzunehmen, die jedenfalls für Peter Gast und Overbeck zu Anfang der neunziger Jahre als eine elementare Tatsache empfunden wurde. Overbeck hatte nicht einmal Abneigung gegen das Archiv empfunden, solange er anzunehmen Grund hatte, es handele sich um eine eigentümliche Ausdruckgebung büßender Schwesterliebe. Sein ganzes Unrecht, das er dem Archiv antat, faßt sich in die immer wiederholte Bitte zusammen, es möchte ihm doch gestattet werden, nichts damit zu tun zu haben. So lag allerdings ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Frau Förster und Overbeck gegeben vor, zumal ein solcher auch, wenn auch gelinder, zwischen Tochter und Mutter damals bestand und Frau Pastor N. in fortgesetzten Briefen an Overbeck ihr Herz auszuschütten pflegte. Es fehlte nicht an Versuchen einer Annäherung zwischen Nietzsches Schwester und Overbeck; aber ohne Erfolg — die Meinungsverschiedenheiten beruhten zu sehr auf grundsätzlichen Differenzen ihrer Naturen, und so stellte sich denn im Laufe der Jahre bei aller Wahrung der äußeren Form die Entzweiung zwischen Schwester und Freund mit zunehmender Schärfe und Härte heraus.

Unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Frau Förster und Overbeck

Die grundsätzliche Notwendigkeit an diesem Zwiespalt zwischen Schwester und Freund ist deshalb mit allem Nachdruck an die Spitze zu stellen, als immerhin Frau Förster-Nietzsche in bester Absicht ernstliche Versuche unternahm, sich Overbecks Beistand und Mitwirkung zu sichern. Ihre Kritik von Gasts Tätigkeit entbehrte keineswegs der tatsächlichen Begründung; ihren Ausstellungen konnte sich ein so methodischer Gelehrter wie Overbeck nicht völlig entziehen. Wenn er dennoch mit der massiven Art, wie Gast mit einem Mal aller seiner Befugnisse entsetzt wurde, nicht einverstanden war, so geschah es in der Annahme, daß auch der begabteste Neuling nicht imstande sein könne, den unvergleichlichen Vorschuß an persönlicher Fühlung mit dem Gegenstande, dessen Gast sich rühmen durfte, irgendwie einzuholen. Übrigens zog sich bei Gasts konzilianter Natur und bei der Macht der gemeinsamen persönlichen Erinnerungen, die sie verband, die eigentliche Entzweiung noch bis zum Frühjahr 1894 hinaus. Gast war von seinem ihn verdrängenden Nebenbuhler Kögel entzückt und beglückwünschte die Schwester mit den Worten: „Wo haben Sie nur diesen prächtigen Menschen aufge-

funden!" Auch ging der Winter noch mit Beratungen der Organisation und äußern Einrichtung vorbei: „Ich lasse jetzt so nette Schränke machen, oben in den Abschlußverzierungen soll man die Tiere des Zarathustra finden: Adler, Schlange und Löwe" — schrieb die Schwester an Overbeck, nachdem sie ihm schon vorher als ihre Absicht bezeichnet hatte: „Einen Areopag von Freunden einzuberufen und mit denen erst zu beraten, in welcher Weise die ganze Ausgabe zu machen sei." Ihr Bruder solle überhaupt nicht herausgegeben werden; in dieser Hinsicht habe sie immer schon die Schopenhauerausgabe geärgert. Nur Nietzsches Name und niemand anders solle genannt werden; etwaige Mitteilungen sollte die Verlagsbuchhandlung machen. Für die Anordnung solle die chronologische Reihenfolge maßgebend sein; vor allem sei es ihr anstößig, polemische Einleitungen vorgedruckt zu finden. — Nietzsche habe geistige Bädeker perhorresziert: „An und für sich sind ja diese Vorreden vorzüglich, das beste, was über Nietzsche existiert; aber sie stehen so ganz an der verkehrten Stelle." Welches Gegenspiel von Meinungen Overbeck bei diesen an ihn gerichteten Aussprachen zu hören bekam, dafür sind zwei Briefstellen zu konfrontieren;

Der Freundes Areopag

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Dazu schreibt Frau Förster, den 20. November 1893: „Ich bin früher gewiß keine Freundin von Lou gewesen (zuweilen ändert man sich); aber eine solche Polemik gegen sie, dicht neben dem Werke meines Bruders, ist doch gerade, als ob man das ganze Geräusch des Werktags in einer feierlichen Bergeinöde zu hören bekommt. Ich will überhaupt keine Polemik und keinen Gedankenführer in der Ausgabe selbst, darin stimmen alle erfahrenen Menschen mit mir zusammen. Gerade bei Nietzsche macht es den schlechtesten Eindruck." Nachdem nun im Frühsommer 1894 Gast endgültig von jeder Mitarbeit ausgeschlossen worden war, meldet Frau Förster an Overbeck den Stand der Dinge wie folgt: „Die Vorbereitung zur Gesamtausgabe geht, seitdem sich nun wirklich der ausgezeichnete Herr Dr. Kögel, nach ziemlich schweren Kämpfen mit den Wünschen seiner Anverwandten, ganz frei dafür gemacht hat, wundervoll vorwärts. Er ist ein wahr-

Frau Försters Kritik über Gast

haft eminenter Geist; die Herren des Goethe-Archivs, mit denen wir jetzt die liebenswürdigsten Beziehungen pflegen, sagen mir beständig über seine wirklich hervorragende künstlerische und wissenschaftliche Begabung die allerschmeichelhaftesten Dinge. Sein zeitweiliger Vertreter, Herr Dr. Zerbst, war auch ein netter Mensch, aber weder in Herausgeberangelegenheiten, noch in philosophischer Hinsicht wußte er Bescheid, während Dr. Kögel eben alles kann."

Die Kulturaufgabe des Archivs

Der äußeren Organisation nach wurden Zweck und Praxis der Weimarer Dichterarchive in Naumburg auf einen kaum fünfzigjährigen Künstlerphilosophen angewendet, dem die unheilbare Gehirnkrankheit die Schöpferhand vorzeitig lähmte. Die Bezeichnung Nietzsche-Archiv gibt diese Nachahmung ausdrücklich zu. Um sich mit ihrer Person desto nachdrücklicher einsetzen zu können, erwarb sich die Schwester bei der zuständigen Verwaltungsbehörde das Recht, fortan den Doppelnamen Elisabeth Förster-Nietzsche zu führen. Da es sich vor allem darum handelte, Nietzsches Namen öffentlich zu „machen", war um das Beispiel von Bayreuth nicht herumzukommen, nur war, um einen Wettbewerb aufnehmen zu können, eine Lücke zu erspähen, wo sich für eine originale Kulturaufgabe ein neuer Spielraum bot. Was lag näher, als an Nietzsches Vorliebe für französischen Geschmack und das damit verbundene Artisten- und Ästhetenwesen anzuknüpfen? Frau Förster fühlte sich berufen, eine Unterlassungssünde von Bayreuth zu sühnen. Sie hat ihr Programm unmißverständlich dargelegt (Biographie II, S. 889): „Wir dürfen nicht vergessen, daß der geistige Geschmack der Deutschen in den siebziger und achtziger Jahren wirklich in jeder Hinsicht etwas plump und schwerfällig geworden war. Ich glaube, der Sieg, das beständige Hurraschreien, Biertrinken und Selbstbewundern war den Deutschen nicht gut bekommen. Die Zeit vor den Kriegen und Siegen war geistreicher, und erst die neunziger Jahre haben an die alte Tradition wieder angeknüpft. Vielleicht, daß der anfangs verborgene, dann nachweislich immer mächtigere Einfluß des Nietzscheschen Geistes auch in literarischer und künstlerischer Hinsicht diese tiefgehende Wandlung mitgeschaffen hat. Was aber nun gar den Geschmack in Einrichtung und Kleidung in der damaligen Zeit betrifft, so haben wir deutschen Frauen alle Ursache, auf jene Zeit mit Erröten und Beschämung zurückzublicken. Frau Cosima zeigte sich damals in vielen Dingen dem

deutschen Geschmack überlegen. Wenn sie heute nicht mehr für den Hort des guten Geschmacks gelten kann, so liegt das nur daran, daß Bayreuth in seiner damaligen Geschmacksrichtung stehen geblieben ist und sich gegen die große artistische Weiterentwicklung Deutschlands verschlossen hat. —" Seit der Übersiedelung des Nietzsche-Archivs nach Weimar ist aus Nietzsches Kranken- und Sterbehaus allerdings eine Art Parkett für die ästhetische Elite Deutschlands und zum Teil auch des Auslands geworden. Freundschaftliche Beziehungen zu naturalistischen und symbolistischen Dichtern und Malern, besonders aber zu den Führern der kunstgewerblichen Bewegung taten das ihre, um das Archiv in den Ruf einer europäischen Kulturstätte zu bringen.

Dr. Fritz Kögel

rau Förster erntete auch da kaum ihre eigene Saat. Ihr Gewährsmann und Eideshelfer der ersten vier Archivjahre, Dr. Fritz Kögel, kam ihr keineswegs nur als Herausgeber gelegen. Er war ein ungewöhnliches, auf die große Fläche hin angelegtes Talent, und eine solche lebendige Vielseitigkeit war es gerade, was Frau Förster brauchen konnte. Kögel, der älteste Sohn einer kinderreichen Pastorenfamilie, ein Neffe des Oberhofpredigers Rudolf Kögel, ist nach seinem mit vierundvierzig Jahren erfolgten Tode als fruchtbarer Liederkomponist bekannt geworden; besonders zu Texten Nietzsches und Dehmels ist ihm eine modern differenzierte Musik von strömender Melodie und packender Charakteristik gelungen. Außerdem war er ein geistreicher Schriftsteller und, was dem Archiv besonders zu statten kam, durch seine Unterhaltungskunst und sein Klavierspiel ein bezaubernder Gesellschaftsmensch. Überdies Reserveoffizier!

Overbeck bemerkte einmal, Frau Förster habe aus dem reichlich frühzeitigen Tode einer Anzahl wichtiger Gewährsmänner weidlichen Vorteil gezogen; ein gutes Stück ihrer Biographie sei vom Kirchhof aus geschrieben! Außer seinem eigenen ist besonders das Andenken von Dr. Rée und Dr. Fritz Kögel von dem Umstande gefährdet worden, daß sie für immer verstummt sind und sich selber nicht mehr wehren können. Einer Ehrenrettung Kögels, die aus seiner handschriftlichen Hinterlassenschaft heraus zu erfolgen hätte, soll hier nicht vorgegriffen werden. Aber einiges ist unbedingt schon jetzt zu sagen. „Also noch eine Puppe mehr, die Frau Dr. Förster in der Unterwelt zur Verfügung ihrer Künste

hat!" schrieb Overbeck, als ihn über der Lektüre des Schlußbandes der Biographie die Nachricht von dem jähen Tode Dr. Kögels erreichte. Auf einem um Jahre früheren Blatte hatte er sich notiert: „Auf jeden Fall hat sich Fr. Kögel als Herausgeber der Werke Nietzsches große Verdienste erworben. An Versehen und Mißgriffen hat es auch nicht gefehlt. Der schlimmste und fundamentalste war die Stellung, in die er sich als Herausgeber zu seinem Vorgänger Peter Gast durch Frau Förster drängen ließ. Meine Meinung darüber hatte ich in einem langen Briefe an Herrn Dr. Zerbst nach Jena im Jahre 1894 auszuführen Gelegenheit." Das Doppelspiel, das Overbeck befürchtet hat, ist vom Archiv aus denn auch schon gründlich getrieben worden. Neuestens (S. 43 ihrer Broschüre) mißt Frau Förster für alle mangelhaften Einrichtungen und Anordnungen bei der Archivgründung „ganz allein die Schuld" Kögel bei: „er wurde, vielleicht durch seine wirklich vorhandene leidenschaftliche Verehrung für Nietzsche veranlaßt, von einer Art Manie befallen, sich in den alleinigen wissenschaftlichen Besitz des literarischen Nachlasses meines Bruders zu setzen, damit er der einzige wäre, der Auskunft zu geben vermochte, und außerdem auch, damit etwaige Fehler seiner wissenschaftlichen Arbeit durch niemand sonst festgestellt werden konnten. Aus diesen Gründen versuchte er, durch unerfreuliches, kränkendes Benehmen Dr. E. von der Hellen die Freude an der Arbeit zu verderben und ihn aus dem Nietzsche-Archiv hinauszudrängen." Aber selbst Frau Förster muß zugeben: (S. 43/44): „Er war ungewöhnlich begabt und besaß ein bewunderungswürdiges Organisationstalent, so daß er mir bei der Einrichtung des Nietzsche-Archivs vorzügliche Dienste geleistet hat. Sein ausgezeichnetes Verständnis für die Persönlichkeit meines Bruders mußte von jedermann, auch von seinen Feinden anerkannt werden. Noch heute gilt das, was er über Nietzsche geschrieben hat, als durchweg richtig und gut, so daß ich ihn mit Vorliebe zitiere. Die Schwierigkeiten, die er mir im allerhöchsten Maße bereitet hat, stammten aus jener oben erwähnten fixen Idee und sehr mangelhaftem Fleiß bei der Ausführung der Arbeiten." Was diesen letzten Vorwurf der Trägheit betrifft, so bin ich in der Lage, ihn durch ein sehr einwandfreies Zeugnis, nämlich aus „Feindes" Munde, zu entkräften;

„Ein bewunderungswürdiges Organisationstalent"

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Mit diesem freimütigen Urteile bekennt Gast freilich sein Unvermögen, den Kampf um ein geschichtliches Nietzschebild mit der nötigen Härte und Freiheit zu führen.

Dem Umstand, daß Frau Förster ihre Beamten alsbald in den Bann ihrer persönlichen Vorurteile zwang, ist auch die gehässige Art der Abrechnung mit Kögels wissenschaftlicher Tätigkeit zuzuschreiben, wie sie ihm nach seinem Ausscheiden vom Archiv noch als Quittung nachgesandt wurde in der Broschüre Ernst Horneffers, „Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung" Leipzig 1900. Wenn auch sachlich diese Kritik angebracht sein mag, insofern sie das von Kögel den Lesern zur Verfügung gestellte Material als wertlos enthüllte und die erste, ein wissenschaftliches Urteil ermöglichende Zubereitung des Wiederkunftstoffes bedeutet, so hat doch Ernst Horneffer sich zu einer bedauerlichen und bei dieser Stärke seines Verdiktes ungerechtfertigten Verallgemeinerung hinreißen lassen, wie er selbst gesteht unter dem Einflusse des Hasses, von dem damals Frau Förster gegen Kögel beherrscht war; er erhebt (S. 60) geradezu den Anspruch, Kögel als „wissenschaftlichen Charlatan" entlarvt zu haben, von den sonstigen beleidigenden Bausch und Bogen-Vorwürfen zu schweigen. Davor ist Kögel unbedingt in Schutz zu nehmen; daß er sich bei der herausgeberischen Bearbeitung von Nietzsches Schriften in weitgehendem Maße gegen die Grundsätze der philologischen Methode vergangen hat, hätte er wohl selber eingeräumt; aber es ist unrichtig, aus diesen Verstößen zu folgern, Kögel habe überhaupt kein wissenschaftliches Verhältnis zu Nietzsche besessen. Die Wahrheit ist, daß Kögel im divinatorischen Aufgreifen der für eine richtige Nietzscheauffassung entscheidenden Momente wirkliches Geschick bekundet hat. Er hat die Tragweite von Nietzsches Erstlingsschrift als einer programmatischen Vordeutung seines gesamten Lebenswerkes voll erkannt und, was noch mehr heißen will, die nur oberflächliche und provisorische Natur von Nietzsches aphoristischem Wesen durchschaut. Frau Förster teilt (im Anhang ihrer Broschüre S. 73—78) eine Denkschrift aus der Feder Kögels mit „Friedrich Nietzsches Arbeitsweise", die Kögel mit folgender Ausführung schließt: „Daß er aber im untersten Grunde nie aufgehört hat, den Aphorismus, so sehr der Künstler ihn zu einer „Form der Ewigkeit" umschuf, als einen Notbehelf für den Denker anzusehen, beweist die Tatsache, daß er, sobald im Laufe der achtziger Jahre sein Leiden sich milderte, zur literarischen Form seiner ersten Zeit zurückkehrt. Er dichtet den Weltbau des „Zarathustra", den komische Wortklauber und

Kögel kein „wissenschaftlicher Charlatan"

Brillenträger für aphoristisch halten, weil er in Spruchform geschrieben ist; er verfaßte das „Jenseits", dessen einzelne Abschnitte sich zusammenhängender Gedankenentwicklung bedeutsam nähern, bisweilen sie ganz erreichen, — gab in der „Genealogie der Moral" das Muster einer streng entwickelten Abhandlung und würde nach den „Seitensprüngen" des übrigens scharfsinnig disponierten „Fall Wagner" und der „Götzendämmerung" in der „Umwertung", von der alle diese Schriften nur Seitensprünge und Erholungen waren, einen großen streng gegliederten Bau aufgetürmt haben. Die Tatsachen richten sich nicht nach den Aperçus der Feuilletonisten und Polemiker: für das heute noch landläufige Axiom von der aphoristischen Grundnatur des Nietzscheschen Denkens lassen sich aus der Form einiger Schriften keine Stützen entnehmen; und die aus allen seinen Aufzeichnungen abzulesende Arbeitsart deutet auf das Gegenteil. Die Schulphilosophie versucht es immer wieder, alle Gegner der unehrlichen Systematik als lendenlahme Aphorismatiker zu verschreien." Ernst Horneffer wird sich, wenn er billig denkt, dem Eingeständnis nicht entziehen dürfen, durch Kögel hier klar und deutlich einen Gedanken vorgetragen zu finden, nämlich den von Nietzsche dem Synthetiker, den er, Ernst Horneffer, als einen Leitgedanken für die Erforschung Nietzsches aufgestellt hat und der ihm zum Pfadfinder für seine Antichristhypothese geworden ist, derselben Hypothese, die durch ein authentisches Nietzsche-Zitat aus Kögels hinterlassenen Archiv-Notizen eine glänzende Bestätigung erfahren hat. (Vgl. S. 173 dieses 2. Bandes sowie Anmerkung 57.) Es steht daher zu hoffen, Ernst Horneffer werde bei sich bietender Gelegenheit den Ton, den er damals in der verfangenen Luft des Archivs gegen Kögel angeschlagen hat, noch viel nachdrücklicher bedauern, als er dies bereits getan hat. Sollte nicht allein schon die Solidarität eines ähnlichen Schicksals bei noch so weit auseinanderstrebender Neigung und Begabung alle Männer, die sich mit Nietzsches Schwester um Nietzsches willen verfeindet haben, untereinander zusammenschließen? Wenigstens hat Overbeck, dem der ihm persönlich nicht bekannte Dr. Kögel aus verschiedenen zum Teil wohl durch Mißverständnisse hervorgerufenen Gründen nicht eben sympathisch war, ihm ein aufrichtiges Interesse bekundet, als „Zeugen gegen Frau Dr. Förster als Biographin ihres Bruders". Kögel war gleich nach den ersten Monaten seiner Archivtätigkeit von der geheimen Angst

Kögels divinatorische Begabung für das Nietzscheproblem

in Atem gehalten: Um Gottes willen, in was für Händen ist da Nietzsche! Dieselbe Seelenenttäuschung machten um Jahre später, als die Reihe an ihnen war, nach ihren Andeutungen zu schließen, die Gebrüder Horneffer durch.

Kögels Vielseitigkeit

Einem Manne wie Fritz Kögel wird man überhaupt nicht gerecht werden, wenn man seine innere Stellung zu Nietzsche ausschließlich an seinem wissenschaftlichen Verhältnis zu ihm mißt. Schlösse man aus Ernst Horneffers Verurteilung ins allgemeine zurück auf Kögel den Menschen, so wäre dieser ein nicht unbedenklicher Glücksritter gewesen. Das war aber Fritz Kögel ganz sicher nicht. Er war freilich alles andere als schwerfällig. Kögel gehörte offenbar zu den Individualitäten, mit denen man die unerschöpfliche Reichhaltigkeit des deutschen Volksschlages belegen kann; ihm scheint alles sprichwörtlich Deutsche, alles Pedantische und Doktrinäre gefehlt zu haben. Als ein ungewöhnlich Begabter aus der jungen Generation erscheint er uns wie eine Verkörperung des Impressionismus; er hat deshalb wahrlich nicht schlecht zu einem Vertreter ex officio für Nietzsches Denk- und Lebensweise getaugt. Jedenfalls hat er voll im Leben mitten drin gestanden. Kaum hatte er seinen philosophischen Doktor gebaut, so schied er sein Leben gewissermaßen zwischen Kunst und Handwerk. Außer den paar Jahren im Nietzsche-Archiv stand er vorher und nachher im Dienste ausgesprochen industrieller Unternehmungen, zuletzt in den kunstgewerblichen Werkstätten von Schultze-Naumburg. Seine Gedichtsammlungen „Vor humana“ und „Gastgaben, Sprüche eines Wanderers“ sind die Früchte seiner Mußestunden aus früherer Zeit, als sein Trieb nach Gestaltung sich noch dichterisch äußerte. Mit vierunddreißig Jahren komponierte er sein erstes Lied und konnte noch zehn Jahre diesem neuentdeckten Schaffen huldigen. Er starb im Jahre 1904, vierundvierzig Jahre alt. Seine über hundert Lieder werden in Sängerkreisen sehr geschätzt; es scheint ihnen eine Zukunft beschieden zu sein.

Der religiöse Einschlag

Wie stand es nun mit dem religiösen Einschlag, nachdem sich das Archiv so unzweideutig zu einem weltmännischen Hofstaat entwickelt hat? Daß man, wenn man unter sich war, mit der Christusparallele in aller Naivität kokettierte, steht fest; die Rollen der Apostel wurden verteilt, und auch um die Madonna war man nicht verlegen! Im Leipziger Kreis, der sich zwanglos um Gast gruppiert hatte, herrschte Weichheit und Neigung zum Nachgeben vor. „Es wäre schön, wenn der Pantheismus wahr wäre!" reflektierten diese Nietzschejünger; es war ihnen doch unbequem, Nietzsche in alle seine Unerbittlichkeiten hinein folgen zu müssen. Von ihnen unterschied sich Kögel; er brauchte nicht zu unterhandeln; er war eine Kraftnatur, ein gerade gegliedertes Kind der jungen Stürmergeneration. „Er lebte Nietzsche, ungebrochen und antik, und hätte kaum anders gelebt ohne Nietzsche": — so lautete die Charakteristik seiner feinen, klugen Gattin († 1906). Das Literarische war an ihm äußerliche Zutat; sein Verständnis für ein öffentliches Religionsbedürfnis bestritt er aus seinen stramm protestantischen Instinkten — im übrigen hätte Nietzsche wohl seine Freude an ihm gehabt; was auch an Kögel auszusetzen sein mochte, ein Dekadent war er nicht. Es ist bezeichnend, daß sein Nachfolger Dr. Rudolf Steiner wurde — damals noch nicht, aber später ein Führer der deutschen spiritistisch-theosophischen Bewegung. Eine Ergänzung ins Mystische vertrug sich wohl mit einem Studium des Wiederkunftslehrers, obwohl Steiner in seiner Nietzschestudie diese Untergründe hartnäckig leugnet. Mehr als das: sie ergab sich gewissermaßen von selbst aus dem „wundersamen Gefühl, daß — während wir unten im Hause uns mühten, seine handschriftlichen Schätze für die Welt übersichtlich zu ordnen — er auf der Veranda über uns in feierlichem Schauen, unbekümmert um uns, gleich einem Gott Epikurs thronte. Wer Nietzsche in dieser Zeit gesehen hat, im weißen faltigen Gewand halb liegend zurückgelehnt, mit dem Blick des Brahmanen aus weitgeschnittenem, tiefliegendem Auge unter buschigen Brauen hervor, mit dem Adel seines rätselhaft fragenden Gesichtsausdrucks und der löwenhaft majestätischen Haltung seines Denkerhauptes, — der hatte das Gefühl, als ob dieser Mann nicht sterben könne und sein Auge auf der Menschheit und der gesamten Erscheinungswelt in alle Ewigkeit hinaus so und in solcher unergründlicher Hoheit ruhen werde." (Briefe I, 1900. IV.)

„Ein Gott Epikurs"

Doch trifft diese Schilderung Gasts erst für die Weimarer Periode des Archivs zu. Durch bauliche Veränderungen war erst das Erdgeschoß im mütterlichen Hause Weingarten 18 in Naumburg anfangs 1894 zum provisorischen Arbeitsraum für das Archiv eingerichtet worden. Frau Pastor N. schreibt Overbeck am 29. März 1894: „Eine gute Idee war es auch von meiner Tochter, daß unten aus zwei Zimmern ein großes (wie oben) gemacht worden ist, wo jetzt alle Besuche empfangen werden, denn man hört dort unsern Geliebten gar nicht. Es birgt unseres geliebten Kranken Lieblingsbibliothek und alle Erinnerungen und ist mit der köstlich gelungenen, sehr vergrößerten Photographie seines Ihnen auch bekannten Bildes geziert. . .“ Da aber die Archivleiterin, um ihren Beamten den nötigen Raum zu gönnen, oben in der Wohnung arbeiten mußte, was mancherlei Übelstände mit sich brachte, so erfolgte bereits im Laufe des Sommers die Übersiedelung in eine eigene Naumburger Wohnung. Die Mutter erzählt Overbeck (11. Oktober 1894): „Das neueste ist, daß meine Tochter mit dem Archiv, wofür der Platz nicht gut ausreichte, nicht weit von uns, ein eigenes Heim gegründet hat und es somit viel zu schaffen gab, da sie den größten Teil ihrer Einrichtung (sie hatte doch damals viel von dem Basler Haushalt übernommen) unserem Häuschen entnahm und somit das damals zum Archiv vergrößerte Zimmer jetzt zu den Spaziergängen meines Sohnes Verwendung findet. War ich auch keineswegs einverstanden mit dieser Trennung, so muß ich es doch jetzt zugeben, daß es wohl so das Richtige ist, da seine leibliche Pflege und die seiner geistigen Güter nicht recht zu vereinbaren war . . . Nun ist vom 1. Oktober an der zweite Direktor des Goethearchivs, Herr von der Hellen, als Mitarbeiter an Stelle des Herrn Dr. Zerbst, welcher sich nicht dafür eignete, mit Frau und zwei Kinderchen von Weimar hierher nach Naumburg gezogen, und so ist der Verkehr in meiner Tochter Haus ein äußerst lebhafter geworden; beide sind, ebenso Dr. Kögel sehr musikalisch, und es sollen zum Beispiel jetzt wöchentlich musikalische Abende stattfinden und von unseres Geliebten musikalischen Sachen eine Auswahl zum Druck getroffen werden. Das alles paßt nicht in ein Haus, wo ein derartiger Kranker sich befindet und offen zu sein reicht auch meine Spannkraft höchstens bis zehn Uhr aus, da doch oft die Nächte ganz oder halb dran zu geben sind. Wir sehen uns täglich und oft mehrere

Das Nietzschearchiv in Naumburg

Male, und ich und wer es sieht, freut sich an der ganz reizenden Einrichtung, am meisten die Herren über ihr wundervolles großes hohes Arbeitszimmer." Das Interesse an den Arbeiten des Archivs hinderte begreiflich die alte Pastorswitwe, die nur mit Hilfe ihres festen Gottvertrauens den aufreibenden Anstrengungen dieser Krankenpflege sich gewachsen fühlte, nicht an gelegentlichen Vorbehalten; sie schreibt Overbeck am 31. Dezbr. 1894: „Ich finde, daß man im achten Band den schrecklichen Antichrist und mehrere Gedichte weglassen konnte; ich empfinde darüber bitteren Kummer; hat er doch schon mehr als genug darüber in seinen Werken gesagt, und ich begreife jetzt doppelt seine Worte: „Lies es nicht, Mütterchen, es ist von einem ganz anderen Standpunkt aus geschrieben." Überhaupt finde ich, daß Philosophie nichts für Frauen ist; wir verlieren den Boden unter den Füßen." Dann erwähnt sie, daß mit dem wachsenden öffentlichen Interesse an Nietzsche sich ein förmliches Spionagesystem auszubilden scheine: „Alles kommt und noch dazu aufgebauscht und verdreht in die Zeitungen, darunter wir in letzter Zeit recht gelitten haben, und dabei das Unheimliche, daß jemand hier angestellt zu sein scheint um auszukundschaften." Zwei Jahre später erfolgte dann die Übersiedelung des Archivs nach Weimar; es heißt im Briefe der Frau Pastor vom 2. Juli 1896: „Daß meine Tochter Naumburg mit Weimar vertauschen und schon am 1. August dahin ziehen will, weil sie glaubt, dort mehr Verständnis für die Philosophie von Fritz zu finden, hat mir wieder viel Kummer gemacht. Sie ist aber einmal ein unruhiger Geist und setzt alles durch, was sie sich vorgenommen hat; wollte sie doch schon damals, als sie das Archiv verlegte (Herbst 1894) nach Weimar ziehen, hätte sie nicht damals der Zustand vom guten Fritz hier gehalten, und nun will sie jede Woche uns einmal besuchen. Sie war vorgestern mit Fräulein von Salis, welche mehrere Tage bei ihr war, zum Goethetag in Weimar." — Und dann am 2. Oktober 1896: „Die Übersiedelung meiner Tochter hat mir natürlich auch viel Kummer bereitet, bis ich wahrnahm, daß sie sich der weiteren Arbeit der Biographie nicht mehr gewachsen fühlte und in Weimar sich ihr in jeder Beziehung mehr Sie hat eine sehr hübsche Wohnung, ist bis jetzt glücklich und Hilfe als hier erschließt, und das hat meine Tränen getrocknet. . zufrieden im höchsten Grade." Nietzsche blieb bei seiner Mutter zurück, die jedoch nur noch ein halbes Jahr zu leben haben sollte.

Die Übersiedelung nach Weimar

Nietzsches Mutter ist unter diesem Titel, von ihrem Neffen Dr. Richard Oehler (in einem Artikel der „Zukunft" 1907) geschildert worden; sie wird dort „eine bedeutende Natur", von einer starken und sehr sympathischen Originalität genannt und mit der Mutter Goethes zusammengestellt. Mir scheinen ihre brieflichen Schilderungen dazu angetan, dieses Urteil zu bekräftigen; aber zur wirklichen Größe ragt diese bejahrte, religiös befangene und nur durchschnittlich gebildete Frau empor durch die grenzenlose Hingebung und Energie, mit der sie bis in ihr zweiundsiebzigstes Lebensjahr die unglaublich schwierige Wartung des kranken Sohnes durchführte. Nicht nur Overbeck, sondern auch die sachverständigen Ärzte Dr. Gutjahr und Prof. Binswanger haben mit ihrer staunenden Bewunderung nicht zurückgehalten. Ich stelle vom Herbst 1893 an, dem Zeitpunkt, da Frau Dr. Förster wieder heimgekehrt war, einige Stellen aus den Briefen der Mutter über Nietzsches Befinden während dieser Zeit zusammen:

Die Pflege des kranken Sohnes

Naumburg, 1. Oktober 1893

„Vor etwa zehn Wochen mußte ich unsere hübschen Spaziergänge wieder aufgeben, weil er gerade wenn uns jemand begegnete, auf unseren einsamen Wegen laut wurde, und ob ich es auch immer wieder versuchte, so sah ich doch ein, daß es nicht mehr ausführbar sei; nach dem letzten Gange mußte ich weinen und wieder weinen und konnte mich gar nicht wieder beruhigen, so schmerzlich war es. Dieser Zustand verschlimmerte sich, und als ich mir gar nicht mehr zu helfen wußte, schrieb ich in meiner Totenangst, denn ich dachte ich müßte ihn sonst wieder nach Jena bringen, an Professor Binswanger. . . Jetzt hat der Zustand nichts Unheimliches, es kann ja auch sein, daß wir nun gerade daran gewöhnt sind, auf die Nacht bin ich ganz allein bei ihm . . Sein Aussehen ist unberufen ein ganz gesundes, was den Bädern und der Veranda wohl zu verdanken ist, indem er auf letzterer gar zu gern weilt, und sonst gehen wir mit ihm eine halbe Stunde im Hause auf und ab, und haben nun auch einen eigenen schönen bequemen Fahrstuhl, wo ihn Alwine wieder fahren soll. Er macht nie den Eindruck, als ob er in irgend einer Weise litte, macht sogar manchmal kleine Späße und lacht darüber ganz natürlich mit uns, hat überhaupt etwas Rührendes in seinem Wesen. Glauben Sie daher nur nichts, was in den

Zeitungen steht; solche Verdreherei und Phantasie ist mir kaum vorgekommen, und ich empfange niemand wieder, die sich als glühende Verehrer meines Sohnes ausgeben.

Naumburg, 29. Dezember 1893

Vor dem Christbaum

. . . [meine Tochter] war aber am heiligen Tage wieder so weit wohl, daß wir uns einen Baum pützten und zwar nach meines Sohnes Wunsch, als ich ihn frug, ob einen kleinen oder großen, „natürlich einen recht großen". Außerdem hatten wir ihm ein kleines Symphonium beschert mit glockenreinen Tönen, welches wir den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin spielen ließen, als wir das Zimmer mit dem brennenden Baum betraten (denn Weihnachtslieder waren leider nicht dabei). Er ließ sich unweit des Christbaums vor demselben in einen Sessel nieder, und wir hüben und drüben, sein Gesicht strahlte, er sah sich nach dem Pianino um, ob von da die Töne kämen, und brach ohne irgend aufgeregt zu sein mehrmals in die Worte aus: „Das ist doch das schönste im ganzen Hause." Natürlich strahlten wir mit ob dieser unerwarteten Wirkung auf unser „Engelherz", wie ihn nur Lieschen nennt, und so feierten wir mit innigem Dank zum lieben Gott diesen Abend.

Naumburg, 29. März 1894

Glücklich sind wir nur, daß wir das eigene Haus haben, denn wer würde uns als Mieter jetzt nehmen, und wenn vielleicht auch nehmen, wer uns behalten! Es ist ja das letzte Vierteljahr, wenn auch nicht besser, aber auch nicht schlechter gegangen, als es vor Weihnachten ging, nur das Aufschreien und mit welcher Stimme, aber meist mit dem heitersten Gesicht, ist das Angreifendste, vor allem auch das Hüten, daß es niemand hört, und je mehr ich ihm da zurede, je mehr tut er es, so daß es noch das beste ist, wenn ich ganz allein mit ihm im Krankenzimmer bleibe, fast auf meinem Nähtischplatz und ihm erst lauter und nach und nach leiser oft stundenlang etwas vorsinge, so wenig wie mir da wie Singen zumute ist. Dieses Monotone scheint beruhigend zu wirken, auch trage ich in solchen Stunden, die jetzt fast täglich wiederkehren, nur Schuhe mit Filzsohlen, da eben jedes Geräusch das Lautsein bewirkt. Das Baden setze ich mit ihm auch fort, nur das Spazierengehen, wo ich immer

einmal schüchterne Versuche vor unserm sonnigen Hause bis hinter der Mauer, wo auch köstliche Sonne ist, mache, und wo es auch leidlich geht, wenn er auch, wir sind kaum um die Ecke, fragt: „Wo ist unser Haus?“ und selig ist, wenn wir wieder davor stehen und hineingehen, wo ich ihn in der Hausflur auf einem Stuhl rasten lasse und wenn er sich geruht, dieselbe kleine Tour wiederhole. Doch ist es eben selten und nur an ganz ruhigen Tagen vorzunehmen, ebenso geht es nicht mehr, ihn im Fahrstuhl fahren zu lassen, aus diesem Grunde; nur auf der offenen sonnigen Veranda die wenigen Schritte hin und her, ihm dabei Gedichte vorsagend, glückt manchen Tag auf eine Viertelstunde; heute mußte ich ihn aber schon nach etlichen Schritten des Aufschreiens wegen, wobei er ganz vergnügt und keineswegs unheimlich aussieht, in das Innere der Veranda auf seinen Lehnstuhl wohlverwahrt bringen, während ich, ihn beobachtend auf der offenen Veranda auf und ab ging, was ihm Spaß zu machen schien, denn er betrachtete vergnügt meine Schritte und atmete doch die köstliche Frühjahrssonnenluft, die auch bei uns weht und in den Mai versetzen könnte. So geht ein Tag und eine Woche nach der andern dahin, Gottes Gnade dennoch preisend, daß es eben geht, und ich denke auch, ich fahre wieder später mit der Droschke nach einem einsamen Ort, steigen aus und gehen eine Viertelstunde und setzen wir uns wieder zur Heimfahrt dahin; ist doch unser Leibkutscher, ich möchte fast sagen, wenn es nicht frivol klingt, glücklicherweise mehr als halbtaub.

Nietzsches letzte Spaziergänge

Naumburg, 3. Juni 1894

Einen großen Verehrer seiner Schriften, einen hiesigen Arzt, welcher ihm, ohne daß wir uns gegenseitig kannten, seit Jahren die rührendsten Aufmerksamkeiten sandte, bat ich: ihn doch einmal täglich auf acht Tage eine halbe Stunde zu beobachten, und dieser riet eben zur Massage, um einigermaßen die Leibesbewegung zu ersetzen, da letztere sich nur auf kleine Gänge unten in der Hausflur oder oben auf der offenen Veranda beschränkt. . . So hat der liebe Gott wieder einen guten Gedanken eingegeben, eben mit dem Arzt, der ihn nun in aller Verfassung sah und mir gestern das Lob spendete: „Das macht Ihnen keine nach“, — er, der frei von aller Sentimentalität ist, worauf ich ihm, so wohl es mir tat, erwidern mußte: „Gewiß, aber Mütter!“ Der Arzt freut sich immer mit mir und meiner Tochter, wie

gut sein Aussehen ist und man kaum glauben kann, einen Mann von beinah fünfzig Jahren vor sich zu sehen.

Naumburg, 11. Oktober 1894

Porträtsitzungen . . . So sitzt neben mir mein guter Sohn und uns gegenüber ein Maler aus Berlin, welcher uns sein liebes Bild in Öl festhalten soll. Natürlich bedarf es dabei oft meiner Hilfe, und da der Herr schon ein paar Tage stundenweise sein Heil versucht, so muß ich gestehen, daß es recht angreifend ist, denn der gute Fritz hält so wenig stand; hoffentlich gelingt es! Im übrigen ist mit unserem geliebten Patienten keine wesentliche Veränderung vorgegangen. Der gute Dr. Gutjahr ist auch mit seinem Befinden oder muß vielmehr wie wir mit seinem Befinden zufrieden sein, es ist eben nichts zu tun. . . Meine gute Alwine, welche bald siebzehn Jahr bei uns ist, bewährt sich weiter vortrefflich.

Naumburg, 28. März 1895

Ende Februar hatten wir allerdings einen großen Schreck. Ich merkte, daß mein lieber Patient kurzen Atem hatte (— —), so daß ich augenblicklich zum Arzt schickte, welcher zu seinem und unserem Schrecken über vierzig Grad Fieber konstatierte. . Der Arzt kam die bösen Tage täglich dreimal, indem eine Lungenentzündung durch das viele Sitzen und Liegen, oder mehr eine Stauung in der Lunge vorhanden war. . Er sieht unberufen sehr gut aus, wie der Arzt wieder gestern meinte „nicht wie ein Fünfziger, sondern wie ein Vierziger". Der Arzt ist gar nicht erbaut von den beiden Ölbildern, welche er von ihm in Leipzig ausgestellt gesehen hat und jetzt in Berlin ausgestellt sind, während meine Tochter sie vorher auch in Leipzig gesehen hat und entzückt war; ich hatte nach den verschiedenen Skizzen, welche er hier malte, gleich meine Bedenken, ob es gelingen würde, und wagte gar nicht mehr hinzusehen, so daß der Maler noch zu meiner Tochter äußerte: „er bewundere meine Zurückhaltung". Ich war überhaupt nicht dafür, ihn jetzt malen zu lassen. Wir haben das ganz wundervolle charakteristische vergrößerte Zarathustrabild, aber es wurde durchgesetzt. Das große Bild wäre, ich dächte, mehr als zwei Meter groß und stellt ihn in der offenen Veranda sitzend, den Arm auf die Brüstung stützend, dar, wo der Doktor meinte: „er käme ihm wie ein Vögelchen, wenn er es so vergleichen sollte,

in einem Bauer vor, das enorme Laubwerk ihn fast erdrückend und der große Nietzsche kaum in Betracht kommend, anstatt doch umgekehrt.“ Auf dem andern Brustbilde sähe er wirklich krank aus, auch die Hautfarbe sei gar nicht getroffen, sondern habe eine bleiche Stirn und vorn sogar graues Haar und er hat doch kein einziges auf dem Kopfe; der Doktor meinte: „Ich möchte es nicht geschenkt haben. . . Zum Beispiel mit einer Nasenspitze bis auf die Lippen, Backenknochen, die man in Wirklichkeit bei ihm kaum wahrnimmt.“ . . Lieschen und Herr Dr. Kögel haben die Sache, den Maler, zugelassen, ihn zu malen, als ich auf ein paar Stunden in Halle bei meinen kranken Geschwistern war, und meine Tochter legte wahrscheinlich nun des Malers guten Willen und wie es hätte sein sollen, in die Bilder.

Naumburg, 28. November 1895

Ich bin in der ärgsten Aufregung, da auch mein Sohn seit längerer Zeit und zwar meist einen Tag um den andern, diesmal sogar gestern und heute, an einer Art Kinnbackenkrampf leidet, wo ihm auch das Schlucken so schwer wird und der liebe Kranke ein so trauriges Bild bietet, während er die Zwischentage so gut aussieht, daß unsere liebe Freundin, die Rektorin aus Pforta, welche ihn neulich sah und ebenso unser guter Doktor, ihre wahre Freude an seinem Aussehen äußerten; selbst das Auge habe da einen so lieben Ausdruck. Der Kinnbackenkrampf

Naumburg, 6. Dezember 1895

Mit meines geliebten Sohnes Befinden geht es so abwechselnd fort, einen Tag gut und den andern Tag den Krampfzustand, helfe der liebe Gott!

Naumburg, 26. Dezember 1895

Das beste ist, daß seit (—) heiteres Wetter ist und wir so einen schönen heiligen Abend verlebten. Es geht ja meinem guten Fritz jetzt recht leidlich, indem sich der Krampf, der schrecklich war, fast vollständig verloren hat. Prof. Binswanger war gelegentlich vor acht Tagen bei uns mit Dr. Gutjahr, er war offenbar von dem Aussehen unseres Kranken überrascht und sagte zu mir: Frau Pastor, ich mache Ihnen mein Kompliment, Ihre Pflege ist prachtvoll, ja prachtvoll“; er sah aber auch

so gut aus und Binswanger so lieb und gut an, als wisse er, wer ihn besuchte.

Naumburg, 10. Januar 1896

Unseres lieben Kranken Befinden war ein sehr wechselndes; auch der Krampf stellt sich hin und wieder ein, wenn auch bei weitem nicht wie vor Wochen, wo der Arzt eine stehende Lähmung befürchtete, woran er leicht, da ihm das Schlucken so schwer wurde, zugrunde gehen konnte. Hoffentlich kehrt der Zustand in solchem Maße nicht wieder, es war zu betrübend anzusehen, während sein sonstiges Aussehen, wo man merkt, daß er nicht besonders leidet, bei allem Kummer meine einzige Freude ist.

Naumburg, 2. Juli 1896

„Die Liebe der Mutter hat der Krankheit die Spitze abgebrochen"

Von Prof. Binswangers Hiersein schrieb ich schon, wie zufrieden er sich aussprach, aber wohl noch nicht den Ausspruch, den er hier zu andern getan: „die Liebe der Mutter hat der Krankheit die Spitze abgebrochen". Derartiges Kopfleiden macht wohl sonst die Kranken wild, und so denke ich hat mir der liebe Gott durch das viele Spazierengehen in den ersten fünf Jahren den richtigen Weg zur Milderung gezeigt. . — Er sitzt eben ganz behaglich auf seinem großen Stuhl neben mir, und als ich ihm gestern Ihren lieben Brief zeigte, berührte sein Bart Ihren werten Namen, so deutlich sah er hin.

Naumburg, den 31. Dezember 1896

Im ganzen ist sein Befinden und Aussehen unverändert zu nennen, wenn nicht die stundenweise Lähmung, wie es Binswanger nennt, eintritt. Er besuchte neulich wieder gelegentlich unsern lieben Kranken, allerdings als Fritz gerade einen recht guten Tag hatte, und schien förmlich überrascht zu sein, ihn so zu finden. Er sagte wiederum: „Frau Pastor, ich mache Ihnen mein Kompliment, soll man glauben, daß dies ein Mann von 52 Jahren ist." Ich mußte auch etwas Eßbares haben, weil er sehen wollte, ob das Kauen und Schlingen wegen der zeitweisen Lähmung gut ginge und war auch damit ganz zufriedengestellt. Von Weihnachten zu Weihnachten merkte man freilich mit Wehmut die Verarmung seines Geistes, früher noch Freude am Christbaum, wenn auch nur schwache habend, schlief er diesmal

vor demselben ein, auch sein Gang zeigte von großer Mühsal, besonders an manchen Tagen wie heute.

So weit die Schilderungen der Mutter. Anfang 1897 meldet ihre letzte Zuschrift, sie sei selber erkrankt und beim Sohne würden die Füße äußerst schwerfällig, was mit der Länge des Leidens zusammenhinge. Sie starb kurz darauf, und Nietzsche siedelte zu seiner Schwester nach Weimar über. Ein alter Bekannter von Basel her, Ludwig von Scheffler, schildert in seiner Eigenschaft als Nachbar Nietzsches Einzug in seine letzte Wohnstätte (Neue Freie Presse 1907 Nr. 15430): „Ich wohne in Weimar am Fuße der „sachten Höhen", die prosaisch genug, wie kahle lange Eisenbahndämme das Ilmtal umziehen. Auf dem ihm just gegenüberliegenden Ackerjoche erhebt sich eine zerbrochene holländische Mühle. Leopold von Kalckreuth hat sie gemalt und ein weites Schneefeld um sie gebreitet, durch das sich mühsam und voll Kummer ein alter, wandernder Spielmann seinen Weg bahnt... Da wird ein Wohnhaus nicht weit davon errichtet! Wirklich ein häßliches Haus! Wie es im Sommer so öd, so schutzlos in der Glut des Tages dasteht, hat der Witz des Weimarer Philisters nicht so unrecht, wenn er es die „Villa Sonnenstich" benennt. Wie kann man nur darin wohnen? Und dennoch! Eines Tages kommt mein kleiner Sohn aufgeregt aus der Schule: „Papa weißt Du? Droben ist ein wahnsinniger Philosoph eingezogen!" Ich weise den Knaben zurecht, denn meine Ahnung wird sehr bald bestätigt. Die Schwester Nietzsches ist mit dem kranken Bruder nach Weimar gekommen! Ich gehe in den Garten und suche die schönsten Rosen zum Strauße aus. Dann steige ich hinauf, zu der Villa in der Höhe, das Herz voll beweglicher Gedanken, die der Erinnerung an die Jugend gehören. Wie damals am Spalentorweg öffnet mir eine Dame die Türe! Ich erkenne sofort das Gesicht. Was sonst zur gegenseitigen Verständigung gehört, wird in minutenlanger herzlicher Begrüßung gegeben. Die Schwester Nietzsches führt mich in eine Art Salon. Er war schon damals pietätvoll fast ganz dem Andenken des großen Bruders gewidmet. Seine Bilder an den Wänden, Bücher, Manuskriptsammlungen von ihm überall in Ordnung aufgereiht, aber doch mannigfaltig zerstreut! Dann treten wir instinktiv ans Fenster, die Aussicht zu erfassen. Vor uns die Mühle! Frau Förster

Villa „Silberblick" in Weimar

weist mit wehmütiger Miene auf sie hin: „Ein Gleichnis unseres Daseins! Ohne Flügel!!" Und ich erfuhr nun weiter, daß eine Schweizer Verehrerin des Philosophen das seltsam gelegene Haus für ihn erworben. Hier in der tiefsten Stille und Abgelegenheit hoffte sie noch auf eine Art Heilung seiner kranken Nerven..."

Und nun tritt als Augenzeuge über die Dinge im Archiv — Peter Gast auf! Er schreibt Overbeck am 15. November 1899:

Gast als Herausgeber von Nietzsches Kompositionen

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Frau Förster „die reine Hofdame"

Nietzsche war für seine letzten Lebensjahre in ein langes Gewand von dickem, weißem Stoff eingekleidet, in der Art des Priesterkleides katholischer Orden. Er lebte in den oberen

Wohnräumen unter der Fürsorge der in seiner Pflege erfahrenen Wärterin Alwine, der ehemaligen Dienstmagd seiner Mutter. Manchmal, wenn unten alte Freunde und neue Verehrer von ihm als Gäste der Schwester beim Diner saßen, hörte man durch die Zimmerdecke das ungeduldige Aufstampfen seines Fußes. Auserlesene Besuche wurden ihm zugeführt. Sein Anblick soll ergreifend gewesen sein.

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Es wurden ihm noch vereinzelte Aussprüche von den Lippen gelesen, zum Beispiel, als man ein Buch in seine Hände legte, die Frage: „Habe ich nicht auch gute Bücher geschrieben?" Gast blieb es vorbehalten, das Religionsstifterische an Nietzsche mit einem lauten Bekenntnis zu betonen, als er am Grabe sprach: „Heilig sei dein Name allen kommenden Geschlechtern!" Es kann kein Zweifel bestehen, daß dies in Gasts Munde ein Echo der Absichten und Wünsche der Schwester bedeutet; wie andererseits in seinen Briefen an Overbeck dessen vorwiegend intellektuelle Auffassung Nietzsches einen oft nur noch kritischeren Widerhall fand. Immerhin neigte Gast in seiner Stellung zu Nietzsche bei allem theoretischen Gehaben zur heimlichen Adoration.

„Heilig sei dein Name allen kommenden Geschlechtern"

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Hinter der überschwenglichen Gefühlswertung ließ er fortan alle Verstandesurteile zurücktreten und seine eigenen übeln Erfahrungen in Vergessenheit sinken. Sein Bild vom Bruder schob er in sein Bild von der Schwester hinein — (Overbeck war nach dem Erscheinen des Schlußbandes der Biographie, November 1904, von der umgekehrten Gefahr bedroht!). Nur kultische Beschränktheit — wenn man von den Deutungsmöglichkeiten die mildeste wählt —, kann Gast zu der Verhimmelung der Schwester als Nietzsches einziger Vertrauten veranlaßt haben, die zu seinen früheren Ansichten paßte, wie die Faust aufs Auge. Er hatte

nun doch jene mit Friedrich Nietzsche verwechselt. In seiner (seitdem wieder aus dem Buchhandel zurückgezogenen) Einleitung zum Briefwechsel (Berlin 1900) legt er das Bekenntnis ab: „Nur der Pflege dieser an Geist und Güte unerschöpflichen Frau danken wir's, daß Nietzsche so lange unter den Lebenden weilte. Vielleicht ist noch nie ein ähnlich Kranker mit so liebreich erfinderischer Sorgfalt behandelt worden. . . . Ihr teures Antlitz, ihr trauter Stimmton, ihre zarte Hand schienen für ihn das einzig Sichere zu sein, das ihm in dieser fremd und fragwürdig gewordenen Welt gleichsam als Ankergrund seines eigenen Wesens geblieben war." Hierzu bemerkte Overbeck: „Köselitzens Wirksamkeit am Archiv als Kollaborator der Frau Förster ist nur begreiflich, wenn er als Epopt oder im religiösen Sinne ‚Jünger' Nietzsches angesehen wird, als welcher er in den Publikationen des Archivs ohne Wanken seinen Mann steht. . . . In diesem Glauben hat er aber sich nicht anders gehalten, wie die Christen in dem ihren. Mit dem ‚Evangelium' anfangend, wurden diese katholisch und bekannten sich mit der Zeit wie zum Sohne, so auch zur Mutter. So auch Köselitz, der, nachdem er sich schon einmal bitter mit Nietzsches Schwester verfeindet, doch im Frühjahr 1900 den Weg zu ihr und ihrem Archiv zurückfand und in diesem Archiv schon in dem Mitte Oktober 1900 geschriebenen Vorwort zum eben angeführten Briefbande (S. V) so weit war, daß er sich vor der Madonna Förster niederwarf. Dieses Vorwort ließ mich ohne weiteres in einem Briefe vom 7. Dezember 1900 mit Gast als Nietzschebekenner brechen, in welchem ich ihm den Bund, den ich mit ihm als Nietzsche-Freund geschlossen, aufsagte . . ."

Madonna Förster

Ihre der Zahl und auch den Persönlichkeiten nach ansehnliche Anhängerschaft trachtete Frau Förster durch Hebung des wissenschaftlichen Ansehens zu befestigen und zu vermehren. Das Archiv gab eine fünfzehnbändige Monumentalausgabe heraus, der eine Mittelausgabe in Kleinoktav folgte; zu diesen ist nun noch neuestens die zehnbändige Taschenausgabe getreten. Dazu noch die drei Bände Biographie, sowie eine Anzahl von ihr selbst verfaßter oder von ihr veranlaßter Essays und Monographien. Alle diese Veröffentlichungen haben anstandslos eine wohlwollende Aufnahme gefunden. Gelegentlich sich äußernde kri-

tische Bedenken wies Frau Förster zurück, weniger mit dem Hinweis auf ihre eigene Tüchtigkeit, für deren Bezeugung es ihr freilich nie an einigen kompetenten Zitaten fehlte, als mit dem Hinweis auf die Tüchtigkeit und unanfechtbare Autorität ihrer Ratgeber. Es muß auffallen, daß sie neuestens den „ganzen Plan der Gesamtausgabe" auf Erwin Rohde zurückgeführt wissen will („Zukunft" vom 8. Juli 1907, S. 360). Von einer solchen grundlegenden und nicht bloß konsultativen Beteiligung Rohdes an der Ausgabe war bisher nie die Rede; sie hat auch ganz einfach gar nicht stattgefunden. Muß nun wirklich durch Belege aus Overbecks Hinterlassenschaft Peter Gasts geistiges Eigentum vor der Undankbarkeit seiner Herrin geschützt werden?

Der Plan der Gesamtausgabe

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

und es mag ja sein, daß die Begutachtung durch die Fachphilologen dazu geführt hat, die chronologische Einordnung gänzlich fallen zu lassen und sich an die klare Scheidung der großen Ausgabe in zwei je sieben bis achtbändige Abteilungen, gedruckter Nachlaß und handschriftlicher Nachlaß, zu binden. Wenn es nach Frau Förster gegangen wäre, von Anfang an die chronologische Anordnung streng durchzuführen, hätte sich der feste Bestand der von Nietzsche selbst als gut zum Druck erachteten Schriften unübersichtlich verzettelt zwischen die nach Zahl und Umfang von der Herausgeberwillkür abhängigen Nachlaßbände. Wenn nun neuestens dieses Prinzip in der Taschenausgabe nicht ohne einige tatsächliche Evidenz verwirklicht werden konnte, so war dies nur möglich, weil der Nachlaß hier nur in seiner beliebig zu treffenden knappen Auswahl die Hauptschriften umrahmt und dadurch zu erhöhter Geltung bringt. Doch gilt dies nur für die ersten Bände; am Schluß bringt der unverhältnismäßig aufgeschwollene anderthalbbändige Sentenzenstoß des „Willens zur Macht" doch wieder alles aus Rand und Band. Man durfte dem Nietzsche-Archiv ein beträchtliches Teil Nachsicht vorgeben; denn die Herstellung einer wissenschaftlichen Nietzsche-Ausgabe gehört zu den schwierigsten Editionsproblemen, weil sie den Herausgeber vor mehrere gleich gangbare und gleich schwierige Durchführungsvarianten stellt. Vollkommenheit hat also von den Leistungen des Archivs kein vernünftiger Mensch erwarten können; was aber zu erwarten war, wäre einige Bescheidenheit im Anspruch auf den wissenschaftlichen Wert des zu Bietenden gewesen, sowie die Einsicht, daß hier selbst im besten Falle nur provisorische Arbeit zu tun sei. Zweifellos hätte Frau Förster diesen Bescheid recht unzweideutig aus den Winken und Ratschlägen jener philologischen Fachautoritäten, mit deren Wohlwollen sie sich so sehr brüstet, heraushören können, wenn sie Ohren dafür gehabt hätte.

Die chronologische Anordnung

Der Dilettantismus der Archivforschung

Über die bedenklichen Mißstände, unter denen Nietzsche in seinem Archiv erforscht wurde, hat Ernst Horneffer ein wegen seiner Ehrlichkeit nicht genug zu respektierendes Geständnis abgelegt („Nietzsches letztes Schaffen", S. 44/45 und 47—54): „Overbeck hielt die ganze Tätigkeit von Frau Förster-Nietzsche für verfrüht, überstürzt, dilettantisch. Hierin muß man ihm völlig recht geben.

Er hat sich hier als ein einsichtiger, klarblickender Gelehrter bewährt. Das meiste, was vom Archiv ausgegangen ist, ist wissenschaftlich von äußerst zweifelhaftem Wert. Es lebt ein völlig falsches Bild von Nietzsches Person und seiner Tätigkeit in den Köpfen der Menschen. Frau Förster-Nietzsche ist nach keiner Richtung hin ihrer Aufgabe gewachsen gewesen. Was sie von persönlichen Erinnerungen an Nietzsche mitgeteilt hat, ist minimal. Sie hat ja immer nur sehr vorübergehend mit Nietzsche zusammengelebt. Schon als Schüler lebte er außer dem Hause, ebenso als Student. Eine kurze Zeitlang hat sie in Basel mit ihm zusammengelebt. Nachher sind sie immer nur vorübergehend zusammen gewesen. Nietzsche führte sein einsames Wanderleben in den Alpen und in Oberitalien. Was würden wir z. B. sagen, wenn uns Goethes Schwester über Goethe in Weimar aufklären wollte? Frau Förster-Nietzsche ist im allgemeinen wie jeder andere außenstehende Biograph nur auf schriftliche Dokumente angewiesen. Und diese Dokumente hat sie schlecht benutzt. . . Das Mißtrauen Overbecks, ob es an der Zeit sei, schon jetzt eine große Nachlaß-Ausgabe zu veranstalten, ob hierzu die notwendigsten Voraussetzungen schon gegeben sind, hat sich glänzend bestätigt, mehr als man wünschen mag. Das vollkommene Fiasko, das das Nietzsche-Archiv mit seinen Ausgaben gemacht hat, kommt nur darum niemand zum Bewußtsein, weil eigentlich niemand ein Interesse an einer guten Ausgabe Nietzsches hat. Trotz der hervorragenden Stellung, die Nietzsche in dem Kulturleben der Gegenwart errungen hat, ist seine Bedeutung doch immer noch nicht unbestritten genug, daß eine wissenschaftliche Ausgabe des Nachlasses ein wirkliches Bedürfnis wäre. In erster Linie kommen für eine solche Ausgabe die Gelehrten in Betracht. Allein diese haben auch heute noch für Nietzsche nur eine halbe Schätzung. Es genügt ihnen, sich ungefähr über Nietzsche zu orientieren. Eine erschöpfende Ausgabe setzt ein so allseitiges und tiefgründiges Interesse voraus, das diese Kreise Nietzsche noch nicht entgegenbringen. Sonst würde das Tun und Treiben im Nietzsche-Archiv eine so herbe Kritik erfahren, wie die wissenschaftliche Kritik wenig Beispiele hat. Außer von den Gelehrten wird Nietzsche von aller Welt gelesen, von Künstlern, begeisterten Jünglingen und Frauen, kurz von allen. Aber diese Leser nehmen nicht das geringste Interesse an einer sachlichen, objektiv richtigen Vorlegung von Nietzsches Gedankenwelt. Sie sind für alles dankbar,

Eine streng wissenschaftliche Nietzscheausgabe noch kein Bedürfnis

völlig unbekümmert um seine authentische Richtigkeit. Nur diesen seltsamen Umständen hat es das Nietzsche-Archiv zu danken, daß es in seiner wissenschaftlichen Hohlheit und Nichtigkeit nicht von allen erkannt wird. Alle Ausgaben, die vom Nietzsche-Archiv ausgegangen sind, sind wissenschaftlich teils völlig wertlos, teils nicht einwandsfrei. Ich nehme hiervon auch nicht die Bände aus, an denen mein Bruder und ich gearbeitet haben, die den wichtigsten Teil des Nachlasses, die letzten Umwertungsarbeiten enthalten. Wie fehlerhaft die Anlage und Ausführung der Kögelschen Ausgabe war, habe ich früher dargetan in meiner Schrift: ‚Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung'. Der Ton, in dem diese Schrift verfaßt ist, hat mich nachträglich öfter gereut. Der damalige Haß der Frau Förster-Nietzsche gegen Kögel hat ohne Zweifel diese Schrift etwas beeinflußt. Ich stand damals, eben in das Nietzsche-Archiv eingetreten, unter dem Banne ihrer einnehmenden Persönlichkeit. Aber sachlich ist alles vollkommen richtig, was ich gegen Kögel gesagt habe. Ja, der weitere Verlauf der Arbeit hat Kögels Fehler noch in viel schlimmerem Lichte erscheinen lassen. Er war seiner Aufgabe nicht entfernt gewachsen und konnte es nicht sein, da ja das Nachlaßmaterial noch nicht einmal entziffert, gelesen war, daß man zu einer Klarheit über die Art, wie dieser Nachlaß zu edieren sei, hätte kommen können. Es war ein völliges Tappen im Dunkeln. Der unmittelbare Nachfolger Dr. Kögels war Dr. Seidl. Dieser hatte nur wenig verantwortungsvolle Aufgaben zu erfüllen; er hatte nur die von Nietzsche selbst herausgegebenen, vollendeten Werke neu aufzulegen. Aber selbst bei dieser, verhältnismäßig einfachen Aufgabe hat er sich der schwersten Fehler schuldig gemacht. Dr. Seidl war Musikschriftsteller. Er gab mit rührender Bescheidenheit selber zu, weder Nietzsche gründlich zu kennen, noch Philologe zu sein. Rätselhaft bleibt nur, wie er bei dieser Sachlage die Herausgabe der Werke Nietzsches übernehmen konnte. Was nun meine eigene Arbeit betrifft, die ich zusammen mit meinem Bruder Dr. August Horneffer im Archiv geleistet habe, so war unsere Lage schon dadurch äußerst schwierig, daß wir ein schlecht begonnenes Werk fortführen sollten. Als nächste Aufgabe stellten wir uns zunächst einmal, den ganzen Nachlaß zu lesen, um überhaupt ein vollständiges Bild zu erhalten. Diese allererste, notwendige Voraussetzung für eine überlegte und planmäßige Ausgabe war bisher noch nicht erfüllt

Die Unzulänglichkeit aller offiziellen Herausgeber

worden. Unentziffert, unabgeschrieben lagen haufenweise die Manuskripte da, von denen niemand ahnte, was sie enthielten. Aber frisch, fröhlich hatte man immer herausgegeben. So gingen wir denn ans Werk, den Nachlaß zu kopieren. Aber das dauerte Frau Förster-Nietzsche viel zu lange. Die ‚Eintönigkeit' unserer Art zu arbeiten war ihr äußerst verhaßt. Sie arbeite immer alles schnell von der Hand weg, meinte sie. Dokumente, daß Frau Förster-Nietzsche derartige ‚wissenschaftliche' Arbeit verlangte, kann ich nach Wunsch vorlegen. Kurz, es sollten schnell Bände heraus. Wir standen vor einer schwierigen Wahl. Ihr Wille, eine Ausgabe des Nachlasses zustande zu bringen, und sei es noch so überstürzt, stand unerbittlich fest. Das wußten wir. Wenn wir ihr unsere Mitarbeit entzogen hätten, so hätte sie jeden andern damit betraut. Sie nannte öfter Namen, daß es einem um Nietzsche willen schwindlig werden konnte. So entschlossen wir uns auszuhalten, so lange zu bleiben, als wir es irgend ertragen könnten, um Schlimmeres zu verhüten. Da um jeden Preis etwas fertig sein sollte, konnte unsere Arbeit nur etwas Provisorisches sein. Aber wir sagten, lieber dies als noch Schlechteres. Was sich bei diesen Verhältnissen irgend erreichen ließ, das glauben wir getan zu haben. Freilich Frau Förster-Nietzsche meint in ihrer Einleitung zur Umwertung, es habe sich alles so ungefähr von selbst gemacht. So aber war es nicht. Es war nichts Leichtes, Ordnung und Übersicht über diese seltsame Produktion zu gewinnen. Wie die Ausgabe wirklich zu machen ist, haben wir bei dieser übereilten Arbeit natürlich erst am Schlusse gesehen, als es zu spät war. Und selbst wenn wir es früher gewußt hätten, so hätten wir Frau Förster-Nietzsche niemals von der Notwendigkeit der Form dieser Ausgabe überzeugen können. Es gibt nämlich nur eine Möglichkeit, den Nachlaß Nietzsches zu edieren, die mein Bruder in seiner Schrift ‚Nietzsche als Moralist und Schriftsteller' angedeutet hat: man muß die Manuskripte Nietzsches, unter jedem Verzicht eigener Anordnung und Zusammenstellung, Wort für Wort genau so herausgeben, wie sie vorliegen. Freilich, es ist eine Wüste, die sich da vor dem Blick des Lesers auftut. Aber so chaotisch, so unübersichtlich und verworren ist eben die Arbeitsweise Nietzsches... Der unglückliche Schöpfer verzehrte sich in einem hoffnungslosen Kampfe. Darum kann nur eine ganz wortgetreue Wiedergabe der Manuskripte, die nichts durch Anordnung verschleiert, vertuscht, ein vollständig klares und richtiges Bild von Nietzsche

„Nur etwas Provisorisches"

Eine kritische Ausgabe ohne editorische Willkür

geben. Nur so blickt man hinein in alle die Regungen seiner bewegten Seele. Ein intimer Reiz würde von solcher Ausgabe ausgehen, derselbe wie wir ihn angesichts der Manuskripte Nietzsches so stark empfunden haben. Es ist schade, daß durch dilettantische Übereilung dieser einzigartige Genuß den Zeitgenossen entzogen ist."

5. Zur Charakteristik der beginnenden Nietzscheliteratur

Diese fatalen Verhältnisse kommen Nietzsche insofern wieder zugute, als sich damit herausstellt, daß sein Sieg doch unmöglich auf eine Propaganda mit so fadenscheinigen Mitteln zurückzuführen ist. Vielmehr siegte er entweder aus eigener Kraft oder durch die Ohnmacht der Gegner. Es ist gelegentlich als der auffallendste Beweis für den Tiefstand der gegenwärtigen europäischen Philosophie bezeichnet worden, daß sie es nicht zu einer glatten, restlosen, kritischen Erledigung Nietzsches gebracht habe. Dabei verkennt man eines: Nietzsche ist philosophiegeschichtlich abschließend gar nicht zu beurteilen, ehe der Kampf um seine Biographie zu Ende gekämpft ist. Die Bücher über ihn sind bereits jetzt Legion; und doch kann kaum eines unter denen, die Wert und Geltung haben, seine Herkunft aus irgendeinem persönlichen Motive verleugnen. Dies gilt von dem Lob so gut wie von dem Tadel. Zuerst ist er überhaupt nicht auf Kritik gestoßen, sondern auf Haß. Einen Herostratenruhm in der Beschimpfung des Kranken hat sich Wilhelm Jordan erworben, indem er in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung der Nietzsche-Neugier des Publikums ein „Schämet euch!" entgegenschleudert und dann fortfährt (bei Eugen Kretzer „Friedrich Nietzsche" 1895, S. 4):

Wilhelm Jordans „Schämet euch"

„Kaum begannt ihr zu erröten ob des kurzen tollen Wahnes,
Genialisch sei das Machwerk eines dreisten Charlatanes —:
Stracks da löst die Markttriumphe des verworr'nen Rembrandt-Faslers
Ab ein neuer, ärg'rer Unfug: Trotz der Warnung durch des Baslers (s!)
Philosophen grausig Schicksal impft ihr euch zum Geistesdunkel
Keime aus des kranken Hirnes ordnungslosem Witzgefunkel."

Die ersten feindlichen Bücher über Nietzsche waren „Nietzsche und seine philosophischen Irrwege" von Hermann Türck 1891,

„Psychopathia spiritualis, Friedrich Nietzsche und der Apostel der Zukunft" von Kurt Eisner 1892 und schließlich sogar ein Vorstoß auf der ersten Bühne, dem deutschen Theater in Berlin, das Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse" von Josef Viktor Widmann 1893. Sehr mit Unrecht ist das Buch von Frau Lou Andreas-Salomé, „Friedrich Nietzsche in seinen Werken", Wien 1894, von dem die darstellenden Partien vorher schon in der Vossischen Zeitung erschienen waren, als ein weiblicher Racheakt an Nietzsche aufgefaßt und angegriffen worden. Fritz Kögel ließ sich in seinem Neophyteneifer zu einer massiven Abschlachtung hinreißen (Das Magazin für Literatur 1895, Nr. 8, Sp. 225 ff. „Friedrich Nietzsche und Frau Lou Andreas-Salomé"), nachdem ihm schon Peter Gast Juli 1893 mit der abfälligen, doch immerhin sachlich motivierten und nicht ganz ungerechtfertigten Erörterung in seiner Vorrede zu „Menschliches, Allzumenschliches" vorangegangen war. Ins gleiche Horn wie Gast und Kögel stieß Rudolf Steiner („Friedrich Nietzsche. Ein Kämpfer gegen seine Zeit" 1895): „Man kann nichts dem Nietzscheschen Geiste mehr Zuwiderlaufendes in die Welt setzen, als das mystische Ungetüm, das Frau Salomé aus dem Übermenschen gemacht hat. . . Ich würde diese Dinge auch hier nicht berühren, wenn nicht das Buch von Frau Salomé soviel dazu beigetragen hätte, geradezu widerwärtige Ansichten über Nietzsche zu verbreiten. Fritz Kögel, der ausgezeichnete Herausgeber von Nietzsches Werken, hat diesem Machwerke die gebührende Abfertigung zuteil werden lassen." Den springenden Punkt traf Henri Albert im Mercure de France, Februar 1893 mit der Bemerkung: „Nietzsche ne peut répéter assez souvent sa mésestime à l'égard de la femme, et — cruelle ironie! son œuvre est le plus intimement comprise — par une femme!" Für die Verfasserin traten öffentlich ein ihr Gatte und Heinrich Romundt, dieser sehr anständig und fast nur zu reserviert (ebenfalls im Magazin, Nr. 17, Sp. 523 ff.). Schon damals wurde das Buch als der erste bedeutende Versuch empfunden, sich der Erscheinung Nietzsches kritisch zu bemächtigen (vgl. Wiener allgemeine konservative Monatsschrift, Bd. 52, 1895, S. 1219 f.). Overbeck verursachte die Kunst einiges Kopfschütteln, mit welcher die Verfasserin die Tatsache verdecke, daß ihr persönlicher Verkehr mit Nietzsche nur einige Monate gedauert habe und in einem jähem Abbruch von seiten Nietzsches ihr Ende fand — ein Gegenbeispiel zum Kunststück eines Herrn Fr.

Das Nietzschebuch und Frau Lou Andreas-Salomé

Präger („Wagner, wie ich ihn kannte", Leipzig 1892), woselbst „eine ununterbrochene Freundschaft von einem halben Jahrhundert" vorgespiegelt wird (vgl. W. Weißheimer, „Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt", zweite Auflage, Stuttgart und Leipzig 1898, S. 131 f.). Wenn sich auch Overbeck schwer damit abfand, daß das literarische Schicksal Nietzsches in den Händen von Frauen liege, machte er doch aus seiner Entrüstung über die Kögelsche Exekution keinen Hehl: — „Die Expektoration eines philologischen Knoten ersten Ranges, den als solchen schätzen niemand besser lehrt als Nietzsche. Und das muß er ‚erleben'! Schon ‚erleben'!" Auf diesen unliebsamen Eindruck gründete sich zum guten Teil sein Vorurteil gegen Kögel, dem er als Vertreter des Archis auswich, obschon er seinen literarischen Arbeiten und auch seiner Liederkomposition eingehende Aufmerksamkeit widmete[68]. Sicher dachte Kögel selbst nachher anders über das Lou-Buch; gab er doch der Besorgnis Ausdruck, daß von seiten der Frau Förster für die Lou-Episode besonders skrupellose Entstellungen zu erwarten seien. Noch ist zu erwähnen, wie Rohde sich gegen Overbeck zu der Nietzsche-Veröffentlichung der Frau Lou Andreas gestellt hat. Am 13. März 1891 schreibt er Overbeck: „Neulich las ich eine lange Abhandlung über Nietzsche von „Lou" in der Vossischen Zeitung, man hatte mir die Artikel leihweise geschickt. Besseres und tiefer Empfundenes und Aufgefaßtes ist nie über Nietzsche geschrieben worden, hier ist ganz was anderes als bei dem koketten Herrn Brandes. Sie sollte es zusammengedruckt erscheinen lassen; man kann, wenn man die Schriften Nietzsches nicht kennt, sich einen besseren Überblick von einer überschauenden Höhe kaum wünschen. . Es ist mir jetzt klar (obwohl Lou das verschleiert), daß mit Zarathustra der Wahnsinn beginnt, aber welch ein Wahnsinn und welches Feuer wirft er in Flammenschein über die Welt! — Nach der letzten Schrift kommt einem bei wiederholter Lektüre das frühere (auch noch Wanderer und Schatten) blaß und kraftlos vor." Darauf schickte Overbeck Rohde den Roman „Kampf um Gott" der Frau Lou Andreas zum Lesen, und Rohde antwortete am 8. November 1891: „Ich habe es mit vielem Interesse gelesen. Bei allen großen Fehlern des Romans — seiner Leiblosigkeit und gespensterhaften Geistigkeit 2c. — zieht er doch sehr an durch die reine Flamme der Innigkeit, der Wahrheit des Gefühls, die überall herausschlägt. Aber eine schreckliche Melan-

Overbeck und Kögel

cholie, nicht abgeschwächt durch den freiesten Lebenswillen (. .) geht von allen Blättern aus! Wirklich etwas, wie es in Nietzsches späteren Sachen sich regt, schauriger als der schwärzeste Pessimismus, ein unterdrücktes Weinen bei angenommener — als Heilung angenommener — Starkmütigkeit. . . Gesundheit mit seiner brutalen aber lebenskräftigen trascuranza ist gar keine drin, und doch, besseres haben wir nicht." Als dann aber die Artikel der Vossischen Zeitung erweitert in Buchform erschienen, stand Rohde offenbar unter dem Eindruck des Bannfluches, den das Archiv gegen die Darstellungen der Frau Andreas geschleudert hatte; er schränkt sein erstes spontanes Lob wesentlich ein. Er schrieb Overbeck am 17. März 1895: „Was Sie von Nietzsches Sache schreiben, ist zum Teil auch meine Ansicht. Die Schwester macht zu viel Wesen und zu angestrengtes Getue aus dem Ganzen. Sonst fand ich in dem Artikel von Kögel manches sehr richtig: die Frau Andreas ist vor allem ein Literaturblut, die eben von Nietzsche als geeignetem Substrat eine Zeitlang leben will, daneben auch ihre eigene Person ins Licht stellen möchte und das nicht eben sehr taktvoll und schön ausführt. Gescheit und fein genug ist sie; auch ist es leider gewiß richtig, daß die endliche Katastrophe längst in Nietzsches Schriften und Theorien und krampfhaften Wendungen und Windungen sich ankündete: er war im Kern seit langem ungesund. Sein Ringen nach Heiterkeit und Selbstbestimmung und Kraft und völliger Ehrlichkeit hat dennoch etwas nicht nur schmerzlich Ergreifendes, sondern auch zu tiefer Ehrfurcht Anregendes: und das scheint die Frau doch nicht recht empfunden zu haben. Ein Laokoon, der von der gräßlichen Schlange sich mit allen Kräften doch frei zu machen sucht."

Die Standesgruppen der Nietzscheleser

Als Zeichen für die typische, Art treffende Wirkung Nietzsches haben die Gattungsgruppen in der Literatur über ihn zu gelten. Gebürtige Aristokraten stellten an ihm den Geschmacks- und Adelsmenschen heraus (Freiherr von Seydlitz und Freiin von Salis-Marschlins). Eine zweite Gruppe Nietzsche-Schriftsteller bilden „die Philosophie-Professoren, von denen mancher zur Philosophie kommt, wie ein Mann zu seiner Frau, d. h. aus allen möglichen Gründen eher, als aus Liebe. Sie sind solide Staatsbürger, die Weib und Kind haben, äußere Ehren genießen und sich

vortrefflich in die bestehenden Verhältnisse finden. Mitleidig fragen sie, warum sich Nietzsche so gute Dinge habe entgehen lassen und leiten den tragischen Abschluß seines Wirkens daraus ab." (M. v. Salis, S. 4.) Die zünftige Nietzschejury setzt sich aus vorlauten und aus vorsichtigen Mitgliedern zusammen; zu diesen letzteren gehört jedenfalls Theobald Ziegler (Leipzig 1900), der, nach manchem harten Urteile und bei vorherrschender Unsympathie zum Schluß gesteht (S. 202): „Wer Nietzsche war, das können wir heute allenfalls bestimmen; was er der Welt sein und was von ihm bleiben wird, das wissen wir — oder sage ich bescheidener: das weiß jedenfalls ich heute noch nicht." Einer besonders interessanten Gruppe von Nietzsche-Schriftstellern namentlich näher zu treten, bedeutet ein kleines Wagestück. Nachdem aber durch die Konfessionsbücher von H. St. Chamberlain und Otto Weininger die Prüderie in der öffentlichen Konversation über diesen Punkt verscheucht worden ist, müßte es mir als Versäumnis angemerkt werden, wenn ich einen aus der Freundschaft Nietzsche-Overbeck sich ergebenden leitenden Gesichtspunkt hier nicht geltend machen wollte. Es ist erwiesen, daß das publizistische Interesse an Nietzsche vor allem von jüdischen Schriftstellern alimentiert worden ist; Fritz Mauthner, Leo Berg, Georg Brandes haben wir schon genannt.

Die Bemühungen der Presse um Nietzsche

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Wie ein natürliches Komplement oder auch Kompliment für Nietzsches Abneigung gegen den Antisemitismus erscheint das wirksame und begeisterte Eintreten jüdischer Schriftsteller für ihn. Eine bekannte unrühmliche Ausnahme kann keine Schonung beanspruchen. Von Ludwig Stein erschien 1893 „Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren",

vorabgedruckt in der Deutschen Rundschau 1892; in diesem Pamphlet war Nietzsche unter die anempfindlichen Dilettanten rubriziert und als „Neozyniker" abgetan. Ob dieser Lektüre wurde in Rohde noch einmal das alte Mitkämpfergefühl für Nietzsche aktiv; der temperamentvolle Erguß seines Ärgers ist von Crusius (S. 176) bereits in einem kräftigen Auszuge mitgeteilt worden (14. März 1893): „Schändlich! Das ist wirklich, wie Nietzsche selbst irgendwo sagt, als ob ein kalter, plumper Frosch in irgend einen warmen Winkel hineinhüpft. ... Solches Volk gerät jetzt über Nietzsche! Im übrigen scheint es ja eine ganze Nietzsche-Literatur, von grünen Jünglingen ausgeführt, zu geben." Zur Ehrenrettung der Stadt Bern, als deren Universitätsphilosoph sich Ludwig Stein diese würdelose Mißhandlung Nietzsches herausnahm,[69] mag hier abermals an den gleichzeitigen und ebenfalls von Bern aus erfolgten leidenschaftlichen Angriff erinnert sein, den der alte Nietzschegegner J. V. Widmann mit seinem erfolgreich aufgeführten Schauspiel „Jenseits von Gut und Böse" vollzog, als Buch erschienen 1893 (vergl. oben S. 389). Wenn auch gegen ihn geschwungen, können Waffen von edler Beschaffenheit Nietzsche nur zum Lobe gereichen. Ohne es zu ahnen, ist J. V. Widmann von Nietzsche schon halb besiegt. „Mag Widmann immer Nietzsche bekämpfen," sagt Rich. M. Meyer, „er ist doch von Eduard von Hartmanns müder Verneinung des Lebens zu Nietzsches trotziger Bejahung fortgeschritten." Den besten Beweis, wie bei einer literarischen Absage an Nietzsche immer die Kulturgesinnung des Feindes den Ausschlag gibt, liefert dieses „Si duo faciunt idem".

Rohde contra Ludwig Stein

Unter den jüdischen Schriftstellern haben sich die besten seiner angenommen und zu einer Zeit, als noch kaum jemand zu ihm stand, sein Lob verkündet. Die Kultur, die Nietzsche vorschwebte und die er mit einigen markanten Anhaltspunkten theoretisch punktiert hat, berührt sich auffallend mit derjenigen Auffassung der menschlichen Dinge, die modernen jüdischen Denkern beinahe von selbst aus den Instinkten ihrer Rasse erwachsen mußten. Sein Lieblingsgedanke vom „guten Europäer" könnte als verwirklicht angesehen werden in dem praktischen Kosmopolitismus des Judentums. Das züchterische Problem, um das sich Nietzsche mit besonderem Ernste bemühte, könnte als verwirklicht gelten in der praktischen Betonung der möglichst rein zu erhaltenden Rasse, aus der das Judentum heute nicht weniger als früher seine Widerstandskraft schöpft. Die Heiligsprechung der Ernährungsfrage, auf die es bei Nietzsche

Die Kultur Nietzsches und das moderne jüdische Ideal

zu guterletzt hinauszulaufen scheint, könnte als verwirklicht gelten durch die praktische Ritualfunktion, als die dem Juden die Nahrungsaufnahme immer gewissermaßen im Blute liegen wird; wenigstens meint Ludwig Feuerbach (Sämtliche Werke 1849, Band VII, S. 164): „Die Griechen betrachteten die Natur mit den theoretischen Sinnen, sie vernahmen himmlische Musik in dem harmonischen Laufe der Gestirne; sie sahen aus dem Schaume des allgebärenden Ozeans die Natur in der Gestalt der Venus Anadyomene emporsteigen. Die Israeliten dagegen öffneten der Natur nur die gastrischen Sinne; nur im Gaumen fanden sie Geschmack an der Natur; nur im Genusse des Manna wurden sie ihres Gottes inne. Essen ist der feierlichste Akt oder doch die Initiation der jüdischen Religion. Im Essen feiert und erneuert der Israelite den Kreationsakt; im Essen erklärt der Mensch die Natur für ein an sich nichtiges Ding. „Und da sie Gott geschauet hatten, tranken und aßen sie" (2. Mose 24, 11). Der Anblick des höchsten Wesens beförderte also bei ihnen nur den Appetit zum Essen." Auch Nietzsches Antifeminismus, eines der augenfälligsten und populärsten Merkmale an seiner Philosophie, könnte gelegentlich in Parallele gesetzt werden zu dem praktischen Zynismus, mit der ein Bestandteil der jüdischen Presse, die verbreitetsten großstädtischen Witzblätter, der Käuflichkeit des Weibes, der Auffassung des Weibes als Marktware und damit der Apotheose des Dirnentums das Wort reden. Für das artistische Blendwerk seiner Sprachmeisterschaft im Deutschen hat sich Nietzsche mit Vorliebe auf eine Linie mit Heinrich Heine gestellt. Es fehlt also kaum noch sehr viel zu dem Scheine, als habe Nietzsche mit einigen philosophischen Hauptpositionen wenig anderes als das Kulturideal moderner jüdischer Intellektueller formuliert. Doch braucht es, um die vollkommene Scheinbarkeit einer solchen Auffassung darzutun, nicht einmal einer besonderen Gründlichkeit; Nietzsches Indifferenz gegen jeden Mammonismus und die von Overbeck nachdrücklich hervorgehobene antisemitische Begründung seines Antichristentums sprechen auf das deutlichste. Scharfe Aussprüche gegen die Juden fehlen bei ihm keineswegs völlig, und als ausgesprochenster Feind jeder Priesterherrschaft kann Nietzsche unmöglich den Anwalt für die Interessen des klassischen Priestervolkes abgeben. Je mehr also der Schwerpunkt seiner Umwertungsabsichten in eine Spitze gegen das Nazarenertum zu verlegen ist, desto vorsichtiger ist er hier vor einer Verwechslung zu behüten. In jeder ernsthaften Bemühung um ein Verständnis

Nietzsche und Heinrich Heine

Nietzsches wird das Wort frei zu geben sein zur Klarlegung aller der grundsätzlichen Kennzeichen, mit denen sich Nietzsches Lebenswerk von den Fertigkeiten und Leistungen der jüdischen Intelligenz unterscheidet. Vor allem in seiner Produktion als solcher; denn wenn er den Ausdruck gefunden hat für ein Ideal, das von einer ihm fremden Rasse als das ihr vielfach am nächsten stehende in Anspruch genommen wird, so ist dann jedenfalls die literarische Prägung dieses so verstandenen Ideals nicht aus ihrem eigenen Schoße hervorgegangen. — Das Verdienst des dänischen Essayisten Georg Brandes um Nietzsche kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Nachricht von seinen erfolgreichen Universitätsvorlesungen in Kopenhagen „om den tüske filosof" haben Nietzsche dazu verholfen, sein letztes und wichtigstes Schaffensjahr durchzuhalten. „Mir kommen immer Tränen und heiße Gefühle der Dankbarkeit, wenn ich den Namen Georg Brandes höre", — bekennt die Schwester jetzt (Briefe III, S. 369), während sie doch als Gattin des Antisemitenhauptes mit beißendem Hohne dem Bruder vorhielt, daß er sich die Protektion eines Juden gefallen lasse. Dem Brandesschen Essay: „Friedrich Nietzsche, eine Abhandlung über aristokratischen Radikalismus", 1888 erschienen und 1895 in den Band „Menschen und Werke" aufgenommen, folgten „Zwischen zwei Jahrhunderten" von Leo Berg (1896), „Der Kampf um den Einzelnen" von Richard M. Meyer, Deutsche Rundschau 1896", „Friedrich Nietzsche, eine moral-philosophische Silhouette" von Georg Simmel (1896). Als das Beste, was über Nietzsches Verhältnis zum Altertum gesagt worden sei, bezeichnet der über den philologischen Nachlaß Nietzsches gestellte Rohde-Schüler Prof. Ernst Holzer das „geistvoll glitzernde Buch" Karl Joëls „Nietzsche und die Romantik" 1905. Sehr fein ist der Essay von Robert Saitschick „Zur Psychologie des neueren Individualismus" (II, 1906). Die Klarlegung zwischen „Schopenhauer und Nietzsche" ist das Verdienst Georg Simmels (1907). Alfred Kerr hat im „neuen Drama" die geistreichen Streiflichter zu Nietzsche hinübergeworfen (S. 12, 13, 44): „Über dem Zwischenfall Nietzsche ruht der Nebel. Das Faktum Nietzsche beweist nur die Ethik als unterscheidliches germanisches Merkmal. Wenn man die drei Worte betrachtet, Bismarck, Wagner, Nietzsche, und nach dem Gemeinsamen forscht, findet sich mancherlei von der Bestie. Am wenigsten in der Persönlichkeit des armen Nietzsche. Doch in der Theorie dieses magenkranken Mannes, der vor Schwäche umfiel

Die Verdienste jüdischer Schriftsteller um Nietzsche

und das Ideal der Starken aufstellte; der zerrüttet durch Schlafmittel war und ein tänzerisches Ideal aufstellte; der ein verzweifelnd Kreischender war und sieghafte Überlegenheit kündete." — Der Meister der modernen Ästheten, Hugo von Hoffmannsthal hat das Artistentum, wie es Nietzsche vorschwebte, an der deutschen Sprache zur Tat werden lassen. Nietzsche am nächsten ist aber der Astronom Prof. Dr. Felix Hausdorf getreten, der als Paul Mongré ein Aphorismenbuch herausgab. Dieser „Sant Ilario" wirkt fast als Doublette, obwohl der Inhalt zum Teil gegen Nietzsche geht, z. B. in der Widerlegung der Wiederkunftslehre vom Standpunkt der Infinitesimalrechnung aus. Overbeck nannte dieses Buch das weitaus beste, was er seit Nietzsche gelesen habe. Mongrés folgendes Buch „Das Chaos in kosmischer Auslese" rückte von Nietzsche ab und verlor sich ins Abstrakte und Mathematische. Auffallend auf Nietzsche hin gedacht, wenn auch nicht ausdrücklich auf ihn bezogen scheint mir ein Gedankenausschnitt bei Peter Altenberg zu sein („Wie ich es sehe" S. 172):

„Dichter, Denker, Künstler, Prophet — — — gibt es ein Besseres?! Ja!

Ein Hecht sein im Karpfen-Teiche!!

Bewegung bringen Bewegungslosen!!

Verstehen sie denn die „Stimmen von oben"??

Aber wenn der Hecht schnappt, verstehen sie — — sich zu emotionieren!

Schnappe, Hecht!"

Da hätte also der Wiener Satiriker gemerkt, daß Nietzsches wahre Stärke sein theoretischer Fanatismus war — gemerkt, aber nicht gesagt!

Nietzsche in Frankreich

Unter den Kulturgruppen, die sich aus irgendeiner Gemeinsamkeit heraus zu einem Gesamtverständnis für Nietzsche zusammengeschlossen haben, ist endlich eine national bedingte hervorzuheben, die französische. Bei Nietzsches geradezu enthusiastischer Stellung zum philosophischen und dichterischen Schriftwesen Frankreichs, der nach seiner eigenen Meinung eine Wahlverwandtschaft zugrunde liegen müßte, stellt sich sein Einfluß in Frankreich als verwandtschaftliche Gegenäußerung dar, die deswegen keineswegs unbedingte Zustimmung zu sein braucht. Der beträchtliche Umkreis von Nietzsches Popularität unter den Pariser Literaten verrät sich im Dasein französischer Nietzsche-Romane — Paul Adam: „Le serpent noir", André Gide: „L'immoraliste"

— auf die H. Lichtenberger in einem Artikel: „Nietzsches Einfluß auf die französische Literatur" („Bühne und Welt" 1907 Nr. 14 und 15) hingewiesen hat, dabei namentlich auch das im Grunde „wenig Nietzscheſche" dieſer Einwirkung hervorhebend. Das Schwergewicht des Nietzsche-Studiums in Frankreich entfällt aber natürlich auf die kritiſche Diskuſſion. In dieſer hat ſich ſogar ſchon ein Mitglied der franzöſiſchen Akademie vernehmen laſſen: Emile Faguet: „En lisant Nietzsche". An der Spitze der Philoſophen vom Fach ſteht A. Fouillée: „L'immoralisme de F. Nietzsche" — dieſes Buch iſt ſchon um einer inneren Beziehung wertvoll, inſofern ſein Verfaſſer der Vater von Jean Marie Guyau iſt, deſſen „Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction" Nietzſche in ſeiner Bibliothek beſaß und um einer von ihm angeſtrichenen Stelle willen beſonders lieb hatte (Biographie II, 327). Von größeren Arbeiten ſind zu nennen Pierre Laſſerre „La morale de Nietzsche" und „Les théories musicales de Nietzsche" ſowie Jules de Gaultier „De Kant à Nietzsche. Dann ein Aufſatz von Victor Baſch in der „Grande Revue" und ebendaſelbſt Erinnerungen an Nietzſche von Gabriel Monod. Außerdem zahlreiche Artikel im „Mercure de France", ſowie die Aufſätze von H. Lichtenberger, der im Anſchluß an ſeine perſönlichen Beziehungen zum Nietzſche-Archiv — er brachte bei deſſen Einweihung die Grüße Frankreichs — ſeine Landsleute gewiſſermaßen offiziös über die Nietzſche-Neuigkeiten auf dem Laufenden erhielt („Nietzsche et les français", Revue de Paris 1900. Entre camarades „l'Individualisme de Nietzsche" 1900. Revue Germanique 1905, März-Aprilheft „Les dernières années de Nietzsche"). Seine in ſelbſtändiger Form erſchienene, in mehreren Auflagen verbreitete Nietzſche-Studie kann nicht als eine irgendwie erſchöpfende Arbeit gelten; es iſt bekannt, daß Charles Andler, einer der Leiter der germaniſtiſchen Abteilung an der Sorbonne, eine umfaſſende Nietzſche-Biographie in Arbeit hat, die gleich ſeinen bisherigen Büchern „Die Anfänge des Staatsſozialismus in Deutſchland" (1897), „Bismarck" (1898) aus dem Geſamtbeſtreben heraus zu begreifen ſein wird, die gegenwärtige Kultur Deutſchlands in ihren wichtigſten Erſcheinungsformen zu erfaſſen und darzuſtellen.[70]

Overbecks Blicke in die Nietzſcheliteratur

Dieſem ſummariſchen Überblick über die Anfänge der Nietzſche-Literatur mag ein ganz anders gearteter von rein ſubjektiver Beſchaffenheit zur Ergänzung dienen. Bei der Rolle, die Overbeck

in diesem Buche zukommt, mag es berechtigt erscheinen, über seine persönliche Orientierung in der beginnenden Nietzsche-Literatur einiges beizufügen. Während er, durch die Umstände veranlaßt, sich geflissentlich außerhalb der um Nietzsche sich zusehends bekümmernden öffentlichen Meinung stellte, entsprach es der in ihm unentwegt fortlebenden Freundschaft für Nietzsche, sich über die bald ins Unabsehbare anschwellende Nietzsche-Literatur einigermaßen auf dem Laufenden zu halten. Einige seiner Eindrücke mögen hier beispielsweise angedeutet werden. Besonderes Interesse für ihn, den Kritiker der Theologie, hatten Beobachtungen über die zahlreichen Berührungen von Theologen mit Nietzsche; daß es unter den modernen Theologen genuine Nietzscheaner gab, war für ihn etwas Erstaunliches, obwohl er in Hinsicht auf die Dehnbarkeit heutiger Christlichkeiten an Überraschungen nachgerade gewöhnt war. Wie weit man es hierbei mit den geistreichen Einfällen trieb, bewies eine Veröffentlichung von Fr. Brand in den Preußischen Jahrbüchern (Band 92, 1898, S. 385 f.): „Unter den Geistern der sieben Embryonen Zarathustras. Gedichte und Sprüche Friedrich Nietzsches aus dem Jahre 1868" — begleitet von einer Randbemerkung der Redaktion: „Wir freuen uns, in obigem einen Fund zu veröffentlichen, der der Nietzsche-Forschung neue Wege zu weisen geeignet ist. Wir rechnen uns nicht zur Nietzsche-Gemeinde. Wohl aber leitet uns ein literarisches Interesse." Sofort erschien eine Notiz in Hardens Zukunft (VI, 1898, S. 451 f.), welche die Publikation als einen schnöden, witzlosen „Bierulk" bezeichnet und fragt, ob Prof. Hans Delbrück „sich in einem verspäteten Aprilscherz gefalle" und es ihm beliebe, nach dem Fasching karnevalistisch zu redigieren; als Verfasser der Mystifikation gab Delbrück und gab sich selbst in dem nächsten Hefte der Jahrbücher (Band 93, S. 94 ff.) Arthur Bonus zu erkennen, der das Ganze für eine Satire auf das Treiben der Nietzsche-Freunde insbesondere um das Nietzsche-Archiv herum ausgab; doch stand Overbeck unter dem Eindruck, Bonus habe mit diesen Ausfällen nur auf Nietzsche selbst abgezielt und wurde in dieser Meinung einige Monate später bestärkt durch eine Publikation der Revue de morale sociale (Paris 1899, Nr. 1. pag. 127 ff.). Wie in Bonus, so vermutete Overbeck auch in einem andern religiös gestimmten oder sich so drapierenden Nietzsche-Schüler, „nämlich dem Superintendenten Hans Gallwitz einen intimen Feind Nietzsches". Bereits vor der Ausgabe

Der „Fund" der Preußischen Jahrbücher

Bonus, Gallwitz, Jentsch

seiner kleinen Nietzsche-Biographie „Friedrich Nietzsche, ein Lebensbild" (Dresden und Leipzig 1898) führte Gallwitz in den Preußischen Jahrbüchern (Band 88, 1897, S. 324 f.) besonders den Theologen zu Gemüte, Nietzsche habe ernster und strenger als andere Denker sein Leben in den Dienst der Moral gestellt (S. 338), er sei ein Märtyrer der Moral für eine höhere Kultur, er habe sich verzehrt im Dienste seines Ideals (S. 342); Nietzsches eigentlicher Mangel und die Schuld an der Unfruchtbarkeit seines Wirkens sei der „Mangel an Religion, die ihr größter Prophet in diesem Jahrhundert (Schleiermacher) als Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit gedeutet hat: Abhängigkeit von dem Geist, der Natur und Geschichte beseelt, von dem lebendigen Gott"; deshalb habe Nietzsche nicht nur sich selbst verzehrt, er habe auch auf dem Acker der Moralwissenschaft viele dürre, theoretische Formeln, Gesetze und Vorurteile verbrannt und den Boden für eine neue Saat bereitet. Auch die Anzeige von Gallwitz über P. Mongrés Sant' Ilario (Preußische Jahrbücher, Band 91, 1898, S. 555 ff.) ließen es Overbeck zweifelhaft erscheinen, ob ein dergestalt zünftiger Theologe fähig sei, dem durch Nietzsches Werk dem deutschen Geistesleben einverleibten Kulturzusatz gerecht zu werden. Mehr Freude empfand er an einem Artikel von C. Jentsch, für den er überhaupt viel übrig hatte, in den „Grenzboten" (1898, Band 2, S. 176 ff., 276 ff.). Es gefiel ihm daran namentlich der Freimut, mit dem Jentsch seine frühere Bezeichnung Nietzsches als „Schwarmgeist" zurücknahm und mit aufrichtigem Erstaunen die Spiegelung eines guten Stückes von ihm selbst in Nietzsche nunmehr vorzufinden bekannte.

Was die über Nietzsche allmählich ins Kraut schießende Memoirenliteratur anbelangt, so konnte Overbeck die Berechtigung, aus einem so oberflächlichen, wenn auch jahrelangen Kollegenumgang, wie es der von Jakob Mähly mit Nietzsche war, nachher „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche" zu schreiben (Die Gegenwart 1900, Nr. 42, S. 246 ff.) nicht recht einsehen. Dagegen stieß er im selben Bande (S. 288 ff.) auf den Aufsatz F. R. Kretzschmar, „Friedrich Nietzsches psychiatrische Ader", dankbar für die darin enthaltenen ärztlichen Fachaufschlüsse. Hier war, zu Overbecks freudigem Erstaunen, Nietzsches Wahnsinn nun einmal nicht gegen ihn und den Wert seiner Leistung gekehrt, sondern zu seinen Gunsten angerufen; wenn man von der tatsächlichen Voraussetzung, daß Nietzsche im Wahnsinn geendet hat,

Mähly, Kretzschmar, Lamprecht

der von ihm in seinen Schriften gepflegten psychiatrischen und pathologischen Betrachtung der Dinge nachzugehen sich entschließt, dann mag diesem dürren Zweige auch einmal ein grünes Blatt entsprießen! Lehrreich war ihm auch das Feuilleton von Karl Lamprecht (Frankfurter Zeitung 1901, Nr. 297), dessen Text er nachher im ersten Ergänzungsband der „Deutschen Geschichte", Berlin 1902, S. 407 ff., wieder vorfand. An dergleichen Urteilen kam ihm zum Bewußtsein, wie gänzlich anders er von Natur zu Nietzsche stand, als alle diejenigen, die hinterher, wenn auch noch so gescheit, über Nietzsche schrieben. „Mir ist Nietzsche eben nicht historisch", merkt er sich an, „und von einem solchen Nietzsche weiß ich gar nichts, Lamprecht nichts vom Lebendigen und ist doch schon imstande ein präsentables Kapitel über Nietzsche in einer deutschen Geschichte der Welt aufzutischen. Manches darin ist für mich jedenfalls recht gepfeffert, zum Beispiel Nietzsches Aufnahme in Reih und Glied einer Gruppe mit Spielhagen und gar Gutzkow!" Betrüblich erschien ihm das Unterfangen von H. von Schöler in einem Kapitel „Der Nietzscheanismus" (Kritik der Wissenschaftlichen Erkenntnis, Leipzig 1898, S. 190—218), den Kern aller Einsicht in Nietzsches Charakter oder Person in dem Satze zu finden: „Man muß eben den Stilisten Nietzsche von dem Philosophen Nietzsche wohl unterscheiden: als erster ist er der unerreichte Meister einer mächtigen, lebensvollen, geistsprühenden, verführerischen und faszinierenden Sprache — aber die schimmernde, mit funkelnden Edelsteinen besetzte Schale ist leer, der philosophische Kern steril" (S. 195). An Raoul Richters Nietzsche-Vorlesungen findet er so weit alles „besonnen, klar, ich weiß nicht was alles Vortreffliches sonst, und doch — würde Nietzsche wohl nicht verfehlen, seinen „Darsteller" vor dem Danaergeschenk, das er ihm hinterlassen, zu warnen und zu bezweifeln, daß Richter selbst philosophiere". Ferner entging es Overbeck nicht, wie der überhandnehmenden Nietzschepropaganda in Frankreich Wagnersche Tendenzen entgegenarbeiteten, wenigstens durch H. St. Chamberlains Versuch, Nietzsches Ansehen unter den Gebildeten Frankreichs mit Heinrich von Stein zu verdrängen (Un philosophe wagnerien. Revue des deux mondes 1900, pag. 831 ff.). Zu dem Aufsatz von Jonas Fränkel „Nietzsche und seine Freunde" (Die Zeit, Wien 1904, Nr. 489, S. 77 ff.), in dem er nicht mit einem Worte erwähnt war, notierte sich Overbeck: „Quod non est in actis, non est in mundo."

Nietzsche bereits historisch geworden

6. Overbecks Bruch mit dem Nietzsche-Archiv und sein Lebensabend

Doch kehren wir zu der zwischen Nietzsches Schwester und Overbeck bestehenden Spannung zurück. In ihrem Bestreben, die Freunde des Bruders möglichst vollzählig um sich zu haben, nahm Frau Förster den ehemaligen Wunsch der Mutter wieder auf, Overbeck zum Vormund des kranken Bruders zu machen, und nun verfiel sie auf den seltsamen Einfall, dem bereits seiner Emeritation sich nähernden über fünfzigjährigen Basler Professor womöglich einen Ruf an eine reichsdeutsche Universität zu verschaffen — mit der Begründung, daß er dann Nietzsches Vormundschaft übernehmen könnte. In dieser Absicht benützte sie Beziehungen, die sie zum Vizepräsidenten des preußischen evangelischen Oberkirchenrats, Prof. Freiherrn von der Goltz, Probst zu St. Petri in Berlin — einem ehemaligen Basler Kollegen Overbecks und Nietzsches — zur Fürsorge für ihre deutschen Kolonisten in Paraguay unterhielt, um ihn zu veranlassen, in amtlicher Eigenschaft Overbecks Berufung nach Deutschland in Fluß zu bringen. In diesem Zusammenhang lag es natürlich nur in ihrem Interesse, Overbeck in möglichst günstigem Lichte zu schildern. Daß sie bei einem derartigen Sachverhalt nicht über Overbeck schimpfte, versteht sich von selbst. Als Overbeck diese Bemühungen von Nietzsches Schwester um seine Karriere zu Gehör kamen, verbat er sich diese Liebesdienste ernstlich. Frau Förster warf ihm dann später vor, sie hätte doch nur sein Bestes im Auge gehabt; er sei eben nicht mehr der Alte und verstehe keinen Spaß mehr. Overbeck konnte nur bestätigen, daß für ihn derartige „Scherze" außerhalb des Bereiches lägen, wo er Spaß verstehe. Er schrieb sich den Vorfall hinters Ohr und hielt noch mehr hinter dem Berge als bisher.

Frau Försters Gönnerschaft für Overbeck

Mit aller Deutlichkeit ist Overbecks Absicht hervorzuheben, von der drohenden persönlichen Entzweiung den sachlichen Kontakt mit dem Nietzsche-Archiv so wenig wie möglich leiden zu lassen. Nicht nur hat er in Aussicht gestellt, die von ihm eingeholten Aufschlüsse, die das Archiv zur Abfassung der Biographie Nietzsches oder zur Herausgabe seiner Werke benötigte, jederzeit zu geben; er hat dieses Versprechen auch tatsächlich gehalten, sobald er von der vollkommenen Sachlichkeit der be-

treffenden Anfrage überzeugt war. So hat er — was Frau Förster doch eigentlich nicht hätte verschweigen dürfen — die chronologische Struktur des dritten Bandes dadurch ermöglicht, daß er dem Archiv aus seinen Briefen Nietzsches die sämtlichen festen Daten herausſuchte und zur Verfügung stellte. Ich gebe seine betreffende Aufzeichnung hier absichtlich wieder, um mit einem Dokument die völlige Unwahrheit der sich immer wiederholenden Behauptungen darzutun, Overbeck habe dem Archiv sein tätiges Interesse vorenthalten. Das Itinerarium lautet in Overbecks Entwurf:

Das von Overbeck angefertigte Itinerarium

Nietzsches Aufenthalte

vom 1. Jan. 1886 bis 1. Jan. 1889, die Herr Dr. M. Zerbst Mai 1894 zu erfahren wünschte, aus seinen Briefen zusammengestellt.

Die Daten sind, wo nichts angegeben ist, eigenhändige Briefdaten Nietzsches; wo es sich um Karten handelt, die nur das Datum des Poststempels tragen, wird es angemerkt.

1886

Nizza Rue St. François de Paule 26, II. 1) 9. Jan. 2) Undatierter Brief Ende März oder anfangs April. 3) April (kündigt Abreise nach Venedig an). 4) 25. April („Immer noch in Nizza").

Venedig 1) 1. Mai (Karte: „Gestern Abend bin ich in Venedig eingetroffen").

Leipzig 20. Juni.

Rorschach 28. Juni (Karte).

Sils Maria 1) Undatierter Brief. 2) 5. August (mit Übersendung von „Jenseits von Gut und Böse").

Ruta Ligure 12. Oktober.

Nizza Pension de Genève 1) erhalten am 29 Oktober („In Nizza seit einer Woche"). 2) 14. Nov. 3) 25. Dez.

1887

Nizza Rue des Ponchettes 29, I. 1) 4. Jan. (Karte). 2) 9. Jan. (Karte). 3) 12. Febr. 4) Undatiert, ist aber, wie sich aus der folgenden Karte ergibt, vom 23. Febr. (Erdbeben). 5) 24. Febr. (Karte). 6) 24. März.

Cannobio Villa Badia 14. April.

Zürich Pension Neptun 1) 29. April (Gestern Abend angelangt). 2) 2. Mai.

Chur Rosenhügel 13. Mai.

Sils Maria 1) 17. Juni. 2) 30. Juni. 3) 6. Juli. 4) Juli oder Aug., folgt auf die vorausgehende Karte. 5) 30. Aug. 6) 17. Sept.

Venedig calle dei preti 1263 1) 24. Sept. 2) 17. Okt. („Nächsten Freitag reise ich nach Nizza").

Nizza pension de Genève 1) 12. Nov. 2) 23. Dez. (Karte). 3) 28. Dez. (Karte).

1888

Nizza Pension de Genève 1) 4. Jan. (Karte). 2) 3. Febr. 3) 22. Febr. 4) 3. März. 5) 22. März (Karte).

Turin (ich hatte poste restante zu schreiben) 1) 10. Apr. 2) 18. Apr. (Karte). 3) 3. Mai. 4) 27. Mai.

Sils Maria 1) 12. Juni (Karte). 2) 26. Juni (K.). 3) 4. Juli. 4) 20. Juli. 5) Undatiert nach einer Angabe des Briefes wenige Tage vor dem 18. Sept., von welchem Tage an Briefe nach Turin erbeten werden.

Turin (zunächst poste restante) 1) 10. Okt. (Karte). 2) 18. Okt. 3) 13. Nov. (gibt die Adresse Via Carlo Alberto 6 III an). 4) 28. Nov. 5) 20. Dez. 6) 22. Dez. 7) „Weihnachten". 8) Undatiert, erhalten am 28. Dez. 9) Undatiert, erhalten am 31. Dez. — Erhielt nur noch am 7. Jan. 89 einen kurzen wahnsinnigen, Dionysos unterschriebenen Erlaß, der mich, nebst einem am Tag vorher von Jak. Burckhardt erhaltenen Brief veranlaßte, noch am Abend des 7. (Montag) nach Turin zu reisen. Donnerstag den 10. traf ich mit dem wahnsinnigen N. hier ein. —

Dieses Aktenstück bekräftigt Overbecks sachliches Interesse um so mehr, als bereits vorher, ins Frühjahr 1894, sein persönlicher Bruch mit Nietzsches Schwester anzusetzen ist. Bei allem besten Willen zum Frieden und zur Förderung von Nietzsches Sache stieß Overbeck auf vorgefaßte Meinungen und unannehmbare Umgangsbedingungen. Nie ist es ihm einen Augenblick eingefallen, Nietzsche öffentlich nicht kennen zu wollen; aber die Schwester nahm das von vornherein als selbstverständlich an. Wie sehr es bei ihr zur fixen Idee geworden war, das Interesse an Nietzsche müßte für Overbeck kompromittierend sein, geht aus ihrem Brief an diesen vom 20. Novbr. 1893 hervor, wo sie schreibt: „Es versteht sich ganz von selbst, daß Ihr Name möglichst wenig im Zusammenhang mit meinem Bruder genannt wird (außer als sehr guter Freund), weil es sich für einen Professor der Theologie nicht sehr gut macht. Darin bin ich besser unterrichtet als Sie selbst. Ich

Frau Försters „Rücksicht" auf Overbeck

schrieb Ihnen doch die Geschichte mit Goltz in Berlin? oder nicht?" Frau Förster war eben, ehe sie sich später durch die Mitarbeiter des Archivs in die Denkweise ihres Bruders einführen ließ, noch überzeugte Christin. Überdies war Overbeck gewohnt, einen Briefwechsel von grundsätzlicher Bedeutung mit der Gründlichkeit des Exegeten zu führen, die ihm auch im Leben zur zweiten Natur geworden war. Nun mußte er es erleben, nicht nur nicht verstanden, sondern sogar nicht gelesen zu werden. Am 12. Januar 1894 teilte ihm Frau Förster mit: „Gestatten Sie mir folgende Bemerkung: Mamachen hatte einen an mich gerichteten Brief während meiner Abwesenheit aufgemacht, und als ich von der Reise zurückkehrte, sagte sie mir, daß Sie mir wieder allerhand Unangenehmes schreiben. Da habe ich mir allerdings erlaubt, den Brief ungelesen zu verbrennen. Verzeihen Sie mir! Ich habe so viel Schweres, so viel unbeschreibliches Herzeleid erduldet, mich so durch die tiefste Seelennot durchkämpfen müssen, daß mir nun ein paar freundliche Lebensabendstunden zu gönnen sind und ich sie mir nicht unnötig durch Unannehmlichkeiten verbittern will."

Verbrannte und nicht empfangene Briefe

Angesichts einer solchen Überraschung schrieb Overbeck Frau Förster zunächst überhaupt nicht mehr und ließ ihr dann, als sie weitere Zuschriften an seine Frau richtete, durch diese sagen (14. April 1894): „— — der Grund, weswegen mein Mann allerdings seine Korrespondenz mit Ihnen für gänzlich stillgestellt erachtet. Vielmehr läßt er Sie durch mich wissen, daß Ihre Verbrennung seines von Ihnen nicht, oder doch nicht selbst gelesenen Protestes gegen eine von Ihnen für angemessen gefundene Einmischung in seine persönlichsten Angelegenheiten sein ferneres Verhalten in dieser Korrespondenz bestimmt. Gegen die Vorstellung, die andere oder Sie selbst sich von der Form oder vom Inhalt dieses Protestes machen mögen, ist er sich zu vertreten durch Ihr Verfahren für immer außer Stand gesetzt. Denn er hat, auf solche Abenteuer seiner Antwort nicht gefaßt, keine Abschrift davon genommen. Er bittet Sie aber ablehnen zu dürfen, sich fernerhin auf die eigentümlichen Gefahren einer so einseitigen Korrespondenz, deren eine Hälfte kaum zur Kenntnis genommen wird und einfacher Vernichtung verfällt, einzulassen." Das war aber nur ein Streitpunkt unter mehreren. Frau Förster erklärte nämlich briefliche Anfragen für dringlich und sofortiger Antwort bedürftig, die Overbeck gar nie erhalten hatte[71]. Darauf

blieb Overbeck nichts anderes übrig als einen Briefwechsel von so fragwürdiger Form zu suspendieren; in seinem Auftrag erklärte Frau Overbeck Nietzsches Schwester am 20. April 1894 folgendes: „Es scheint ein parti pris bei Ihnen zu sein, unsere Briefe, die Antworten sind auf Ihre Briefe und weiter nichts, nicht zu lesen; andererseits Äußerungen von uns uns vorzuhalten, wie z. B. in der von mir heute erhaltenen Karte etwas von einem „Feindsein", dessen wir uns nicht im geringsten bewußt sind. Anfragen wie die von Ihnen auf derselben Karte genannten: „Ihr Vermächtnis an die Basler Universität, Heußlerschen Fond, etwaige vorhandene Schulden" betreffend, sind niemals an meinen Mann gelangt. Ich habe die von Ihnen an ihn gerichteten Briefe des vorigen Jahres, vom 14. November, vom 20. November und 1. Dezember nochmals genau durchgelesen und nichts derartiges gefunden. Im Dezember ist meinem Manne mit Ausnahme eines von Ihnen einem Briefe Ihrer Frau Mutter an ihn angehängten Grußes, nicht eine Zeile weiter von Ihrer Hand zugekommen. — Soweit kann ich also Ihre Frage auf der heute empfangenen Karte, ob mein letzter Brief „endlich" eine Antwort auf jene „5 bis 6 sachlichen Fragen von Anfang Dezember" enthält, nur mit nein beantworten, da er sie auch beim besten Willen nicht enthalten konnte. Mit dieser Erklärung kann ich Ihnen nun anheimgeben, ob Sie dem angedrohten Entschluß Folge geben und meinen Brief vom 14. des Monats ungelesen lassen und vielleicht, wie früher einen meines Mannes vernichten wollen. Unserseits füge ich jedoch sofort hinzu, daß wenn Sie dabei bleiben mit unsern Briefen die einzig mögliche Grundlage einer vernünftigen Verständigung aus der Ferne zu beseitigen, auch wir auf Verständigung verzichten, und nun auch ich es tue. Solange von Ihrer Seite keine Anzeige erfolgt, daß jener mein Brief von Ihnen gelesen worden ist, hat überhaupt irgendwelche von ihnen an einen von uns beiden gerichtete Anfrage, insbesondere auch eine Wiederholung jener uns unbekannt gebliebenen Anfragen keine Aussicht auf Berücksichtigung." Unter diesen Entwurf schrieb Overbeck eigenhändig den Zusatz: „Vielleicht finden Sie mit der Zeit die Ruhe wieder, welche Ihnen mit uns einen Verkehr gestattet in den schlichteren Formen, wie wir sie wenigstens vorziehen würden, und in den rücksichtsvollern, die wir fordern müssen." In dieselbe Rubrik der geradezu lustspielartigen Mißverständnisse, von denen die Ent-

Notgedrungener Verzicht auf Verständigung

stehung des Nietzsche-Archivs begleitet war, gehört es, wenn Frau Förster (S. 16/17 ihrer Broschüre) ausführlich berichtet, Freiherr von Gersdorff habe Overbeck aufgeboten, gegen eine Schmähung Nietzsches in den posthum veröffentlichten Briefen des Wiener Chirurgen Billroth Stellung zu nehmen. Die Briefe Gersdorffs an Overbeck liegen wie alle Briefe der Freunde vollständig vor: Gersdorff hat sich niemals über irgendwelche feindlichen Kundgebungen nach dem Tode Billroths an Overbeck gewendet, der von diesen Vorgängen überhaupt ohne Kenntnis geblieben ist. Ist Gersdorff wirklich im Archiv über ein Versagen Overbecks „ganz außer sich" geraten, so muß er sich, freiwillig oder unfreiwillig, über irgend jemand lustig gemacht haben. Gersdorff war noch weit mehr als Rohde nicht gegen Nietzsches Schicksal, aber gegen sein Lebenswerk indifferent geworden. Als Overbeck ihm sofort über die Turiner Katastrophe Mitteilung gemacht hatte, schrieb er ihm von Ostrichen den 13. Januar 1889: „Ich wage nichts mehr zu hoffen, als daß der Ärmste nicht viel und lange möge zu leiden haben" und fügte am 13. Juli 1889 bei: „Was macht unser armer Freund Nietzsche? Was für ein trauriges Ende! Etoile qui file, file et disparait! Was werden die Menschen mit seinen Gedanken anfangen? Im besten Falle stehlen." Geringer kann man doch von Nietzsches geistiger Nachwirkung nicht wohl denken! Gersdorff hat sich zu Overbeck nie anders als in freundschaftlicher und dankbarer Erinnerung geäußert, und diese selbe Erinnerung an die Zeiten von Basel und Bayreuth ließ Overbeck nach Jahr und Tag auf die erschütternde Nachricht von Gersdorffs gewaltsamem Ende das schöne Wort finden, wer ihn gekannt habe, für den spreche die von jenem gewählte Todesart „nicht gegen ihn, sondern er für sie".

Gersdorffs Nietzsche-resignation

Nun hat sich Frau Förster vor Gericht durch die Unterschrift von Overbecks Witwe bestätigen lassen, die Zeitungsangriffe auf den toten Overbeck seien „herausgewachsen nicht etwa aus einer persönlichen Animosität". Da möchte ich denn doch diesem in aller Form verbrieften und besiegelten Mangel an Animosität ein authentisches Schriftstück unterlegen: Im Frühjahr 1896, als sich das Archiv eines bereits mehr als zweijährigen Bestandes erfreute, sprach sich Frau Förster abfällig und erzürnt über das Ehepaar Overbeck im Gelzerschen Hause zu Jena aus; obwohl nun Professor Gelzer Overbeck keineswegs so nahe stand, um geradezu freundschaftlich für ihn zu empfinden, veranlaßte ihn

doch der Respekt vor Overbecks wissenschaftlichem und persönlichem Ansehen, Frau Förster derartige Äußerungen zu verwehren, worauf diese in einem Briefe an dessen Gattin ihre Vorwürfe schriftlich darlegte. Frau Geheimrat Gelzer hat mir aus freien Stücken Einsicht in diesen Brief gewährt und stellt mir auch anheim, ihn als an sie gerichtet im Wortlaut öffentlich bekannt zu geben. Der zweite Teil ist ausgefüllt von den Anklagen an Overbeck und lautet (22. März 1896):

„Dein lieber Mann deutet mir an, daß ihm Overbecks alles erzählt hätten, und er machte ein ganz mitleidiges Gesicht für Overbeck!! Wenn aber Dein lieber Mann die Wahrheit hörte und mit allen Belegen sähe, wie Overbeck mir gegenüber gehandelt hat, so würde Dein lieber Mann weiter nichts sagen als „die arme arme Frau Förster", daß ich es bis jetzt nie gesagt habe, wenigstens nie ausführlich, wie schauderhaft sich Overbeck benommen hat, so nur deshalb, weil ich immer sage: die Frau ist es, die den Mann beherrscht, er kann nichts dafür. Ich kann Dir nur sagen, daß es eine empörende Grausamkeit von Overbeck war, mich arme Frau im Stiche zu lassen, die ich mich in der Angst meines Herzens in allen Schwierigkeiten mit der innigen Bitte an ihn gewandt habe: er möge dem Freund, seinem Werk, seinen pekuniären Verhältnissen hilfreich zur Seite stehen, und für all diese Bitten hatte er die kälteste Abweisung, nie ein Wort der Liebe und Freundschaft für meinen teuren Bruder, und nie ein Wort der Entschuldigung, daß er krank sei oder dergleichen. Sondern aus allem was er schrieb ging leider nur zu deutlich hervor: „laßt mich mit dem Namen Nietzsche in Frieden." Das hat er aber nicht nur gegen mich, sondern auch gegen andere ebenso getan. Er hat meinen Bruder geradezu verleugnet. Peter Gast sagte im Herbst 1893: Overbeck will nichts mehr von Nietzsche wissen. Bis, ja bis die andern Freunde sich so ausgezeichnet benahmen und all ihr Wissen und Können mir zur Verfügung stellten. Nun schämt sich Overbeck und tut als ob er nur deshalb nicht mittun könnte, weil ich sein zartes Gemüt gekränkt habe, aber die Sache ist geradezu umgekehrt: ich verlor endlich die Geduld, weil er sich zu feige, zu kläglich benahm, aber wenn jemand wüßte, wie ich mich in der Stille geängstigt und betrübt habe, weil ich all diese furchtbar schweren Verantwortungen allein zu tragen hatte und wie ich durch das Benehmen von Overbeck allen Glauben an meines Bruders Freunde

„Die arme arme Frau Förster"

verloren hatte und wie nur der edle Rohde und der tapfere Gersdorff mir ihn erst wiedergegeben haben, der würde begreifen, daß mir das Herz vor Zorn ordentlich schwillt, wenn ich an Overbeck denke. Ich habe mich um meines Bruders willen zu schlecht behandeln lassen. Hier war meine Demut nicht am Platze! Ich arme Frau war so weltfremd und wollte doch nichts als meines Bruders Werk so gewissenhaft wie möglich in seinem Sinne durchführen, ich quälte und ängstigte mich; ich meine mein hartes Geschick hätte ein wenig Hilfsbereitschaft verdient! Gewiß, mein Ruhm ist jetzt größer, da ich alles allein durchgesetzt habe, aber ich gäbe mit Freuden diesen ganzen Ruhm dahin, wenn ich sagen könnte: „seine Freunde haben diese herrliche Ausgabe gemacht." Das wäre im Stil meines Bruders! — Na schließlich bin ich es auch nicht, sondern ich fand nur dieses Juwel: Dr. Fritz Kögel, das ist mein einziges Verdienst! Und dieses Juwel wollte Overbeck nicht einmal empfangen, damit er nur ja nichts mit der Ausgabe zu tun hätte. Nein, bitte sage Deinem lieben verehrten Hausherrn: er möchte sein Mitleid für Overbeck sparen und mir es gönnen! Es ist ja wahr, daß schließlich auch diese Angelegenheiten sehr günstig für mich ausgegangen sind, aber darüber vergesse ich nicht die Angst, die ich inzwischen ausgestanden habe. Wie leicht konnte ich mich in dieser Ausgabe grenzenlos blamieren, und eine schauderhafte Blamage wäre es jedenfalls geworden, wenn ich mich an Overbecks Rat gekehrt hätte! Überhaupt alles wäre mißraten, wenn ich auf ihn gehört hätte. Als ich den Kampf mit dem Verleger hatte, stellte sich Overbeck, ohne die Sache irgendwie zu prüfen, sogleich auf die Seite des Verlegers, und mein Bruder wäre jetzt ganz unbemittelt, wenn ich mir nicht die grenzenloseste Mühe gegeben hätte, damals alle Irrtümer aufzuklären. Als ich den Kampf mit Peter Gast hatte, gab sich Overbeck wiederum nicht die geringste Mühe, die Sache zu untersuchen, sondern ohne jedes nähere Wissen dekretierte er: Peter Gast habe recht, ich unrecht. Und jetzt diesen Herbst tobte er gegen Peter Gast, — hätte Overbeck vor zwei Jahren die Sache ernstlich geprüft und Peter Gast klar auseinandergesetzt, so wäre jeder Bruch mit Peter Gast vermieden worden, aber er machte ihn nur verstockt — mehr als ich es je getan habe. Vor zwei Jahren hätte mir diese wohlbegründete gelehrte Entrüstung unendlich wohl getan, jetzt war sie überflüssig. Aber vor zwei Jahren hat Frau Over-

„Dieses Juwel Dr. Fritz Kögel"

beck in München zu einem Herrn gesagt: „ich sei so albern, mich um Dinge zu kümmern, die ich absolut nicht verstünde." Aber siehe da, meine „Albernheit" hat eine Musterausgabe zustande gebracht und entpuppt sich als peinliche Gewissenhaftigkeit. Und jetzt wieder im Herbst wende ich mich in der größten Angst wieder an Overbeck, damit das Archiv und die Gesamtausgabe nach meinem Tode nicht in falsche Hände komme. Er stellt sich sogleich auf meiner Mutter Seite und verhinderte dadurch den Abschluß mehrere Wochen lang. Aber das Schicksal kehrt sich nicht an den kläglichen Overbeck und seine Frau und gibt mir immer den Sieg. Übrigens hätte ich die Sache mit O. nicht selbst erlebt, ich würde sie nicht für möglich halten!! Ich sagte ihm auch: die Person, die ich in meiner Erinnerung als „Prof. Overbeck" gekannt habe, sei etwas so vollkommen anderes als wie ich ihn jetzt kennen lerne, daß ich gar nicht wisse, wen ich vor mir habe. — Na ich höre endlich auf, liebstes Herz! Ich bin von beiden Overbecks zu schlecht behandelt worden, aber es kommt auch mein Tag! — Mit den allerzärtlichsten Grüßen an Deine Lieben Deine alte treue Elisabeth F.-N. (augenblicklich racheschnaubend)."

„Augenblicklich racheschnaubend"

Daß Overbeck es aber zu keinem Ausbruch irgendeiner Feindschaft, ja nicht einmal zum dauernden Abbruch der Beziehungen mit Frau Förster kommen ließ, ja daß er ihr sogar auf ihr dringendes Anliegen noch eine mündliche Konferenz gewährte, darf doch gewiß als Beweis für seine Besonnenheit und überlegende Langmut gelten. Je mehr Frau Förster mit dem Plane einer Biographie ernst machte, desto mehr mußte sie inne werden, wie sehr sie eben doch in einigen Hauptstücken auf Overbeck angewiesen war. Nach fünfvierteljährigem Stillstand jeglichen Verkehres erhielt Overbeck Anfang September 1895 aus Turin eine Zuschrift, in der ihm Frau Förster ihren bevorstehenden Besuch in Basel ankündigte; Overbeck befand sich aber damals in Dresden. Sie versuchte nicht ohne Erfolg Overbeck bei seiner Ritterlichkeit zu fassen und gab ihm zu verstehen, er möchte sich doch um Nietzsches Schwester ein bißchen kümmern, und bedenken, was für eine von allen Seiten verwöhnte Frau sie sei. Sie bat ihn um eine Zusammenkunft in Leipzig, zu der sich Overbeck einfand. Bei der Wichtigkeit dieses Ereignisses für seine Beziehungen zum Nietzsche-Archiv setzte er sich gleich nachher hin, um für seine Privatzwecke ein Protokoll davon auf-

zuzeichnen. Wir geben hier dessen Anfang, um eine Probe davon zu bieten, im Wortlaut wieder:

Die Zusammenkunft in Leipzig

„Zusammenkunft mit Frau Dr. Förster. Donnerstag, 19. September 1895. In Leipzig, Roßstraße 14, im evangelischen Vereinshaus

von 3 Uhr bis nach 6 Uhr.

Sie, prachtvoll in schwarzer, modisch aufgebauschter Seidenrobe angetan auf dem Sofa thronend, sucht uns nach freundlichster Begrüßung — unter bekümmerter Niobemiene — über die Pein des ersten Moments mit einem Redeschwall wegzubringen — Taschentuch bereit für eventuelle Tränen! — Worunter auch ein Vortrag über den neuen Gebrauch von Chloral in Verbindung mit Alkohol. Wir kommen damit zur ersten direkt mit unserm Hauptgegenstand in Zusammenhang stehenden Frage: Wann ich zuerst etwas davon bemerkt, daß Nietzsche Chloral oder dergleichen nehme.“[72] Laut Overbecks Aufzeichnungen lief das Resultat jener Zusammenkunft seinerseits auf die Erklärung hinaus, „der Biographin Nietzsches mit Auskunft auf bestimmte an mich gerichtete Anfragen stets bereit zu sein. Sonst verbat ich mir jede mit direkter Einmischung in meine persönlichen Angelegenheiten verbundene Berücksichtigung meiner Person in der Biographie und baute mit Beziehung auf den nahe bevorstehenden Besuch bei Frau Pastor N. in Naumburg jeder Berührung mit dem Archiv vor. Dr. Kögel betreffend, war ich ohnehin schon bisher prinzipiell jeder durch Frau Dr. Förster vermittelten Anbahnung unserer Beziehungen ausgewichen.“

Overbecks Besuch in Naumburg

Fünf Tage später, am 24. September, fand Overbecks Besuch in Naumburg statt. In das Archiv hatte er keinen Fuß gesetzt, er war nur zu Nietzsche und dessen Mutter gekommen. Damals hat er den Kranken zum letztenmal gesehen. Für die Folgezeit gelang es ihm aber nicht, seinem Wunsche entsprechend, von den Angelegenheiten des Archivs nicht behelligt zu werden und sich mit seinen Freundschaftsgefühlen mit Nietzsche still abseits zu halten. Es war also vorauszusehen, daß, wenn seine Beziehungen zum Archiv nicht von nun an gänzlich unterbleiben konnten, sie sich dann ganz sicher nicht verbesserten. Mit der für die spätere gesellschaftliche Entwicklung des Archivs entscheidenden „Neuordnung“, die sich noch in jenem Herbst 1895 anbahnte und über dem wochenlangen, hartnäckigen Widerstande der Frau Pastor erst gegen Ende des Jahres zur Vollziehung gelangte,

hat Overbeck nichts zu tun gehabt. Vorher hatte die lebhafte Phantasie der Frau Förster bei dem Einfall verweilt, es sei Ehrensache, die von Basel Nietzsche nach seiner Amtsniederlegung zugeflossenen Zuwendungen durch entsprechende Gegenstiftungen zu erwidern; ihr Gedanke, mit dem Verzicht auf einen weiteren Bezug des Basler Ehrensoldes die sämtlichen nachgelassenen Handschriften ihres Bruders der Universität Basel zu stiften, nahm keine irgendwie greifbare Gestalt an; rätselhafte Andeutungen an Overbeck und Anfragen beim damaligen Rektor der Universität, der sich dann zuständigen Ortes nach Nietzsches materiellen Verhältnissen vertraulich erkundigte, führten dazu, die Pension nach wie vor Nietzsche als erkranktem Basler Emeritus zukommen zu lassen; über die Annahme oder Ablehnung einer Nietzsche betreffenden Gedächtnisstiftung kamen die einschlägigen Behörden gar nicht in die Lage schlüssig zu werden. Nach Frau Försters eigener Darstellung (S. 17—20 ihrer Broschüre) hingen derartige Pläne, die Verwaltung von Nietzsches Hinterlassenschaft auf eine neue Grundlage zu stellen, mit der Befürchtung zusammen, Nietzsches Mutter sei der Verantwortung, die ihr als Vormünderin des Sohnes in dieser Hinsicht zustehe, nicht gewachsen. Da also Overbeck in diesen Dingen nicht nur für seine eigene Person auf der Hut zu sein, sondern auch auf die Mitleidenschaft dritter Personen Rücksicht zu nehmen hatte, konnte es ihm natürlich nicht einfallen, solche in den abenteuerlichen Anfangsstadien stecken gebliebenen Großmutsanwandlungen von Nietzsches Schwester ernst zu nehmen und gar sich zu deren Fürsprecher an amtlicher Stelle aufzuwerfen. Unter den zahllosen Verdächtigungen, denen er zum Opfer gefallen ist, ist vielleicht die unglaublichste, Overbeck hätte auch nur die geringste Veranlassung gegeben, das Andenken von Nietzsches Mutter, als eines nachträglichen Schutzes bedürftig erscheinen zu lassen (S. 37 und 38 der Broschüre „Das Nietzsche-Archiv", Schluß der Anmerkung). Overbeck hat das Vertrauen der schlichten alten Dame in hohem Maße besessen; in mancher Stelle ihrer vierteljährlichen Briefe hat sie ihm ihr beschwertes Herz von Grund aus ausgeschüttet. Wie aus den mitgeteilten Stellen hervorgeht, besaß sie eine natürliche Gabe für scharfe Beobachtung und treffenden sprachlichen Ausdruck. Ihr Neffe gibt bekannt („Das Nietzsche-Archiv" S. 79): „Sie hat nie das Bedürfnis empfunden, ihre Fähigkeiten aktiv zum Ausdruck zu bringen; nur gegen

Die Basler Pension und angebliche Stiftungspläne

das Ende ihres Lebens begann sie, ihre eigene Lebensgeschichte aufzuzeichnen. Übrigens waren einfach ihre Vorbildung und die von ihrer Umgebung ausgehenden Anregungen (wenigstens in ihrer Jugend) nicht derart, daß ihr das Hervortreten mit eigenen Gestaltungen natürlich erschienen, überhaupt nur nahegelegt worden wäre." Hierbei wird aber verschwiegen, daß Frau Pastor Nietzsche wenigstens in einer Hinsicht allerdings ein ausgesprochenes Bedürfnis nach schriftstellerischer Äußerung verspürt hat, in Hinsicht auf die Lebensgeschichte ihres Sohnes. Sie hat die beiden ersten Bände der Tochterbiographie erlebt; in mancher Beziehung wäre sie zur Kritik kompetent gewesen. Sie schreibt an Overbeck über die Darstellung der Jugendgeschichte (den 8. Juli 1895): „Meine Tochter schwelgt jetzt in der Anerkennung der Biographie, welche ihr von allen Seiten zuteil wird und auch Ihnen gefallen hat, wenn ich auch gern gehört hätte, was Ihnen nicht gefallen hat, wer weiß, ob wir nicht übereinstimmten, auch unser guter Doktor hat dasselbe Urteil." Frau Pastor N. war von diesem ersten Teil so wenig erbaut, daß sie sich mit dem Gedanken einer von ihr zu verfassenden Gegenschilderung ernstlich getragen hat;

Das Urteil der Mutter über die Tochterbiographie

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Der Ausfall einer solchen wertvollen Ergänzung ist um so aufrichtiger zu beklagen, je mehr sich die Verdachtgründe gegen eine allzu reichliche Subjektivität selbst der Jugendbeschreibung mehren (vgl. S. 61 dieses Bandes). Über das Erscheinen des zweiten Teiles der Biographie erzählt sie Overbeck am 31. Dezember 1896: „Sie (Frau Förster) war so glücklich, den zweiten Band der Biographie in die Welt geschickt zu haben, wird aber gewiß einen schlimmen Wagner-Anhänger-Kampf zu bestehen haben. War in dieser wie in manch anderer Beziehung überhaupt eine derartige Detaillierung nötig? Ich habe nur wenig davon gelesen, dann bin ich nicht mehr stark genug, ohne mich aufzuregen beim Lesen . . Mir selbst geht es nicht besonders, mag es das Alter und so vieles sein, was das Leben mir gebracht, ich fühle mich müde!" Es hat Nietzsches Mutter an Selbständigkeit im Urteil und Auftreten nicht gefehlt, sie vermochte aber gegen die Tochter nicht aufzukommen. Frau Förster selbst erwähnt zwei Lager, von denen sich das eine um ihre Mutter, das andere um sie selbst

gebildet habe, und spricht von einem wunderlichen Kampf, durch den die Mutter und sie „ungefähr zwei Jahre lang geplagt und gegenseitig feindlich gestimmt" worden seien. Sie erzählt von der Notwendigkeit, weshalb jede Verfügung über die Manuskripte der Mutter entzogen und ausschließlich in ihre Hände gelegt werden mußte, und teilt auch eine offiziöse gleichzeitige Erklärung aus der Feder Kögels mit („Das Nietzsche-Archiv" S. 17 bis 20). Über diese Vorfälle wurde Overbeck damals durch sich überstürzende Briefe der Frau Pastor ausführlich auf dem Laufenden gehalten. Ich verzichte darauf, ihren Inhalt, zu dem auch die namhafte Erwähnung der Frau Förster damals sekundierenden Persönlichkeiten gehört, des näheren hier wiederzugeben. Ich stelle aber fest, daß Frau Pastor N. die von ihr geforderte Namensunterschrift als eine ihr gewaltsam abgerungene ansah, (im Briefe vom 26. Dezember 1895): „So kam denn anderen Tages mit meiner Tochter der Notar hierher, weil ich leidend war und habe die mir blutsauer gewordene Unterschrift getan." Frau Förster meint (S. 20): „Späterhin ist unsere liebe Mutter ganz glücklich gewesen, daß sie durch dieses Arrangement aller Verantwortung für den Nachlaß überhoben worden war. Frau Pastor N. schreibt Overbeck am 2. April 1896: „Das Ganze ist eine Komödie, aber man muß zum schlimmen Spiel gute Miene machen, wenn man sich nicht die wenigen Jahre, welche einem vielleicht noch beschieden sind, verderben will und will mich mit daran freuen, wenn alles glückt." Nachdem es nun Frau Förster geraten war, den Widerstand der Mutter zu brechen, scheint sie nicht gezweifelt zu haben, sie werde mit Zeit und Gelegenheit auch Overbeck ihren Absichten und Wünschen gefügig zu machen vermögen. Wie wenn nichts geschehen wäre, fing sie mit ihren Freundlichkeiten von vorne an. Sie trachtete gewiß ernstlich, aber eben unter dem schlecht verhehlten Zwang ihrer Zwecke, die Beziehungen zwischen Overbeck und ihr zu verbessern; statt dessen verschlechterten sie sich immer mehr infolge weiterer „Zumutungen", wie Overbeck die noch folgenden vom Archiv an ihn ergehenden Anfragen nannte. Gelegentliche Höflichkeitsaustausche, so seine Kondolation zum Tod der Mutter (20. April 1897) oder die eigenhändige Dedikation von Nietzsches Gedichten durch Frau Förster „mit den herzlichsten Grüßen" vermochten hier nichts zu ändern.

Der Verzicht der Mutter auf den Besitz des Archivs

Die wissenschaftliche Durcharbeitung von Nietzschebriefen

Von den Zwischenfällen der zehn Jahre 1895—1905 ist zu erwähnen das Ansinnen des Archivs, Overbeck möge seine Briefe, die Nietzsche an ihn gerichtet hatte, dem Archiv zur wissenschaftlichen Durcharbeitung überlassen. Nun wußte aber Overbeck hinreichend, sowohl was Wissenschaft war, als was er von der angeblichen Betätigung dieser seiner eigensten Lebensgewohnheit im Nietzsche-Archiv zu halten hatte; außerdem war er gerade in diesem Punkt von Rohde gewarnt worden. Rohde hatte es Overbeck direkt als „Unsinn" bezeichnet, daß Frau Förster stets so sehr auf die Kenntnisnahme der Brieforiginale dringe, es ihr also nicht so sehr auf den Inhalt ankomme, als auf eine Erforschung der äußeren Briefmerkmale (Tinte, Papier, Handschrift), zu Datierungszwecken. Wenn auch damit Rohde die sachliche Begründetheit des im Archiv erstrebten methodischen Verfahrens unterschätzt haben mag, da es auf inhaltliche Vergleichungen des abgeschickten Briefes mit der entsprechenden Konzeptstelle der Notizbücher abgesehen war, — so waren doch die Rohdeschen Äußerungen für ihn jedenfalls nicht ermunternd. Und überdies besaß ja das Archiv bereits an den ihm eigenen ererbten und zusammengekauften Briefschätzen eine beträchtliche Forschungsbasis, um durch Stellenvergleichungen die Notizbücher, in denen die Konzeptstellen zwischen andere Entwürfe verstreut waren, richtig zu datieren. Die sehr zahlreichen Briefe an Mutter, Schwester und Peter Gast konnten da, nachdem auch die Rohdeschen verglichen waren, von andern zu schweigen, doch gewiß schon sehr viel ausrichten. Wenn nun Overbeck nach Jahr und Tag immer wieder um die Briefe gebeten wurde mit der ausdrücklichen Versicherung, es sei dem Archiv durchaus nicht um die Kenntnis des Inhalts zu tun, vielmehr lediglich um jene Feststellungsmöglichkeiten, so mußte er nach dem, was er von Rohde wußte und auch sonst sich etwa zusammenreimen konnte, den auf Herausgabe seiner Briefe bezüglichen Anfragen gegenüber verdrossen und mißtrauisch werden. Angesichts der ungeheuerlichen Behauptung der Frau Förster (Neue Zürcher Zeitung, 2. Oktober 1905), Overbeck habe sich deshalb geweigert seine Briefe zu leihen, damit sich das Nietzsche-Archiv in der Gesamtausgabe einiger Irrtümer schuldig machen sollte, ist auf die Erklärung Overbecks an Peter Gast, der kurz vor Nietzsches Tod wieder ins Archiv eingetreten war, zu verweisen (vom 11. Sep-

Overbecks Nietzschebriefe und das Archiv

tember 1901): „Der Schatz meiner Nietzsche-Briefe bleibt mein ausschließliches, persönliches Eigentum. Was ich ihm nicht um meinetwillen, sondern um seinetwillen schulde, nämlich Erhaltung für die Mitwelt, weiß ich vollkommen, dazu brauche ich aber jenes Archiv nicht — ihn anderweitig zu versorgen, habe ich die ersten Schritte schon getan — das Nietzsche-Archiv ist vielmehr der letzte Ort der Welt, dem ich ihn überlassen werde. Es bleibt aber noch heute dabei, daß ich gegen Frau Förster und das Archiv insbesondere aus meinen Nietzsche-Briefen auf jede einzelne und bestimmte an mich gerichtete Anfrage zur Auskunft erbötig bin. . . . Im übrigen soll gegenwärtige Aufrechterhaltung meiner alten Dienstwilligkeit nur die Unbequemlichkeiten, welche mein ganzes Verhalten zu Frau Förster für sie als Prophetin ihres Bruders vor der Öffentlichkeit haben mag, nach Möglichkeit beschränken. Ich bin ihr Feind nicht und will es nicht sein. Indem ich ihr und dem Archiv meine Nietzsche-Briefe für immer und vollständig vorenthalte (nicht ein Stück ausgenommen), verfolge ich nur die Absicht . . . von mir jede Möglichkeit eines persönlichen Konflikts so gut, und solange es noch geht, fern zu halten. . . . Das ist es, was ich Ihnen als derzeitigem von der Stifterin anerkanntem Leiter des Nietzsche-Archivs und zu jeder Ihnen gutdünkenden Weiterbeförderung an Ihre Auftraggeberin hier mitteile. Mit Anrufung unserer alten Freundschaft bitte ich zugleich dringend darum, mir in dieser Angelegenheit des Archivs endlich Ruhe zu schaffen, dem ich diese möglichst wenig zu stören unablässig eingedenk bin."

Overbecks Interesse am Archiv

Harmloser waren die Berührungen mit dem Archiv, sofern sie Overbecks Initiative entsprangen. Er meldete sich aus Anlaß des ihm zugesandten Nachberichts von Dr. Arthur Seidl zum 8. Band mit seinem Ausweis als Empfänger der Jakob Burckhardt zugeschriebenen Widmungsverse zu „Menschliches, Allzumenschliches" (vgl. Anmerkung 36).

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Er selber lag freilich im Zwiespalt mit sich selbst. Ein

Das Vorwort zu Overbecks Nietzsche-Erinnerungen

Blatt vom 2. Mai 1899, das als Vorwort zu gelten hatte, lautet: „Ob ich je noch dazu komme, mich über Nietzsche öffentlich auszusprechen? Ich bin nicht unempfindlich gegen die Macht der Triebfedern, die es mir als unerläßliche Pflicht aufzuerlegen scheinen: Freundschaft und Dankbarkeit. Nur arbeitet leider eine nicht minder zwingende Not zur Zeit besonders dagegen. Ich bin mit mir selbst noch viel zu beschäftigt, als daß ich mich mit andern zu beschäftigen vermöchte. Über sechzig Jahre alt, wie ich gegenwärtig bin, habe ich kaum noch Aussicht, alles, was mir da zur Bereitschaft noch fehlt, nachzuholen. Je weniger z. B. ich so zu sagen für Nietzsche noch Zeit habe, am allerwenigsten könnte ich bei der Beschäftigung mit ihm der Aufzeichnungen über das mit ihm Erlebte entraten, die mir übrigens für mich selbst, so auch für ihn, noch so gut wie ganz fehlen. Ich tue in der Sache wirklich nicht, was ich will, sondern was ich kann. Was ich da tue und lasse, mögen andere, die sich dazu berufen fühlen, würdigen, meinetwegen muß ich sie da loslassen, ganz sich selbst überlassen. In dieser Hinsicht etwas zu vertreten, habe ich vollends keine Zeit mehr. Der Freund nehme auf jeden Fall alles was geschieht und unterbleibt als sich dargebracht an, er geht auf keinen Fall leer aus, und wer sonst ganz leer ausgeht, kann mir gleich sein. Mit mir selbst fertig zu werden, geht seinetwegen und meinetwegen natürlich voran und ist für mich nicht weniger problematisch als für ihn." Fünf Jahre später, am 24. Oktober 1904, schrieb er: „Ich habe ernstere Gründe, zu meinen, daß ich an der Schwelle meines Lebensendes stehe, als daß mich die Meinung anderer Leute darüber noch groß zu bekümmern hätte, und so ist mir denn selbst nicht unüberwindlich geworden, fast mich daran zu gewöhnen, als toter Mann behandelt zu werden." Overbecks Aufzeichnungen über Nietzsche erfolgten in zwei Anläufen; das erste Mal wollte Overbeck für Gast, dem er seine Nietzsche-Briefe zu vermachen gedachte, einen persönlichen Kommentar zu diesem Vermächtnis anfertigen, wurde dann aber unmittelbar darauf durch Gasts unerwartete Schwenkung von diesem Vorhaben abgebracht; dann war es wieder das Erscheinen des Schlußbandes der Schwesterbiographie, die ihm abermals die Feder in die Hand drückte. Aus dieser Doppelserie meist kurzer, nur durch alphabetische Stichworte lose zusammengehaltener Notizen konnte nach durchgreifenden Leitgedanken ein Heft Erinnerungen zurechtgerückt wer-

Zwei Serien 1900/1901 1904/1905

den, selbstverständlich nur durch Schiebung und etwa notwendige Kürzung, jedoch natürlich ohne Eingriff in den Wortlaut. Was diese Blätter auch zu wünschen übrig lassen — eine kalte Hand hat sie nicht beschrieben. Als Overbeck mir im Januar 1902 eine erste Partie davon vorlesen wollte, kam er keine dreißig Zeilen weit. Bei den Worten: „— für mich, der ich ihn doch so innig liebe und zu lieben wohl nie aufhören werde, —" brach er, von einer übermächtigen Erregung am ganzen Leibe geschüttelt, in ein heftiges Schluchzen aus, warf das Papierhäufchen mit einem Ruck auf den Tisch und stammelte: „Ich bin's nicht imstande."

„Nietzsches Tod"

Infolge des Jenaer Gerichtsurteils vom 27. Mai 1908 ist hier der Text gekürzt worden

Die Nachricht von Nietzsches Tod traf Overbeck auf Drei Ähren in den Vogesen. Am Todestage selbst suchte ich ihn und seine Gattin dort auf, und am andern Morgen lasen wir die Mitteilung in der Frankfurter Zeitung, wie auch zwei Tage später über die Totenfeier in Weimar und über die Bestattung in Röcken.[73] Außerdem trafen damals mehrere telegraphische und briefliche Anzeigen und Einladungen vom Archiv an Overbeck ein, allerdings durch den Umweg über Basel verspätet, so daß seine Teilnahme an der Beisetzung kaum noch zu bewerkstelligen gewesen wäre, auch wenn ihn nicht innere Gründe davon abgehalten hätten. Dafür wurde mir das Glück zuteil, an jenem herrlichen strahlenden Sommersonntag des 26. August gemächlich mit Overbeck durch die Wälder zu spazieren und ihn krampflos, ruhig mir den ganzen Tag von Nietzsche erzählen zu lassen. Dabei ereignete sich folgender heiterer Zwischenfall. Die Kunde

vom Ableben hatte sich mit dem Gerücht von Overbecks Freundschaft mit Nietzsche unter den Gästen des Hotels verbreitet, unter denen sich auch ein hochgestellter süddeutscher Beamter mit seiner schwerhörigen Gemahlin befand. Während wir nun geruhsam auf einer durch Gebüsche versteckten Aussichtsbank saßen, spazierte das geheimrätliche Ehepaar im Rücken an uns vorbei und führte ohne eine Ahnung unserer Zuhörerschaft etwa folgendes Zwiegespräch: — „— Ja, und dann hat er e wüschte Schrift gschriebe geges Christedom — und dann isch er e Narr worde." — „Ha ja," respondierte der andere Teil, „darum isch er e Narr worde." —

Overbecks Rückblick auf den kranken Freund

Overbecks vier letzte Wiedersehen

Die besonders ergreifenden Eindrücke, die ich, von drei unserer letzten vier Wiedersehen davongetragen habe, die sämtlich der Periode, da bei Nietzsche der Wahnsinn schon ausgebrochen war, angehören, beziehen sich auf folgende Erlebnisse:

1. Der Augenblick unseres ersten Wiedersehens in Turin (8. Januar 1889). Ich trete in sein Zimmer ein, erblicke ihn mit einem Blatt in der Hand, in halb liegender Stellung auf seinem Sofa und eile auf ihn zu, auch er erblickt mich, bevor ich ihn erreicht, springt heftig auf, stürzt mir entgegen, wirft sich in meine Arme und bricht in einen konvulsivischen Strom von Tränen aus, sonst, bis auf die wiederholte, verzweifelnd zärtliche Nennung meines Namens, keiner andern Sprache mächtig, als des Zitterns aller seiner Glieder, das immer wieder in leidenschaftliche Umarmungen auslief. Ich hatte mich nur auf den Beinen zu erhalten und auf die Wiedergewinnung meiner Fassung bedacht zu sein, um ihn sanft und sicher auf seinen Sitz zurückzuführen, was alles kläglich mißlungen wäre, wenn für mich schon die Möglichkeit bestanden hätte, den Augenblick zu übersehen und ihn als das krampfartige flüchtige Wiederaufleben einer in Nietzsche erloschenen Menschlichkeit zu erfassen, das er in Wirklichkeit war, und als welcher er mir nur zu bald auch zu dämmern wenigstens begann, aber nur sehr allmählich in nachträglicher Erfahrung ganz aufging. Wir saßen nun nebeneinander auf dem Sofa, ich in gewissem Sinne wohl auch wieder aufatmend, doch in anhaltendster, peinlichster Spannung, Nietzsche sich allmählich wieder

beruhigend, doch wozu sich „beruhigend"? Zum Zustande von Tobsucht, der ihm zurzeit habituell war, und den nur jener erste Augenblick des Wiedersehens in so wunderbarer Weise niedergehalten hatte. Die Beruhigung in Turin

2. Nietzsche war, für mich unsichtbar, acht Tage der Insasse des Basler Irrenhauses gewesen, als er am Abend des 17. Januar sich mit seiner Reisebegleitung auf dem Zentralbahnhof einfand, um nach Jena geschafft zu werden. Auch ich war auf dem Bahnhof und beschloß, mich ihm vor der Abreise noch zu nähern. Kurz vor Abgang des Zuges begab ich mich in sein Kupee. Soeben war Nietzsche auf mein Erscheinen vorbereitet worden — daß er mich erkannt hätte, gestattete die Beleuchtung im Wagen schon kaum, — wiederum erhebt er sich, um mich stürmisch an sein Herz zu drücken, und mich stöhnend zu versichern, daß ich „der Mensch gewesen wäre, den er am meisten geliebt hätte". Was ich dann später vom weiteren Verlauf der Reise hörte, überzeugte mich vollends, daß es sich bei Nietzsche nur um ein ebenso leidenschaftliches als vorübergehendes Aufflackern der Erinnerung gehandelt hatte. Das Geständnis auf dem Basler Bahnhofe

3. Unter total veränderten Umständen wurde ich denn bei unserem nächsten Wiedersehen auch in entsprechend verschiedener Weise der Anhänglichkeit Nietzsches inne. Dieses Wiedersehen fand im Februar 1890 in Jena statt, als Nietzsche in der Pflege des dortigen Irrenhauses zwar nicht seinen Verstand, aber doch Befreiung vom Zustand eigentlicher Raserei wiedergefunden hatte, in den er beim ersten Ausbruch seines Wahnsinns geraten war. Mit Erlaubnis des Arztes konnte ich mit ihm nun außerhalb des Irrenhauses stundenlang verkehren, zusammensitzen, essen, und selbst in der Nähe der Stadt allein spazieren gehen. In diesem Verkehr hätte ein uns ganz fremder Dritter, abgesehen von einigen Narreteien in Nietzsches Gebaren — bei Tische oder draußen auf der Straße, wenn er nach Hunden oder selbst Menschen, die plötzlich auftauchten, zu schlagen suchte u. dergl. — kaum zu irgend welchen befremdenden Beobachtungen Anlaß finden mögen. Für ihn konnten wir zwei alte Freunde sein, und nur ich wußte, daß unser Verkehr nur noch ausschließlich von einer Vergangenheit lebte. Nietzsche hatte mich sofort bei unserer ersten Begegnung in der Wohnung seiner Mutter in Jena begrüßt, als hätte nichts unsere alten Beziehungen erschüttert, und so ging es bis zu meiner Abreise von Jena. Nietz- Der Besuch in Jena

sches Mitteilsamkeit war in unsern Gesprächen fast nur gesteigert, aber ihren Inhalt schöpften diese Gespräche fast ausschließlich aus der Zeit vor Ausbruch seines Wahnsinns. Meinerseits fehlte es nicht an Versuchen, seine Gedanken auf seine jüngsten Erlebnisse zu lenken, aus denen mich besonders sein erst vor kurzem abgebrochener Verkehr mit dem Dr. Langbehn interessierte. Vergebens: Wohl verstand sich Nietzsche zuweilen, und dies auch ohne Veranlassung durch mich, zu verworrenen Mitteilungen über seine gegenwärtigen Erlebnisse, z. B. über seinen Verkehr im Irrenhause, von dem ihm Bewußtsein durchaus nicht fehlte, im ganzen schien er Erinnerungen aus seiner jüngsten Vergangenheit gar nicht zu haben, bisweilen ihnen wie geflissentlich auszuweichen — den Dr. Langbehn z. B. wollte er kaum überhaupt gekannt haben; worüber wir uns, und zwar ganz in der alten vertraulichen Weise, unterhielten, stammte so gut wie ausschließlich aus der hinter jenem Moment des Wahnsinnsausbruches liegenden Vergangenheit. Zwar waren die Erinnerungen auch aus dieser Zeit bei Nietzsche nichts weniger als zuverlässig, so detailliert und scheinbar sicher sie sich auch gaben. Denn mit denen, die auffallend bestimmt luzid und vollkommen korrekt waren, mischten sich andere, die verworren und zum Teil selbst ganz phantastischer Art waren. Aber im ganzen ließ sich sagen, daß Nietzsche aus jener hinter dem Moment seiner Geisteszerrüttung liegenden Periode noch einen bedeutenden Schatz von wirklichen Erinnerungen hatte, und über diesen ganz unbefangen verfügte, während was jünger war, für ihn gleichsam wie erloschen war, ja gleichsam nie von ihm erfaßt worden zu sein schien. Unter diesen Umständen gestaltete sich unser Verkehr damals — er währte drei Tage — so wie wenn er von zwei verschiedenen Planeten aus stattgefunden hätte. Ich war auf dem alten einst, d. h. bis zum Ausbruch seines Wahnsinns gemeinschaftlich bewohnten geblieben, Nietzsche befand sich auf dem neuen, wir konnten uns aber nur noch über Dinge austauschen, die jener früheren Periode angehörten, und auch von diesen hatte Nietzsche nur noch gebrochene Erinnerungen. Unter diesen veränderten Bedingungen aber verkehrten wir, als wäre zwischen uns nichts geschehen, als die alten Freunde. Als Beispiel aus diesem Verkehr erwähne ich nur die Besprechung der Rückkehr Nietzsches in seine Basler Stellung, auf die er immer wieder zurückkam, indem er seiner Wiederherstellung nahe zu sein wähnte. Mir

Das hinter den Wahnsinnsausbruch zurückgedrängte Gedächtnis

schon damals ein besonders starkes Symptom seiner Geistes-
zerrüttung, wenn ich bedachte, welches Gewicht er in seinen noch
gesunden Tagen seit Jahren darauf gelegt hatte, sich aus jener
Stellung herausgelöst zu haben! Demnächst trat mir als solches
Symptom in unsern damaligen Gesprächen der Umstand entgegen,
daß sie sich meist auf äußere Verhältnisse Nietzsches bezogen,
daher auch vornehmlich Personen, zu denen Nietzsche Beziehungen
gehabt hatte, betrafen (Wagner u. a.) und hier nun jene wunder-
bare Mischung von Helligkeit und Verworrenheit der Erinnerung
zeigten, während Nietzsche auf seine Schriften und zumal auf
die noch unerledigten schriftstellerischen Pläne, welche die ihn
jedenfalls ganz absorbierende Sorge seiner letzten hellen Tage
gewesen waren, kaum je sich einließ. Nicht zwar, daß es auch
in den hier beschriebenen Unterredungen in Jena an Geistes-
blitzen gefehlt hätte, die an Nietzsches höchste Aspirationen noch
erinnern konnten, manches vielmehr überraschte mich damals
in diesem Sinne; im ganzen war dergleichen auffallend spärlich
geworden, und ich hatte den Eindruck, als könne sich Nietzsches
Geist nur noch ausnahmsweise erheben, ohne ins Phantastische
sich zu verlieren, während ich dem übrigen ganzen Tenor seines
Gebarens überhaupt nur noch den Grundzug einer bis zur
Herabstimmung oder Erschlaffung gehenden „Beruhigung" ab-
nahm. Auch zeigte Nietzsche jetzt keine Spur von jener in Turin
an den Tag gelegten Widerspenstigkeit, da er vielmehr nun
auch für mich bei allen schon erwähnten Narreteien sich lenk-
sam wie ein Kind zeigte — besonders dadurch, daß die Richtung
seiner Gedanken sich sofort verrücken ließ und jedem andern, der
mit ihm zu tun hatte, sofort preisgegeben war, — insbesondere,
ganz gegen meine nur vor der Erfahrung weichende Besorgnis,
sich auch, bei unserer etwa auch erst gegen Abend erfolgenden
Rückkehr vom Spaziergang, ohne die geringste Schwierigkeit seinem
Quartier im Irrenhaus wieder zuführen ließ. So ist mir denn,
wenn auch erst in spät nachträglichem Rückblick auf meine Erleb-
nisse mit Nietzsche, auch dieses mein drittes Wiedersehen mit
ihm seit seiner Geistesumnachtung erschienen als ein Anzeichen
dafür, wie nachhaltig zugetan er mir war. Freilich als ich nach
Ablauf der zu meiner damaligen Reise nach Jena benutzten Fast-
nachtsferien wieder heimkehrte, waren es ganz andere und viel
traurigere Eindrücke, die mich ganz einnahmen, als der der noch
bestehenden Quasi-Integrität unserer Freundschaft. Doch wie dem

Das mangelnde Freiheitsgefühl des Kranken

Nietzsches kindliche Lenksamkeit

auch sein mag, auf jeden Fall war der Eindruck der letzte seiner Art, den ich überhaupt noch haben sollte. Ja ganz entgegengesetzter Art war derjenige, der mir aus dem vierten und letzten Wiedersehen mit Nietzsche, das mir noch beschieden gewesen ist, zuteil wurde. Von diesem letzten Wiedersehen noch ein Wort.

4. Von 1890—1895 sah ich Nietzsche nicht wieder, und die Quellen, welche mir noch unmittelbare und authentische Kunde von seinem Ergehen vermittelten, beschränkten sich auf die Berichte seiner ihn pflegenden Mutter und die zufälligeren, seltneren und wenig ergiebigen, die Köselitz dazu zu tun in der Lage war. Auf der Rückreise von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Sachsen besuchte ich von Leipzig aus am 24. September 1895 Frau Pastor Nietzsche in Naumburg, bin dort mehrere Stunden ihr Gast und sehe dabei auch ihren Sohn wieder. Welch fürchterliche Veränderung war mit Nietzsche seit 1890 vor sich gegangen! Ich sah ihn am bezeichneten Tage vormittags und nachmittags wiederholt wieder. Er verließ die ganze Zeit nicht seinen Krankenstuhl, sprach mit mir kein Wort, ja richtete auf mich nur noch bisweilen einen gebrochenen, halb feindseligen Blick und machte mir überhaupt den Eindruck eines todeswunden, edlen Tieres, das sich in den Winkel zurückgezogen, in dem es nur noch zu verenden denkt. Ob er mich überhaupt noch wiedererkannt, blieb mir ganz verborgen, ja, ob er überhaupt noch der Sprache mächtig, zweifelhaft, wobei ich mich scheute, meinen Zweifel durch Erkundigungen bei der armen Mutter zu beseitigen. Diese selbst hatte nur noch bis zum April 1897 zu leben. Seitdem blieb ich persönlich vollkommen abgeschnitten und auf die Berichte der Zeitungen und, um von sonstigem Gerede nichts zu sagen, auf Köselitzens spärliche Meldungen reduziert. Ich lasse jeden andern mit sich ausmachen, was er von Nietzsche hält, lediglich um den eigenen Besitz des Andenkens bekümmert, den er mir an sich hinterlassen.

Der Abschied in Naumburg

Nun ist Nietzsche am 25. August 1900 gestorben, endlich gestorben, und ich bin seinem Grabgeleite fern geblieben, obwohl ich am Tage darauf und am 27. telegraphische und briefliche Aufforderungen vom Nietzsche-Archiv im Namen von Frau Förster und selbst von Köselitz erhalten habe, mich, sei es in Weimar, sei es in Röcken einzufinden. Unmöglich, weniger noch wegen der äußeren Umstände, unter denen mich jene Aufforderungen trafen, so nahezu unüberwindlich auch diese waren — ich

Oberbecks Andenken an Nietzsche

befand mich mit meiner Frau auf Drei Ähren in den Vogesen — als um der Scheidewand willen, welche zwischen mir und Nietzsche schon bei seinen Lebzeiten das Archiv gezogen hatte.

Nietzsche ist der Mensch, in dessen Nähe ich am freiesten geatmet und demgemäß auch meine Lungen für den Gebrauch im Bereich menschlichen Daseins, zu dem in Beziehung zu treten mir überhaupt beschieden gewesen ist, am erfreulichsten geübt habe. Seine Freundschaft ist mir im Leben zu viel wert gewesen, als daß ich noch Lust verspürte, sie mir durch irgendwelche posthume Schwärmereien zu verderben. Ich habe den lebendigen Menschen lieb gehabt, man kann auch was er hinterlassen hat lieb haben, wird unter Umständen nur davon erfüllt sein, wo man nämlich nichts anderes hat. Unter diesem „Anderen" möchte ich für mich durchaus nicht das Christentum verstehen, woran manche noch leicht bei meinen Worten denken werden, eher ein etwas verschiedenes Verhältnis zum Modernen, zum Stück Welt, das wir als Zeitgenossen gemeinschaftlich erlebt haben. Ich leugne die allgemeine Möglichkeit nicht, beruht doch die Möglichkeit aller menschlichen Kultur nur darauf, daß man auch von Nachgelassenem leben kann, auf jeden Fall ist indessen beides anderes, das Lieben des lebendigen Menschen und seines Nachlasses.

Der „Mensch der späten Zukunft"

Nietzsche hat sich für den Menschen einer späten Zukunft gehalten. Das Archiv, das seinen Namen trägt und über seinem Grabe errichtet worden ist, noch bevor es sich schloß, scheint mir eben dadurch seinen Namen zu verdienen. Denn es erscheint nun wie nur darum gegründet, um jene Meinung Nietzsches von sich zu bestätigen. Man darf nie vergessen, daß Nietzsche als Mensch der Zukunft in Zarathustra eine Gestalt gewollt hat, die nicht aus unserer Welt ist und zu der deshalb noch niemand eigentlich innere Beziehungen haben kann. Es ist eine Phantasie- und Traumgestalt, über deren einst möglichen realen Inhalt der Maßstab fehlt. Dasselbe gilt für die Lehre der Wiederkunft, so phantastisch sie ist und aus allen möglichen Elementen sie besteht, mit so vielen Elementen in Nietzsches Denken im Widerspruch stehend. Was hat nicht alles vorbildlich gewirkt in der Welt, bloß durch die starke Persönlichkeit, die so viel Zweifelhaftes zusammenhielt, und durch das entgegenkommende Bedürfnis einer Jüngerschaft!

Overbecks Gesinnung gegen das Archiv

Wie wenig übrigens Overbecks zunehmende Vereinsamung die äußere Fortdauer korrekter Beziehungen zur offiziellen Verwaltung des Nietzsche-Nachlasses beeinträchtigte, geht aus mehr als einem Zuge seines Verhaltens hervor. Einmal besuchte er kurz nach Nietzsches Tode aus Anlaß einer Dresdener Reise Peter Gast in Weimar; dessen Rückkehr ins Archiv kam für ihn nur in Betracht, insofern etwa seine eigene unabhängige Stellung zum Andenken Nietzsches davon irgendwie ablenkend beeinflußt werden sollte. Alle derartigen Nachwirkungen, für die es an Anzeichen nicht fehlte, hat er sich verbeten und sie zu verhüten gewußt. Sonst aber hat er Gast, so oft er von dessen „Übertritt" zu andern zu reden hatte, stets auf eine Weise gerechtfertigt, die seine edle Gesinnung im schönsten Lichte zeigt. „Gast", pflegte er zu sagen, „nehme ich das gar nicht übel; er hat es eben einfach nicht ausgehalten, nichts mehr für Nietzsche zu tun," — deshalb habe Gast eben das Archiv aufgesucht als den einzigen Boden, auf dem er sich für Nietzsche betätigen konnte. Aber ethisch noch größer wirkt das Wort, das Abschiedswort, das er für Nietzsches Schwester gefunden hat. Diese hatte ihm noch im Todesjahre ihre Betrübnis darüber ausgesprochen, daß er bei seiner Anwesenheit in Weimar nicht eben doch sie aufgesucht habe: „Wie wohl hätten mir in meinem tiefen Schmerz einige herzliche Trostesworte eines alten treuen Freundes meines Bruders getan!" Overbecks Antwort darauf gipfelt im folgenden Schlußabschnitt:

Basel, 6. Dezember 1900

. . . „Aber auch sonst wollen Sie mir gestatten den ganzen Vorgang, der uns zur Zeit Ihres (was ich doch wohl nicht anzuzweifeln denke) vollkommen legitimen Eingreifens in die Regelung des literarischen Nachlasses Ihres erkrankten Bruders entzweite, hier vollkommen unaufgewickelt lasse und nur zum Zweck unserer augenblicklichen Verständigung nun mit den Worten kurz zusammenfasse, daß sein Kern jene Regelung war und sein Resultat unser Auseinandergehen. Uns aber noch weiter in die Einzelheiten der sehr fatalen Formen, welche unsere damalige Differenz alsbald annahm, zurückzuversetzen, hat zurzeit darum gar keinen Sinn mehr, weil der Verlauf dieser Differenz zum allergeringsten Teil das ist, was uns gegenwärtig noch angeht. Auch ich wüßte manches Hemmnis unserer Beruhigung über

das damals Geschehene aus dem Weg zu räumen, z. B. daß es damals in den Hauptsachen, wie Sie wollten ging und nicht wie ich zu raten mir erlaubte, indem ich Sie in aller Schicklichkeit zu überzeugen suchte von der Geringfügigkeit der Nachempfindung, die ich von meiner damaligen ‚Niederlage' behielt. Zudem all dergl. kann uns gleich gelten, denn wie wir auch über die Steine unseres damaligen Anstoßes wegkämen, schwer oder leicht, wie sehr ominös uns auch jene Formen noch erscheinen möchten oder nicht, darauf käme doch wenig an, im Verhältnis zu den Folgen, die der ganze einstige Vorgang gehabt hat und auch ohne unsern Willen haben mußte. Inzwischen hat Ihr Archiv seine ‚Geschichte' gehabt, und diese hat sich nun einmal so gestaltet, daß ihm fern zu bleiben ein Entschluß wurde, der in mir früh keimend, allmählich zur Unwiderruflichkeit heranreifte und eine umgekehrte Entwicklung mit der Zeit, und bei dem mich nur doch die wehmütige Erinnerung uns noch weiter aufzuhalten bewegen kann, daß es, wie eben angedeutet, leider nicht das erste Mal ist, daß wir in einer mutmaßlich für uns beide so unliebsamen, schroffen Art voneinandergehen. Gewöhnung wird, nach meiner Erfahrung wenigstens, uns bei solchem Verfahren miteinander nicht helfen können. Machen wir's so weiter, so könnte es immer gleich unfruchtbar bleiben und doch für uns nur immer schwerer. Darum weiß ich für die Zukunft keinen andern Rat als den folgenden. Lassen Sie uns aus der Ferne in der Hochhaltung Ihres Bruders einig bleiben, aber in ihr jeden im übrigen seinen Weg gehen. Den Ihrigen, so sehr er der Öffentlichkeit angehört, meinerseits nicht zu kreuzen, soll mir, hoffe ich, nicht so schwer werden. Nicht nur weil ich den Ihrigen zu richten nicht den geringsten Beruf in mir fühle und auch dies wiederum nicht nur, weil Sie für mich nie aufhören werden die Schwester Ihres Bruders zu sein. Auf jeden Fall schon unter seinem Schutze nur sollten Sie sich, meine ich, sicher genug fühlen, um sich's leicht werden zu lassen, mich meinen Privatgedanken über das Archiv, von dem Sie doch für mich nicht ablösbarer sind als für jedermann, zu überlassen und, wenn Sie es tun, sich mit mir in der Überzeugung zu vereinigen, daß wir, uns gewähren lassend, am besten uns den Schatz der Erinnerung, den wir teilen, auch unverletzt erhalten. Vermissen Sie hier aber noch das erbetene Wort des ‚Trostes', so seien Sie gebeten, auch darin nur ein Zeichen der Achtung

Die Nachempfindung seiner „Niederlage"

„Meine Privatgedanken über das Archiv"

zu finden, die der Größe des von Ihnen in diesem Jahre erlittenen Verlustes erwiesen wird von

Ihrem sehr ergebenen Fr. Overbeck."

So durfte Overbeck nur dann schreiben, wenn diesem Stolz höflicher Ablehnung jedes Zusammengehens das bestimmend zugrunde lag, was, wie wir sahen, Nietzsches sonst geistig ebenbürtigstem Freunde, Rohde, gefehlt hatte: ein planmäßig überlegter, mit Überzeugung eingenommener und behaupteter Standpunkt, wie er für einen Denker unerläßlich ist, der sich einem Problem gegenübergestellt sieht. Und darin bestand der Rückzug von Overbecks unverbrüchlicher Freundschaft aus der Welt der Tatsächlichkeit in die Welt der Idee, daß der persönlich erlebte und erfahrene Freund für ihn allmählich sachlich wurde, zum „Problem Nietzsche" wurde.

Overbecks Lebensabend

Overbecks wissenschaftliches Trachten sollte dann gegen Ende seines Lebens eine eigentümliche Quittung erfahren, insofern sein Traum von einer idealen, gelehrten Betätigung zwar für ihn selbst nicht mehr zur Wirklichkeit werden sollte, er aber doch dessen Möglichkeit für künftige Geschlechter absah und selber einen kleinen Grundstein legen durfte. Im Sommer 1900 erhielt er den heimlichen Besuch eines alten, reichen Basler Herrn, der sich ihm als Freigeist und pessimistischen Laienphilosophen zu erkennen gab und ihn bat, ein Vermächtnis in die Wege zu leiten, da er die Universität mit zwei Lehrstühlen für unangewandte, kritische Forschung zu bedenken wünsche. Im Nachlasse jenes Herrn fand sich der Entwurf eines Ende der siebziger Jahre an Nietzsche gerichteten Briefes, der bereits in derselben Richtung vorläufige Andeutungen enthielt. Als dann mit dem Tode des Gönners die provisorische Organisation der „Freien akademischen Stiftung" (1901) ins Leben gerufen werden mußte, übernahm Overbeck das Präsidium für die notwendigen Vorarbeiten; der Genuß einer solchen Stiftung hätte ihn vor dem großen Dilemma bewahrt und ihn instand gesetzt, sein Werk wirklich aufzurichten; so freute er sich denn, das Steuer für eigene, schwer empfundene Lebensnot wenigstens denjenigen zur Wohltat zurechtzuzimmern, die einmal ähnlichen Hemmungen ausgesetzt sein sollten.

Allen menschlichen Dingen, besonders wo sie ihm persönlich vermittelt nahe traten, brachte er ein hohes Maß von Güte

entgegen, und erst die schmerzliche Einsicht in den Schaden, den Überhebung und mangelnde Tüchtigkeit anzurichten pflegen, machte aus ihm den unerbittlichen Kritiker und Kämpfer, als der er gefürchtet war. Unbestechlich und kurz angebunden, sobald die Wahrheit auf dem Spiele stand, überzeugte er sich zusehends von der Unzulänglichkeit der Welt, während sein warmes lauteres Gemüt bis zuletzt den Schönheiten der Erde offen stand. Dieser Art der Lebensansicht sollte nun bei dem mit Freundschaften schon so Verwöhnten noch ein wohltuendes und empfängliches Verständnis zuteil werden im Umgang mit einem ähnlich gesinnten, aber in der Lebensbetätigung gänzlich anders gearteten Altersgenossen, Herrn Geheimrat J. von Eckardt, der 1897—1900 kaiserlich deutscher Generalkonsul in Basel war. Dieser welterfahrene Diplomat, dessen persönliche Erholung immer schon die Teilnahme an historischen und theologischen Forschungen gebildet hatte, erwies sich dem alternden Gelehrten für den willkommensten Zuhörer, um sich so manches noch vom Herzen zu reden. Overbeck konnte hier in einer edeln Verkörperung noch einmal die Bedürfnisse eines Hochgebildeten, der sich in den letzten Fragen an einen Theologen um Rat wendet, anschauen und dabei spüren, hier werde mehr als sein reicher Geist, der Adel und die Güte seines Herzens hochgeschätzt, — „auf der einsamen Höhe, auf die er sich" — nach dem Ausdruck dieses seines Freundes — „zurückgezogen hatte".

Overbecks Freundschaft mit Geheimrat von Eckardt

War es ihm im Leben nicht leicht gemacht gewesen, so noch weniger im Tode. Er, der unerbittliche Skeptiker und doch so weiche und gemütvolle Mensch, sah dem langsamen Zerfall seiner Kräfte, der fortschreitenden Auflösung seiner Persönlichkeit mit allem Bewußtsein zu. Man hat die Wehmut und Verdüsterung seiner letzten Lebenszeit gröblich mißverstanden, wenn man ihm steigende Verbitterung andichtete; als ob der Neid und die Mißgunst, die ja dann hätten im Spiele sein müssen, sich irgend wohin hätten richten können! Nein — er wollte mit niemandem tauschen, und wenn er sich rückblickend höchstens etwas mehr von dem durchschlagenden Ehrgeiz seiner besten Freunde wünschte, so hätte er es doch nicht anders haben mögen. So sehr ihm modern theologische Manier den Geschmack an Goethezitaten verdorben hatte, schrieb er doch noch im letzten Jahre die Verse auf:

„Da ist's dann wieder wie die Sterne wollten,
Bedingung und Gesetz; und aller Wille

Ist nur ein Wollen, weil wir eben sollten,
Und vor d e m Willen schweigt die Willkür stille."

Overbecks Altersleiden

Ein schweres Altersleiden setzte unter steigenden Ängsten und Beklemmungen einen Körperteil um den andern außer Funktion, ehe dieses weiche Herz Gnade fand und dieser feine Geist endlich entlassen wurde. Die immer knappere Freiheit zwischen den Anfällen blieb unentwegt den gewohnten Beschäftigungen seiner Solitüde gewidmet: etwas Lektüre, ein bißchen am Schreibtisch oder ein Viertelstündchen mit einem Besuch. Ein solches schloß er kurz vor dem Ende, unnachahmlich in Geste und Gesichtsausdruck, so echt, als hebe er eine Audienz auf und sage es leibhaftig der Alte Fritz selber (dessen Augen er in diesem Augenblick hatte!): „Nun hätten wir eine Bavette tailliert." Fast möchte man glauben, seine Geduld sei deshalb so sehr auf die Probe gestellt worden, damit es zu der sinnbildlichen Abrundung komme. In die Hände des Sterbenden gelangte die Urkunde über seine anfangs des Jahres erfolgte Promotion zum Doctor of Divinity durch die schottische Universität Saint Andrews. Damit hatte seine bloß gegenständliche, persönlich unbeteiligte Beschäftigung mit dem Christentum — sein deutscher Doktorhut reicht für eine derartige Beziehung allzu weit zurück — die ausdrückliche Anerkennung durch eine geschlossene gelehrte Körperschaft gefunden; zugleich war, dank der großbritannischen Herkunft der Kundgebung, in zwölfter Stunde die Knüpfung erfolgt zwischen dem Ursprung und der Bestimmung seines Lebens.

Overbecks Tod

Er entschlief den 26. Juni 1905, und seinem Wunsche entsprechend vereinigte sich um sein Grab die erlesene und andächtige Trauerversammlung zum „Gebet um die ewige Ruhe seiner abgeschiedenen Seele". Das Andenken, das er hinterläßt, fordert zunächst zu keinerlei Nachfolge auf; er ließ sich bei Lebzeiten die Mahnung besonders angelegen sein, man möge sich doch ja an ihm kein Beispiel nehmen. Dennoch sind die Zeiten im Anzuge, wo man sich seiner mit Dank und Stolz wird erinnern müssen. Er glaubte, der Größe des Christentums dadurch gerecht zu werden, daß er ihm Grenzen zog und sich selbst außerhalb dieser Grenzen hielt: „Das Christentum ist eine viel zu erhabene Sache, als daß in einer im ganzen ihm entfremdeten Welt dem einzelnen so leicht gestattet sein sollte, sich ohne weiteres damit zu identifizieren." Und wäre es nur um dieses einen tiefen Wortes aus seiner Jugend willen, daß er einmal Liebe

verdienen wird von den Bürgern jenes sogenannt dritten Reiches, das uns kommen soll, dem Kind und Erben und Willensvollstrecker von Griechentum und Christentum, so widersprechender Eltern! Einer seiner Kollegen äußerte einmal, Overbeck stehe so weit links, daß er im Kreislauf der Dinge schon längst wieder auf eine neue Weise rechts stehe. In der Tat hatte sein unerbittlich scharfes Messer zugleich die Eigenschaften eines Meißels in einer Künstlerhand: es ließ hinter allem Weggeschnittenen die Konzeption eines schöpferischen Gebildes ahnen. Und so ist denn dieser scheinbar unheimliche Ausbund von Verneinung in Wahrheit ein durch und durch positiver Mensch gewesen, wenigstens für den Maßstab aller derjenigen, deren Gesetze auf neuen Tafeln eingezeichnet stehen. Einer dieser zukünftig Gesinnten sagte am Sarge: „Franz Overbeck hat schwer darunter gelitten, sein stolzes Münster nicht mehr vor uns auftürmen zu können. Aber vielleicht ist dieses vergebliche Ringen mit dem Spröden, der rührende Anblick dieses feinen alten Mannes, der mühselig und bestaubt die Steine herbeischleppt und auf ihre Tragkraft abklopft und dabei sich zum großen Baumeister berufen fühlt — vielleicht ist das fruchtbarer in der Geschichte der Wissenschaft als ein noch so gutes Buch. Mir jedenfalls wird dieser Theologos, zum Himmelreich und zur Welt gelehrt, der am Schluß wie ein unnützer Knecht zusammenpackt, mein ganzes Leben lang zum Segen sein."

7. „Ecce Femina!"

Mehr als ein Grund mußte uns bewegen, Nietzsches Schicksal auch nach dem Ausbruch des Wahnsinns auf einer breiten psychologischen Grundlage darzustellen. Der Wahnsinn hatte das Herzstück von Nietzsches Wesen ausgebrochen: den Willen. Auch vor dem Zusammenbruch war Nietzsche, was man so zu nennen pflegt, reichlich überspannt gewesen; aber doch hatte er das Steuer bis zuletzt nicht fahren lassen. Das aber war der Punkt, in dem die Katastrophe von Turin unheilbaren Wandel geschaffen hat. Jede Regung einer Aktivität war wie ausgetilgt; das Gedächtnis war nicht erloschen, ein Bruchteil der dialektischen Fähigkeit nicht erstorben — aber auch der letzte Rest einer Widerstandskraft war in Wegfall geraten. Da die Hemmungen umsanken, war Nietzsches Seele in das Stadium unbe-

dingter Lenksamkeit eingetreten. Wie genau und ins Schwarze treffend Overbeck sein Wesen während seiner Schaffenszeit erfaßt hatte, macht uns nichts deutlicher, als die Bitterkeit des Schmerzes gerade über diese Wahrnehmung: „So weit ist es mit diesem Freiheitshelden gekommen, er denkt nicht mehr an seine Freiheit!“ Aber auch dieses Unglück empfing noch seine Komplikation durch den Ersatz, zu dem sich ein fremder Wille anstatt des ausgeschiedenen Schöpferwillens anbot. Man hätte dem Experiment nicht von vornherein weissagen dürfen, es werde mißlingen. Getrieben von einem Schuß desselben Blutes hatte der Schwesterwille vor allem die Ebenbürtigkeit des Vitalinstinktes für sich. Aber der Fluch, den Nietzsche am Weibe freigelegt haben will, scheint sich auf die ihm von Natur am nächsten stehende Frau wie auf eine erste wehrlose Beute geworfen zu haben. Es läßt sich im Handeln der Schwester mehr als eine Parallele mit dem Werke des Bruders ziehen. Der Wille zur Macht ist in ihr elementar, um schließlich vor blindem Überschwang zur meisterlosen Herrschsucht zu entarten. Die individualistische Herrenmoral, die keine andere Rücksicht gelten läßt als auf die Genesung der eigenen Zwecke, entgleist hier zum skrupellosesten Tyrannengelüste, weil die überschauende Besonnenheit, die bei Nietzsche hinter aller sprengenden Willkür doch immer wirksam geblieben war, bei der Schwester bis auf die letzte Spur fehlt. Derselbe Ehrgeiz, über sich selbst hinaus zu schaffen, sich einen Platz in der Geschichte zu sichern, dieselbe impressionistische Spritzader nie versagender Erfindung haben den Schein der Kongenialität zu wecken vermocht, den man ihr vorschnell und, wie sich leider nun herausstellt, völlig mit Unrecht nachgesagt hat. Sehr zu statten kam diesem Irrtume die emphatische Betätigung der weiblichen Empfindsamkeit angesichts eines ebensosehr zur Reue, als zur Ausnützung persönlicher Vorteile aufmunternden Sachverhaltes. Frau Förster hat an Nietzsches Ruhm nicht geglaubt, bevor dieser Ruhm mit Händen zu greifen war. Die faustdicke Tatsache, daß sie fortan wirklich die Schwester eines berühmten Mannes sein sollte und dazu das lebhafte Wechselspiel von Unverstand und Unterwürfigkeit, das wir früher schon als den Nerv ihrer geschwisterlichen Beziehungen erkannt haben, stachelten den Naturtrieb ihrer Schwesterliebe zu ungewöhnlicher, eines Anfluges von Größe nicht ganz entbehrender Leidenschaftlichkeit an. Außerdem verstand sie die dankbare Rolle der Büßerin, die ihr

Der Schöpferwille ersetzt durch den Schwesterwillen!

zufiel, auf das geschickteste auszunützen. Aber sie versagte völlig in der Hauptsache, nämlich in der Nacheiferung jener urechten und unverlierbaren Sittlichkeit, die den goldenen Adel von Nietzsches Persönlichkeit ausmacht. Was bei ihm, dank seines Charakters sich zuletzt einfach zur Genialität erhob, versank bei ihr in der genau entgegengesetzten Richtung. Das „Ecce homo" sollte sein Gegenstück finden in einem „Ecce femina".

Es stand in den Sternen geschrieben, daß Overbecks Sinnen und Trachten mit allem Aufwand seines Restes an Kraft Nietzsche gewidmet war. Nach der Lektüre und dem ihr folgenden näheren Studium des im Herbst 1904 erschienenen Schlußbandes der Schwesterbiographie wußte Overbeck, was er zu tun hatte. Wenn Overbeck der Ansicht war, die Schwester habe dem Bruder mit dem Schlußsteine ein „geradezu schauerliches Denkmal" gesetzt, so tat er das nach seiner gründlichen, über Monate sich erstreckenden Prüfung. „Man hört wohl oft und mit Grund: mundus vult decipi! Immerhin selten wird ein Lesepublikum gründlicher hinters Licht geführt werden, als das des Försterschen Buches. Das tritt bisweilen gerade da, wo die Verfasserin den Schein der intimsten Eingeweihtheit durch das Detail ihrer Angaben um sich zu breiten weiß, besonders hell hervor. Manchmal sieht's in dem Buche aus, als wolle Frau Förster den Lesern beweisen, im Grunde sei *sie* ihrem Bruder an Weisheit immer voraus gewesen. ‚Nietzsche von einer Köchin beschrieben' — möchte ich als Überschrift vorschlagen. Geht in die Küche, sagt Nietzsche. Ja, das ist es! sagt die Schwester (II, S. 571), da ginge ich selbst gleich am liebsten mit! Nur leider hat sie statt dessen die Biographie geschrieben, deren Aufgabe sie dazu verleitet hat, ganz andere Gebärden als die ihr stehenden und anstehenden zu affektieren. Sie wird zur Prophetin des Bruders, ohne sich, resolut wie sie ist, weiter darum zu kümmern, daß auf dieser Bahn der Weg für sie nur über Stock und Stein geht. Mit meinem Interesse an der Unterscheidung des Gegenstandes der Biographie von deren Verfasserin wird kaum sonst jemand das Buch lesen. Der Geschmack der Zeit ist unnatürlichen Aufgaben günstig. Für einen Sohn das Leben des Vaters, eine Schwester das ihres Bruders zu schreiben, das sind eben um der Unnatürlichkeit willen Aufgaben von fast unüberwindlicher Schwierigkeit. Doch die Zeit ist auf Biographien versessen und auf unnatürliche nicht am wenigsten. Statt sich

Die Lektüre des Schlußbandes der Biographie

das zu überlegen, ehe sie an die Arbeit ging, zog die Schwester vor, nur um so herzhafter vorzugehen. Kein Wunder, daß dieses Vorgehen mit der Zeit ihr nicht besser bekommen wird, als ihrem Helden. Sie wird wohl jetzt noch als eine Heilige unter den Schwestern gepriesen. Das wird umschlagen. Sie kann einmal eine Hauptfigur im Typus der gefährlichen Schwestern werden. Nur möge man dann nicht vergessen, daß sie auf die Bahn der Biographin Nietzsches durch diesen selbst ebensosehr gedrängt worden ist, als sie selbst sie aus eigener Macht beschritten. Sie hat sie nur auffallend leichtsinnig betreten." Es wird denn auch darauf hinauslaufen, daß die schwesterliche Leistung nur als biographischer „Steinbruch" Anspruch auf Wert erheben kann.

Das „öffentliche Geschäft mit Nietzsche"

Overbeck hat sich nicht dazu verstehen können, den Betrieb des öffentlichen Geschäftes mit Nietzsche, wie er das nannte, selbst mit organisieren zu helfen und war allerdings so frei, sich mit Nietzsche für hinreichend wahlverwandt zu halten, um der Blutsverwandtschaft den geforderten Tribut, wie auch sonst der Brauch in diesen Dingen lauten mag, aus eigenem Recht zu verweigern. Gegen alle Mahnungen an seine „Freundespflicht" hat er sich sehr schwerhörig gestellt; um Bescheid zu wissen, wie er es gerade mit der „Freundespflicht" zu halten habe, brauchte es für ihn keiner Vorschriften, und um etwa Nietzsches Ruhm nachzuhelfen, dazu fühlte er sich erst recht nicht berufen, es sei denn höchstens dadurch, daß er sich mäuschenstill verhielt. Nicht weil Nietzsche größer war als er, nicht weil man sich die Reputation verdarb, wenn man zu Nietzsche stand, nicht aus Mangel an Mut und Liebe blieb Overbeck der zähe Schweiger, sondern weil der Nietzsche des Archivs nicht sein Nietzsche war. Er sah ihn anders; es wollte sich nicht decken, was man dort ausbot und wie er ihn gekannt hatte. Er war ein Anhänger und Bewunderer von Nietzsches Philosophie, soweit sie Kritik und Kampf und Luftreinigung bedeutete; sie sei besonders zu schätzen als Skeptizismus, wenn auch nicht so zu bezeichnen. Jede Charakteristik von Nietzsche als Denker, die sich auf Nietzsches angeblich krankes Hirn berief, und daraus entspringende Darstellungen, wonach Nietzsche der weibliche, bestimmbare, schwankende, willensschwache und darum desto inbrünstigere Verherrlicher der Starken zum Propheten aller neurasthenischen Männer und hysterischen Weiber prädestiniert gewesen sei, nannte Overbeck ein wohlfeiles Gassenurteil, nur verbrämt mit dem Anstand, den man dem Professoren-

„Ein wohlfeiles Gassenurteil"

talar schuldig zu sein meine. In Overbecks Urteil über Nietzsche sprachen gar nicht so sehr die Grenzen seines Wesens mit, als vielmehr die Vorzüge, vor allem Overbecks eine, beherrschende Eigenschaft, die ihn allein schon des Herzensbundes mit Nietzsche würdig zeigt: sein prononciertes „intellektuales Gewissen". Durch dieses verschärfende Augenglas betrachtet, verkleinert sich das Bild des Freundes um eine Handbreit, gegen den Denkmal-Nietzsche der Nietzscheaner gehalten. Aber man meine doch ja nicht, daß es sich um Abstriche handelt, an denen Mißgunst und getäuschte Eitelkeit auch nur den leisesten Teil gehabt hätten. Hingebender, bewundernder kann kein Bruder den andern lieben, als Overbeck Nietzsche liebte — nur daß Overbeck gerade als Liebender niemals Enthusiast war und statt ihn auszuschalten, doppelt genau am Freund Maß nahm. Die Abstriche, die das für eine absolute, vergötternde Wertschätzung mit sich brachte, hat Overbeck mit dem vollen Preis bezahlt, er ganz allein: oder glaubt man denn, er habe zu seinem Vergnügen sich als alter Mann dem mitleidig-spöttischen Achselzucken der Leute ausgesetzt und sich selbst noch im Grabe die Ruhe geschmälert? In einem Streithandel von kleineren Verhältnissen wäre es vielleicht statthaft von einer präziösen Affektierung einer Bescheidenheit zu reden, die dadurch ins Gegenteil umschlage. Aber man vergesse nicht, was hier auf dem Spiele stand. Wenigstens Overbeck unterlag der Angst, wenn man es mit Nietzsche frischweg immer so forttreibe wie bisher, so sei man in zwanzig Jahren so weit, daß für die von ihnen beiden doch wahrhaftig nicht verhätschelte öffentliche Meinung keinerlei Verpflichtung mehr bestehe, sich um Nietzsche überhaupt noch zu kümmern. Und so wollte denn auch er, so unzeitgemäß er sich verhalten hatte, vor der Ewigkeit nichts versäumt haben, und an dem Schatze seiner Nietzschebriefe, dem er für sein Empfinden einen andern Zweck nicht beizumessen brauchte, als den längst in Erfüllung gegangenen, daß er sein Empfänger und Leser gewesen sei, denn doch nicht über sein Leben hinaus als Großsiegelbewahrer zu handeln. Die Briefe sollen veröffentlicht werden. Aber allein, nicht als Briefwechsel mit den Antworten zusammen, es käme ja doch nicht zum Zwiegespräche. Nietzsches Briefe an Overbeck spotten jeder Adresse. Sie sind der Monolog einer Heimsuchung, wie sie erschütternder wenigen auferlegt worden ist, aber auch einer Seelenkraft, mit der nur selten ein Unglück getragen wird. In

In zwanzig Jahren kein Interesse an Nietzsche mehr

ihnen wird kein Himmel gestürmt und kein Gott erschlagen; aber über alles Maß übermächtig vollzieht sich die Prüfung eines bis zur Selbstvernichtung Wahrhaftigen, so daß der Freund, an dessen Ohr diese Klage schlug, noch nach Jahr und Tag in die Worte ausbrach: „Was hat da ein armer Mensch leiden müssen!"

Das Testaments-kodizill

Diese Briefe bestimmte er in einem zu Anfang seines Todesjahres errichteten wohlüberlegten Testamente zur Veröffentlichung. Nur sollte der Briefband vor jeder Verfügung und Mitwirkung der Schwester Nietzsches zu schützen sein.

Öffentlich angesagt hat er diesen seinen Entschluß in einer Kundgebung an die Frankfurter Zeitung, daselbst erschienen im Morgenblatt des 10. Dezember 1904, unter dem Titel „Meine Antwort auf Frau Dr. El. Förster-Nietzsches neueste Publikation, ihren Bruder betreffend." Der Anfang lautete: „Ich bin im Besitze einer Briefsammlung, welche eines Tages der Diskussion der Frage, was denn Nietzsche selbst wohl zum Treiben mit seiner Person und seinem Nachlaß sagen würde, das sich zurzeit in Weimar in dem nach ihm benannten Archiv etabliert hat, an ihrem Teile in fruchtbarer Weise zum Ausgangspunkt dienen kann. Diese Sammlung sind meine eigenen Nietzschebriefe, d. h. Nietzsches Anteil an unserm in den Jahren 1871—1872, 1875—1888 geführten Briefwechsel, eine Reihe von 225 Nummern lückenlos und von absolut sicherer chronologischer Ordnung." Mit seiner letztwilligen Verfügung versucht Overbeck nach seinen eigenen Worten für Nietzsche „als sein Freund noch etwas zu tun, wovon ich hoffen kann, es werde seinem Andenken bei den Zeitgenossen gegen die Gefährdung durch eine irrende Schwester noch einmal zugute kommen".

Das „Problem Nietzsche"

Diese letztwillige Verfügung ist alles andere als kleinliche Ranküne. Overbeck hat damit den sozusagen metaphysischen Beweggrund freigelegt für die von vornherein vorliegende Unmöglichkeit, mit der Schwester jemals einig zu gehen. Für sie wurde der Bruder, je mehr er für Overbeck aufhörte, fühlbare Wirklichkeit zu sein, die alles andere verdrängende fundamentale Tatsache ihres realen Lebens, wie er früher bis zur Rückkehr aus Paraguay im Jahre 1893 für sie nicht gewesen war. Schon äußerlich nicht; denn wenn sie in der Biographie geltend macht, es sei wohl niemand so viel mit ihm zusammen gewesen wie sie, so gilt das nur für den Gesamtumfang des Lebens, unter Zurechnung der doch gerade für eine derartige Erwägung belang-

losen Kindheits- und Wahnsinnsjahre. Sollte aber die schriftstellerische Tätigkeit der Schwester in Ausgabe und Biographie für einen Beweis dafür ausgespielt werden, daß auch sie auf ihre Weise und mit weit größerer Energie als Overbeck der geistigen Bedeutung des Bruders begrifflich habhaft zu werden getrachtet habe, so trifft dies nur scheinbar zu; denn gerade das „Problem Nietzsche" hat Frau Förster immer nur zum Vorwand gedient.

Overbeck über Nietzsches Schwester

Unter den Gefahren, die ihn bedrohten, ist die, „sensationell" zu werden, eine gewesen, der er mit besonderer Besorgnis entgegensah. Niemand hat mehr dazu getan, ihn in diese Gefahr nun auch wirklich zu stürzen, als seine Schwester mit ihrer Biographie, überhaupt mit dem ganzen von ihr organisierten Betrieb des öffentlichen Geschäfts mit Nietzsche. Denn ihr Erfolg läßt wenig zu wünschen übrig. So ist es aber mit Nietzsches Verhältnis zu seiner Schwester sein Leben lang gewesen, so weit ich wenigstens dieses Leben übersehen kann. Es ist ein beständiges Oszillieren zwischen Anziehung und Abstoßung gewesen. Es löste sich in eine Reihe von intermittierenden einzelnen Versuchen mit und ohne einander zu wirtschaften auf, auch im eigentlichen Sinne des Wortes. Wobei wohl zu beachten ist, daß Nietzsche bei dieser Abwechslung das allein agierende Subjekt war. Darin liegt, meiner Ansicht nach, für alle Mißgriffe Frau Försters die wahre Entschuldigung, soweit solche verlangt wird. Sie hat sich von klein auf überhaupt nur im Schatten ihres Bruders entwickelt, oder vielmehr als eigene Persönlichkeit ist sie nie zum Dasein gelangt, weil vollkommen von seinem Lichte aufgezehrt. Das gilt wenigstens von allem, was im Menschen sein Intellekt heißen mag. Denn der Asbest des Willens hat sich auch bei Frau Förster behauptet. Im Verhältnis beider Persönlichkeiten mag es aber vor allem bedeutsam gewesen sein, daß sie in Hinsicht auf den genannten Asbestbestandteil sich wirklich wenig unterschieden haben, dagegen vollkommen verschieden gestellt waren in Hinsicht auf den Intellekt, der ihnen fürs Leben mitgegeben war. Der Überschuß war bei ihm ebenso enorm, wie bei ihr das Manko. Ich denke dabei allerdings nicht an Intellekt in gröberem Sinne,

Bruder und Schwester

Berühmte Geschwisterverhältnisse

an welchem Frau Förster kein Manko spüren läßt. Das Verhältnis zwischen Nietzsche und seiner Schwester findet Analogien in besonders großer Zahl auffallenderweise in der französischen Literatur, und hier zwar in der katholischen. Man denke an Jacqueline Pascal, Eugénie de Guérin, Henriette Renan und vielleicht andere, die mir nicht gleich einfallen (ich finde auch die genannten in Sainte-Beuves Port Royal, Paris 1878, III, S. 360, beisammen). Doch fürchte ich, daß mindestens die eben genannten Parallelen für Frau Förster gefährlich sind, vielleicht selbst für Nietzsche. Es ist, als ob das Verhältnis in unserer deutsch-protestantischen Welt nicht zu Hause wäre. Beide Geschwister haben sich Leben und Welt nur verdorben. Der Bruder der Schwester, indem er sie in die für sie gefährlichste und insofern ganz falsche Bahn der schriftstellernden Frau drängte, die Schwester dem Bruder, indem sie das Andenken, das er sich mit großer Mühsal erarbeitete, ihm gefährdet hat.

Mit allem, was ich gegen Frau Förster zu sagen hätte und etwa zu sagen je in den Fall käme, möchte ich doch nie so verstanden sein, als käme es mir auf ihre moralische Verurteilung an. In dieser Hinsicht meine ich vielmehr, was ich schon oben zu ihrer „Entschuldigung" vorbringe, so ernst wie nur möglich. Namentlich alle Frauen, die über sie herfallen, möchte ich nur eindringlich mahnen, an sich selbst zu denken und sich zu fragen, was aus ihnen unter den Bedingungen geworden wäre, unter denen Frau Förster als Mädchen herangewachsen und als Frau herangereift ist.

Der Grundschade der Anmaßung, deren sich Frau Förster schuldig machte, als sie die Aufgabe einer oder gar der geistigen Vertreterin ihres Bruders aufnahm, und dessen Gefahr für Nietzsche ich sofort erkannte (so daß ich mich sofort von Frau Förster und ihrem Treiben zu ihr lossagte) hat ganz unzweideutig für die Öffentlichkeit zu eklatieren begonnen mit Steiners Artikel, das Nietzsche-Archiv betreffend (im Magazin für Literatur 1900, Nr. 6 vom 10. Februar, Sp. 145 ff.), natürlich auch sofort in der skandalösen Weise, in der nun einmal solche Schäden zu eklatieren pflegen, ja eklatieren müssen. Für Nietzsches Sache und Ansehen scheint in der Öffentlichkeit (wie mir zumal der Verlauf des Förster-Steinerschen Streits immer klarer macht) kein Heil zu erwarten, bevor die Sache den Händen der Frau Förster voll-

kommen wieder entrissen ist. Ich spreche dabei aus persönlicher Erfahrung, sofern diese Frau bisweilen nahe daran ist, mir das Andenken, in dem ihr Bruder bei mir steht, vollkommen zu verleiden. Je mehr sie um sich schlägt und „leuchtet", um so fataler ist das Licht, das von ihr auf den Nietzsche meiner früheren Tage zurückfällt. Ich wenigstens muß sie für nichts halten, um ihn, ihr zum Trotz, noch nach wie vor für „etwas" zu halten. Zum Glück wenigstens handelt es sich dabei um keine Enttäuschung, die ich mit ihr erleben könnte. Mein lebendiger Verkehr mit ihr, solange ihr Bruder daneben noch „etwas" war und sie weiter nichts als sein nun einmal gegebenes Anhängsel, hat mir nie einen andern Eindruck hinterlassen als den einer quantité négligeable. Ihr Bruder mußte für Europa „untergehen" und sie aus Paraguay wieder auftauchen, bevor ich die Vorstellung überhaupt faßte, daß sie *auch* in Betracht käme.

Die Schwester steht dem Bruder im Licht

Nietzsche hat selbst sich seiner Schwester als seiner Schülerin gerühmt und insofern auch selbst den Wahn in ihr großgezogen, sie sei diese Schülerin, mit welchem sie in der Biographie ihres Bruders aufgetreten ist. Nimmermehr ist aber diese Schwester in Hinsicht auf die Lehren ihres Bruders seine Schülerin gewesen, d. h. was man ernst geredet so nennt. Weder war Nietzsche ihr Lehrer, noch hat sie diesen Lehrer nötig gehabt. Denn Schülerin ist sie nicht *Nietzsches* gewesen, sondern nur *seines Naturells*. Sie hat von Nietzsche nur gelernt und zu lernen gehabt, was sie von Natur von ihm im Leibe gehabt hat. Ihre Lehrer in der Weisheit ihres Bruders sind vielmehr lediglich ihre Amanuenses am Archiv gewesen, *Fr. Kögel*, *Rud. Steiner* und Genossen usw., und diese haben ihr jene Weisheit beigebracht. Und was sie von diesen Lektionen behalten — quantitativ recht viel und selbst qualitativ keineswegs verächtlich — hat sie namentlich im Schlußband ihres biographischen Werks weiter der Welt aufzubinden Gelegenheit gehabt und genommen.

Um wirklich Schülerin ihres Bruders zu sein, stand sie ihm *zu nah*, dagegen ihre Lehrer über Nietzsche diesem zu fern, um sie als Schülerin Nietzsches ernst nehmen zu lassen. Zur Zeit der Lou-Affäre (1882/83) sprach er selbst einmal von der Prätension seiner Schwester, seine Biographie zu schreiben, und fügte hinzu: „Das werde aber *einen schönen Salat* geben, nur könne *er* sich das leisten und sei stark genug, um den Salat, den es geben werde, zu vertragen." Würde Nietzsche auch jetzt sich noch *ganz*

Nietzsche über die Schwester-Biographie

zu diesem Glauben bekennen, auch dazu, wie vollkommen er dieser Biographie gewachsen sei, wie sie ihm so gar nichts anhaben könne? Ich glaube dagegen, seine an mich einst gerichteten Briefe beweisen, daß er es nicht mehr täte.

Zu den unwahren Ausstreuungen über Overbeck gehört auch die Behauptung, schließlich habe sich um Overbeck alle gegen Nietzsche und seine Schwester gerichtete Unzufriedenheit und Feindseligkeit gesammelt; um zu zeigen, wie haltlos auch diese Angabe ist, sind hier noch einige gedruckte Äußerungen über Nietzsches Schwester zusammenzustellen, deren Verfasser mit Overbeck bei Lebzeiten nicht die geringste Fühlung genommen haben. Im „Magazin für Literatur" hat Rudolf Steiner (10. Januar 1900) in einem zur Verteidigung Kögels verfaßten Artikel: „Das Nietzsche-Archiv. Eine Enthüllung" folgende Charakteristik von Nietzsches Schwester gegeben: „Die ersten Anzeichen, daß Frau Elisabeth Förster-Nietzsche eine Änderung in dem Verhältnisse Dr. Fritz Kögels zur Herausgabe der Nietzsche-Ausgabe eintreten lassen wolle, traten zutage ganz kurze Zeit nach der Verlobung des letzteren im Herbst 1896. Wenige Tage nach dieser Verlobung mit einer Dame aus dem Freundeskreise der Frau Förster-Nietzsche sagte die letztere zu mir, diese Verlobung bereite ihr Schwierigkeiten. . . Sie schätze ihn ja außerordentlich als Künstler und ‚Ästhetiker', sagte sie, aber er sei kein Philosoph. Deshalb könne sie sich nicht denken, daß er fähig sei, die letzten Bände der Ausgabe, in denen die ‚Umwertung aller Werte' veröffentlicht werden sollte, entsprechend zu bearbeiten. Sie halte dafür, daß ich, der ich Philosoph sei und in Nietzsches Gedankenkreis ganz eingeweiht, zur Ausgabe zugezogen werden müsse. . . Ich kam damals in jeder Woche zweimal zur Frau Förster-Nietzsche. Sie hatte sich von mir Privatstunden über die Philosophie ihres Bruders geben lassen. Ich hätte gewiß nie über diese privaten Angelegenheiten gesprochen, wenn sie nicht geeignet wären, in der Öffentlichkeit ein richtigeres Bild über die Qualitäten der Leiterin des Nietzsche-Nachlasses zu geben, als dies durch die heute erscheinenden offiziellen und offiziösen Kundgebungen des Archivs erlangt werden kann. Das, was ich vorbringe, ist geeignet, zu zeigen, in welchen Händen Nietzsches Schriften sind. Und darüber etwas zu erfahren, hat man heute ein Recht, da Friedrich Nietzsches

„Eine Enthüllung" über Frau Förster

Lehre einen so großen Einfluß in der Gegenwart ausübt. Die Privatstunden, die ich Frau Förster-Nietzsche zu geben hatte, belehren mich vor allen Dingen über das Eine: daß Frau Förster-Nietzsche in allem, was die Lehre ihres Bruders angeht, vollständig Laie ist. Sie hat nicht über das Einfachste dieser Lehre irgendein selbständiges Urteil. Die Privatstunden belehrten mich noch über ein anderes. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche fehlt aller Sinn für feinere, ja selbst für gröbere logische Unterscheidungen; ihrem Denken wohnt auch nicht die geringste logische Folgerichtigkeit inne; es geht ihr jeder Sinn für Sachlichkeit und Objektivität ab. Ein Ereignis, das heute stattfindet, hat morgen bei ihr eine Gestalt angenommen, die mit der wirklichen keine Ähnlichkeit zu haben braucht; sondern die so gebildet ist, wie sie sie eben zu dem braucht, was sie erreichen will."

Ernst Horneffer, gegen den sich der obige Artikel Steiners richtete, bestätigt aus eigener Erfahrung diese Auffassung von Nietzsches Schwester („Nietzsches letztes Schaffen", S. 57—60): „Ursprünglich habe ich wie alle Welt geglaubt, daß es eine herrliche Sache sei, daß Frau Förster-Nietzsche den ganzen literarischen Nachlaß ihres Bruders in ihren Händen vereint. Aber die eigentümliche Hast, die nervöse Eile, um jeden Preis alles, alles zu erhalten, muß Besorgnis erregen. Man überlege: ist es wirklich gut, daß der gesamte Nachlaß eines großen Mannes, einschließlich aller Briefe, die er je geschrieben, sich in den Händen eines einzigen, verwandtschaftlichen Erben befindet, der ein absolut unbeschränktes Recht über diesen Nachlaß hat, zumal, wenn der Erbe eine impulsive Schwester ist? Der Zweifel ist doch wohl berechtigt, ob dies etwas schlechthin Wünschenswertes ist. Das Verhältnis Nietzsches zu seiner Schwester hat sehr schwere Krisen durchgemacht. Es war ein fortwährendes Sichabstoßen und Wiedersuchen. Das Verhältnis ist niemals zu einer wirklichen Stetigkeit gelangt. Nietzsche hat bisweilen sehr an seiner Schwester gelitten. Sie auch an ihm; kurz es war kein ungetrübtes Verhältnis. Unter diesen Umständen scheint es im Interesse der Wahrheit, wie Nietzsche sein Leben gelebt hat, welche Beförderungen, welche Hemmungen sein Leben erfahren hat, nicht eben zweckdienlich, daß der gesamte Nachlaß unter die Kontrolle einer einzigen, verwandtschaftlichen Beziehung gerät. Overbeck hat das offenbar empfunden. Ich kann mich genauer hierüber nicht aussprechen. Nur das eine sei gesagt, daß Overbeck, ohne Zweifel in der

Der gesamte Nachlaß in den Händen eines einzigen Erben!

späteren Zeit (abgesehen von dem andersartigen Verhältnis zu Peter Gast) Nietzsches einziger Freund, durch den Nietzsche allein noch mit dem Leben zusammenhing, die unbedingte Verpflichtung hatte, seinen Schatz Nietzschescher Briefe zurückzubehalten. Er mußte, wenn die Wahrheit über Nietzsche nicht einzig und allein dem subjektiven Urteil und Ermessen der Schwester anheim gestellt werden sollte, seine Briefe Nietzsches als Gegenüberlieferung sichern, für jetzt und die Zukunft. Overbeck hat es auch hier ganz anders gemacht als andere Freunde Nietzsches. Diese haben größtenteils, wie ich von Frau Förster selbst weiß, die Freundesbriefe Nietzsches gegen hohe Geldzahlungen an die Schwester Nietzsches abgetreten. Wie weise hat sich auch hier Overbeck gezeigt! Frau Förster-Nietzsche hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, auch diese Briefe in ihren Besitz zu bekommen. Ihre Bemühungen sind an dem Charakter Overbecks gescheitert. Man begreift, daß sie ihn hassen muß. Sie sieht durch ihn ihr ganzes Lebenswerk zerstört. Ein Mann hätte ihr noch gefährlicher werden können, Peter Gast. Aber sie hat es auf wunderbare Weise verstanden, diesen Mann in ihren Einfluß zu ziehen. Seine Stellung bleibt bei dem Ganzen am rätselhaftesten. Er ist mit Overbeck fast ebenso befreundet gewesen wie mit Nietzsche. Daß er, als Gefolgsmann von Nietzsches Schwester, diesen Feldzug gegen seinen ehemaligen Freund mitmachen kann, ist unbegreiflich. Da ist die Gutmütigkeit, die Nachgiebigkeit, die Geduld, das laisser faire, laisser aller, das Peter Gast kennzeichnet, zu weit getrieben. Peter Gast sollte überlegen, ob er hier nicht eine schwere Schuld auf sich lädt. Er setzt hier durch Geschehenlassen seinem Namen ein schlimmes Denkmal. Denn im stillen weiß er, daß sein ehemaliger Freund Overbeck nicht der Mann ist, wie ihn Frau Förster-Nietzsche darstellt und durch ihre Freunde darstellen läßt."

Hohe Geldzahlungen für Nietzschebriefe

Man mag die persönliche Befangenheit der ehemaligen Mitarbeiter des Archivs einwenden, und wirklich ist in der ganzen deutschen Presse nie von einem Unbeteiligten auch nur das mindeste Fragezeichen hinter das Archivwesen der Frau Förster geschrieben worden. Erst vor kurzem hat Carl Otto Erdmann im „Kunstwart" diesen Mißstand in einem mutigen Artikel öffentlich zur Sprache gebracht: „Vom Monopol auf Nietzsche" (2. Juniheft 1907, S. 294—299): „Meines Erachtens muß jedem, der die schriftstellerischen Leistungen der Frau

Förster verfolgt, der beträchtliche Mangel an kritischem Vermögen, an psychologischer Spürkraft, an Kongenialität mit ihrem Bruder sofort in die Augen springen. So uneingeschränkt sie ihn als Halbgott behandelt, so naiv sie sich immer gerade auf den Standpunkt stellt, den Nietzsche in der jeweilig besprochenen Phase seiner Entwicklung einnimmt: so konventionell und durchaus ‚unnietzschisch' sind ihre Urteile, sobald sie selbständig wertet oder gar glaubt, ihren Bruder ‚verteidigen' zu müssen. Es umweht einen da die Atmosphäre einer gewiß braven, aber völlig spießbürgerlichen Moral. . . Und schwer erträglich wirkt die Art ihrer Verteidigung, bei der man immer wieder versucht wird, von ‚gouvernantenmäßigem' Ton und ‚tantenhaftem' Standpunkte in der Beurteilung zu sprechen. Was würde wohl Nietzsche zu einer solchen Art von Apologie gesagt haben! . . Sollte hier wieder einmal ein eklatanter Fall von der Feigheit der Presse vorliegen? Sollte wirklich Frau Förster, die Hüterin der Archiv-Schätze, in allen Nietzsche betreffenden Dingen eine Art Monopol haben, gegen das niemand anzukämpfen wagt?" Aus Anlaß der sechzigsten Geburtstagsfeier hat Alfred Kerr (unter seinem Pseudonym Peter) im „Tag" (27. Juli 1906) ein Spottgedicht veröffentlicht, das man in Weimar „charmant" fand:

„Unnietzschisch", „gouvernantenmäßig", „tantenhaft"

Die Übermenschin

Nietzsches Schwester sechzigjährig.
Aktus. Feiert sich gehörig.
Jubel-Dame, Bild geschenkt,
Festlich ins Archiv gehängt.

Im Hotel ist unterdessen
Großes Gala-Nietzsche-Essen.
Oben um den Lüster schwebt
Friedrich. Hätt' er's doch erlebt!

Komplimente. Wundersame
Blumenspenden. Telegramme.
Toaste. Reden. Dank. Sperenzchen.
Übermenschenkaffeekränzchen.

Doch — alles das sind Gefühle; es mag es jeder halten, wie er will. Aber das Recht auf Meinungsverschiedeneit hört auf vor der unumstößlichen Tatsache. Mit der Prätension einer königlichen Akademie setzt das Nietzsche-Archiv notorische Pfuscharbeit in Umlauf. Frau Förster spricht z. B. selbst im Hinblick auf einen von ihr zurückgezogenen Band der großen Ausgabe von einer

Die Prätension einer Akademie

„wunderlichen und dürftigen Veröffentlichung, die jeden aufrichtigen Nietzscheverehrer enttäuschen mußte". Deshalb, meint Th. Ziegler (S. VIII), mißtraut man von vornherein jeder weitern um den Eindruck bei Nietzscheverehrern sich ängstlich sorgenden Mitteilung aus dem Nachlaß. Neuestens („Zukunft", 1907, S. 355) macht Frau Förster Miene, sich mit Glimpf aus der Sache zu ziehen: „Bei den früheren Bänden war ich nötig, um den Inhalt zu erklären und nachzuweisen, worauf sich die verschiedenen Bemerkungen bezogen, und wo die dazu gehörigen Dokumente zu finden seien; nur ich weiß ja in dem ganzen Leben meines Bruders genau Bescheid! (!!) Auch existieren die Gründe nicht mehr, die mir früher zur Pflicht machten, für die Veröffentlichung des Archivs als verantwortlich zu zeichnen. Daß mein Name bei den Werken meines Bruders und bei den Briefbänden bisher genannt wurde, hatte nämlich nur den Grund, daß ich für alle Veröffentlichungen der Werke und Briefe die Verantwortung tragen und durch Nietzsches kühne Ansichten keinem andern Unannehmlichkeiten bereiten wollte. (!!) Vor zwölf, vierzehn Jahren wollte niemand die Verantwortung übernehmen. Jetzt, wo über die Größe und den Charakter Nietzsches kein Zweifel mehr herrscht, ist jede Gefahr verschwunden." In Wahrheit hat sich Frau Förster im Verhalten zu ihrem Bruder und dessen Sache stets durch kräftig egoistische Beweggründe leiten lassen. Die widerspruchsvolle Reihe der von ihr in der Archivleitung getroffenen Verfügungen führt sich unschwer auf einen einheitlichen Ursprung zurück, wenn man auf die kaum zu verkennende wohlberechnete Einträglichkeit dieser Verfügungen achtet. Erst fünfzehn sehr teure Bände, dann fünfzehn immer noch nicht billige und schließlich zehn zu normalem Preise — innerhalb zwölf Jahren drei Gesamtausgaben! Als jedoch in der letzten man sich in der vereinbarten Zahl der subskribierten Bogen getäuscht hatte, läßt man das Publikum darunter leiden, indem man einfach den „Fall Wagner", die letzte der von Nietzsche selbst noch herausgegebenen Schriften, wegließ mit der Vertröstung, sie würde später zusammen mit „Nietzsche kontra Wagner" als extra käuflicher Band nachgeliefert werden. Das Archiv hätte längst die Verpflichtung gehabt, einem für jede methodische Benützung Nietzsches empfindlichen Mangel der systematischen Orientierungsmöglichkeit abzuhelfen durch Erstellung eines genauen Generalregisters; die Arbeit war auch bereits geleistet durch Heinrich Driesmans;

Der „Fall Wagner" nicht in der Taschenausgabe!

die bitterbösen Erfahrungen, die er bei dieser Gelegenheit mit dem Archiv zu machen hatte, trotzdem der allgemeine deutsche Schriftstellerverein durch Übernahme der Gerichtskosten ihm beizuspringen suchte, hat er in der „Feder" (1906, 15. August, Nr. 172) geschildert: „Im Sommer 1903 bot ich der Frau Förster-Nietzsche den Entwurf zu einem Register für die Gesamtausgabe von Friedrich Nietzsches Werken an. . . . Ich schickte ihr darauf das Manuskript, und sie erklärte sich befriedigt bis auf einiges, das ihr wichtig erschien und sie mich noch nachzutragen bat. Ich unterzog mich auch noch dieser Arbeit, und überhändigte ihr das solchermaßen vervollständigte Manuskript wieder auf ihren ausdrücklichen Wunsch im Frühjahr 1904, worauf sie sich mit Schreiben vom 24. April für befriedigt erklärte, was sie in anerkennenden Worten aussprach, indem sie die Annahmebedingungen wiederholte, womit ich mich in Rückäußerung wiederum einverstanden erklärte. Ich hatte also im Auftrag von Frau F.-N. eine Arbeit von etwa dreiviertel Jahr in das Manuskript gesteckt. Die Drucklegung wurde zu Ende Mai in Aussicht gestellt und Druckproben einstweilen hergestellt. . . . Ich besuchte Herrn C. G. Naumann Ende August auf der Durchreise in Leipzig, um mich über den Stand der Sache zu erkundigen. Da hörte ich, daß er (C. G. N.) vor ein bis zwei Jahren überhaupt nicht an die Drucklegung denke, da er erst nach Fertigstellung der Gesamtausgabe von Nietzsches Werken kontraktlich verpflichtet sei und vorher gar kein Interesse daran habe. Nach meiner Rückkehr ersuchte ich Frau F.-N. im Hinblick auf diese bei unserer Vereinbarung unvorhergesehene lange Wartezeit um einen einstweiligen Vorschuß, der auch zugesagt wurde. Dabei äußerte sich aber Frau F.-N. in einer mit ihrer früheren Beurteilung im Gegensatze stehenden Weise „abfällig" über meine Arbeit. Sie habe diese inzwischen neu geprüft und gefunden, daß sie nicht den Anforderungen des Archivs entspreche, und legte mir nahe, einen eigenen Verleger dafür zu suchen. . . . Nun behauptet sie, sie habe die Arbeit Herrn Peter Gast zu nochmaliger Prüfung übergeben (Brief vom 7. September), der zu der Ansicht gekommen, die Arbeit sei verfehlt! Aus dem „Gutachten" des Herrn Gast, das vorliegt, geht aber hervor, daß Herr G. die Arbeit in ihrer fertigen Gestalt überhaupt nicht in Händen gehabt hat! . . . Der einzige, der meine fertige Arbeit inzwischen einer erneuten Prüfung unterzogen, war Dr. Ohler in Halle, Neffe der Frau F.-N.

Das Generalregister zur Gesamtausgabe

und Mitarbeiter im N.-Archiv. Dieser Herr erklärte mir in einer persönlichen Zusammenkunft, die er im Auftrag seiner Tante nachgesucht hatte, daß er den Standpunkt des Herrn Gast meiner Arbeit gegenüber nicht zu teilen vermöchte, indem er diese vielmehr für brauchbar und druckfähig halte... Ich unterbreitete die Angelegenheit zunächst dem Allgemeinen Schriftstellerverein in Berlin, der meinen Standpunkt vollkommen teilte, und den Prozeß für mich zu führen beschloß. Ein Vergleichsvorschlag von der andern Seite war unannehmbar, da dieser in einer Form und Ausdrucksweise abgefaßt erschien, womit ich mein literarisches Todesurteil unterschrieben hätte. Es hieß darin etwa, daß meine Arbeit zwar minderwertig sei, und kaum Aussicht auf Erfolg verspreche, daß man aber doch den Versuch mit ihr wagen wolle! So mußte denn die gerichtliche Entscheidung angerufen werden, die jüngst gefallen ist und dahin lautete, daß meine gesamten Ansprüche abgewiesen und ich auf Grund der Wiederklage der Frau F.-N. verurteilt wurde, anzuerkennen, daß kein Verlagsvertrag bestehe, und endlich, das vor Jahr und Tag entrichtete Honorar mit Zins und Zinseszins zurückzuzahlen. . . . So das Landgericht in Sachsen-Weimar. Wir haben nach dieser Erfahrung auf die weitere Rechtspflege in diesem deutschen Bundesstaate verzichtet. . . . Frau F.-N. hat noch vor Ablauf der Berufungsfrist das Urteil unnachsichtlich vollstrecken lassen. Der Vorstand des Allg. Schriftstellervereins wandte sich an Frau Förster-Nietzsche, die Mitglied des Vereins ist, und bat seinerseits um Nachlaß von Kosten, da durch Schwächung der Vereinskasse die allgemeinen schriftstellerischen Interessen geschädigt würden. Die Antwort erfolgte durch den Rechtsanwalt der Frau Förster-Nietzsche und war gänzlich ablehnend."

Der Prozeß mit Heinrich Driesmans

Das Verfahren einer möglichst lukrativen Ausbeutung hat den Veröffentlichungen des Archivs überhaupt den Stempel aufgedrückt. Frau Förster hat vor sieben Jahren in einem ausführlichen Feuilleton über das Recht an Briefen es als eine besondere Wohltat verkündet, daß die publizistische Verwertung von Briefen ausschließlich und strengstens den Rechtsnachfolgern des Briefschreibers zustehe. Auf diese, wie sich nun zusehends herausstellt, ganz willkürliche Auffassung baute sie manchmal geradezu terroristische Ansprüche; so verirrten sich einmal in das Feuilleton einer der größten deutschen Zeitungen wenige Zeilen aus einem Originalbriefe Nietzsches, und Frau Förster begnadigte die schuldige

Die lukrative Ausbeutung der Manuskripte

und reumütig zu jeder Abfindung erbötige Redaktion zu einem stattlichen Weihnachtsgeschenk an einen dem Archiv befreundeten deutschen Dichter. Die hauptsächlichsten Briefbestände, an Rohde, an von Gersdorff, zieren in reichlicher Auslese die Biographie und füllen zugleich die Separatbände; die Auszüge aus dem „Willen zur Macht" erstrecken sich im Schlußband der Biographie zur Broschürenstärke von hundertsechsunddreißig Groß-Oktav-Seiten. Das Tollste aber hat Frau Förster geleistet mit der Verwurstung des Ecce homo. Dieses letzte Originalwerk aus Nietzsches Hand, in dem sich allem Anschein nach sein Wille zur Konzentration und streng thematischen Durchführung erfolgreich verwirklicht hat, verzettelte die Schwester nach ihrem eigenen Geständnis (Anmerkung zu II, S. 891) durch den zweiten Biographieband in nicht weniger als vierundzwanzig größeren und kleineren Fetzen; sie wiederholte und erweiterte diese Ausschnitte gelegentlich in den Vorreden zur Taschenausgabe und in ihren polemischen Artikeln (z. B. „Zukunft" 1907, S. 357). Ja, noch mehr, sie schloß diese Schrift vom Generalkontrakt mit der Firma C. G. Naumann aus und verkaufte sie dem Inselverlag, wodurch sie ein- für allemal die Möglichkeit verwirkt hat, Ecce homo in demjenigen Zusammenhang herauszugeben, für den es Nietzsche bestimmt hat. Die kühne Vermutung Ernst Horneffers, der „Antichrist" sei für Nietzsche nicht mehr das erste, sondern schlechthin das Buch der Umwertung gewesen, ist abgesehen von ihrer eigenen Evidenz durch die urkundliche Gegenprobe zur völligen Gewißheit geworden. Von diesem Buche erwartete er die radikale Zerstörung der gegenwärtigen Geisteswelt, und zur Sicherung dieser Wirkung wollte er seine Autobiographie vorausschicken. In einer Ausgabe, die nur von ferne und nur den allgemeinsten Intentionen des Verfassers entspräche, wäre es somit unerläßlich, das Ecce homo mit dem „Antichristen" in einem Schlußbande zu verschwistern. In diesen beiden Gipfelbüchern hat sich Nietzsche mit vollem Bewußtsein als Fanatiker pur sang ausgegeben: er, dem vor nichts mehr graute, als vor Verwechslung, wollte in voller, erschreckender Nacktheit angeschaut sein. Was er seit dem Zarathustra verfaßt hatte, galt ihm nur als Trabanten um das Zwillingshauptstück Ecce homo-Antichrist. Das war das Buch, das hätte bleiben müssen, wenn Nietzsche selbst oder sonst ein Schiedsgericht vor die Wahl gestellt gewesen wären, ein einziges aus der den übrigen bestimmten Vernichtung retten zu dürfen! Und wie hatten seine beiden ersten

Die Verzettelung des „Ecce homo"

Nachlaßverwalter gerade diese beiden Hälftenstücke instinktiv in ihre ängstliche Hut genommen: Peter Gast hat Ecce homo abgeschrieben und Overbeck Antichrist! Was tut das Archiv, die wissenschaftliche Zentralstation aller Nietzscheforschung? Sie bringt Nietzsche um seinen Hauptakzent; sie knickt die Pointe, auf die nicht nur ihm, sondern überhaupt alles angekommen wäre! Und doch hat Frau Förster diese unglaubliche Anordnung aus allem andern als aus Gedankenlosigkeit getroffen. Nie ist sie überlegter und berechnender zu Werke gegangen, als bei dieser Eskroquierung des Ecce homo von der Gesamtausgabe. Zum guten Glück hatte Overbeck den Druck sistiert! Mit diesem Prachtstück konnte sie ja der dicksten Biographie den Rücken stärken! So wenig sie sonst vom Bruder tatsächlich wußte — mit diesem einen Manuskript hatte sie alles in der Tasche. Nur galt es zu geizen; erst wenn alles andere unter Dach war, sollte diese Schrift als Ganzes heraus. Wenn sie diesen eigentlichen Schlüssel zum Verständnis Nietzsches für sich behielt, so konnte sie den Bruder möglichst lange in — Verschluß behalten und fesselte die authentische Nietzscheinterpretation unausweichlich an ihre Person! Sowohl die jahrelange Sequestration, als auch die nun bevorstehende Luxusausgabe begründet Frau Förster mit Geheimstellen. Deshalb weil auf einem Titelblatt bemerkt ist „Nur für meine Freunde", so erscheint Ecce homo nur in einer Connoisseuredition von sechshundert Exemplaren, „die wahrscheinlich Bankdirektoren, Börsenspekulanten und andern Männern der Bildungselite zugänglich sein wird". („Kritik der Kritik" 1907, Heft 9, S. 159.) Sobald diese kostbare Erstausgabe abgesetzt ist, wird sich wohl das Schwesterherz erweichen und etwa eine Mittelstand- und schließlich vielleicht gar noch eine Volksausgabe veranstalten, denn sie äußerte einmal, von Ecce homo sei der Zarathustraabsatz zu erwarten: achtzigtausend Exemplare! Sie hat das Recht dazu; sie kann mit ihrem Eigentum anstellen, was sie will; wo etwas durch das Urheberrecht unantastbar verbrieft und versiegelt ist, würden sich sittenrichterliche Anwandlungen lächerlich ausnehmen. Also: habeat sibi! Ecce homo und Antichrist werden nie unter einen Hut kommen, sie, die für Nietzsche so verwachsen waren wie zwei Finger an einer Hand. Hingegen darf man füglich gespannt sein, wie lange sich das gebildete Deutschland noch vormachen läßt, es gehe im Nietzsche-Archiv wissenschaftlich zu. Der schönste Köpenikerstreich! Eine Krähwinkelei sondergleichen! Fünf-

„Antichrist" und „Ecce homo" auseinandergerissen

Die Connoisseurausgabe des Ecce homo

zehn Jahre lautes Gelehrtengetue — und nun läuft es aus, wie das Hornberger Schießen! Diese Operation, durch die das Ecce homo vom Antichrist weggeschnitten wird, wie der eine siamesische Zwilling vom andern, ist das dumm-dreisteste, blamabelste Schildbürgerstück, dem je die deutsche Wissenschaft zu Gevatter stand! Man muß sich nur fragen: Wie ist so etwas möglich? Als Antwort gelte die weitere Frage: War wirklich Overbeck so sehr auf dem Holzwege, als er in Nietzsche kopfschüttelnd einen sublimen Pechvogel sah? Der Eiferer für das „Taceat mulier" rettungslos ausgeliefert an Frauenlogik und Frauenrhetorik! Und das von dem „alten Weiblein", das (laut Biographie II, S. 561) Zarathustra den Rat gab, die Peitsche nicht zu vergessen! Wie es möglich war? Nun — diese Frau beherrscht vollkommen alle Dehors; sie hat tausend dünne Schnürchen in den Händen, und mit jedem lenkt sie irgendeine kleine Äußerlichkeit. Es ist schwer, sich ihrem Hasse, unmöglich jedoch, sich ihrer Huld zu entziehen. Hundert Schritte von ihrer Schwelle — und man ist eingeladen! Man unterschreibt eine Adresse, die gegen sie gerichtet ist, — und erhält zur Strafe ihr neustes Opus geschenkt! Und dann vor allem — die Pythia auf dem Dreifuß! Sie bringt fertig, was sie will, nur allein durch die Macht des Orakels. Ernst Horneffer berichtet über die Arbeitsbedingungen, unter denen die Sachverständigen des Archivs Wissenschaft zu treiben haben (S. 16/17): „Mir hat den Aufschluß gegeben die Publikation der Briefe Overbecks an Peter Gast, die durch Bernoulli in der ‚Neuen Rundschau' jüngst erfolgt ist (Januarheft 1906). Dort habe ich zum erstenmal Kenntnis von der Gestalt des Druckmanuskriptes des Antichrist erhalten, die alles erklärt. Der Antichrist ist, wie sich daraus ergibt, mit einem völlig falschen Titel bisher von Kögel und Seidl ediert worden. Ich selbst habe das Manuskript des Antichrist nie gesehen, sonst hätte ich den Zusammenhang wohl auf den ersten Blick erkannt. Man darf nicht glauben, daß die Herren, die im Nietzsche-Archiv tätig gewesen sind, auch nur unter den primitivsten Voraussetzungen gearbeitet haben, die wissenschaftliche Arbeit erfordert. Wir bekamen weder die Manuskripte der Werke, die nicht unmittelbar zu edieren waren, noch auch das Briefmaterial in die Hand. Nach der wissenschaftlichen Einsicht von Frau Förster-Nietzsche war das unnötig. Wenn wir nicht die von Brandes publizierten Briefe Nietzsches an ihn gehabt hätten, so hätten wir überhaupt nichts machen können.

Die Geheimbestände des Archivs

Das ganze Bestreben von Frau Förster-Nietzsche war immer darauf aus, im Übergewichte zu bleiben, ihre Herausgeber ja nicht zu klug werden zu lassen. Dem wurde alles andere geopfert, auch die wissenschaftliche Feststellung der wichtigsten Tatsachen."

Nietzsches Absichten durchkreuzt durch die Absichten der Schwester

Dem Scheine nach soll das Archiv die Absichten und Hoffnungen Nietzsches bis in die feinsten Fältelungen hinein verwirklichen; in Wahrheit durchkreuzt und knechtet Frau Förster Nietzsches geistige Hinterlassenschaft durch die Tyrannei ihres eigenen Willens. So unüberlegt oder scheinbar unüberlegt sie im einzelnen wirtschaftet, handelt sie doch nach einem geschlossenen Plane, der von langer Hand vorbereitet ist: ihr Bruder soll nicht in der Nachwelt fortleben wie er wirklich war, sondern wie sie es für ihre eigene Unsterblichkeit am vorteilhaftesten findet, daß er gewesen sein müßte. In der skrupellosen Ummodelung des historischen Tatbestandes hat sie es schon sehr weit gebracht. Gelegentlich wurden vereinzelte Befürchtungen laut, in was für einem Zustande sie wohl einmal die Geheimpapiere ihres Archivs zurücklassen würde. Als diese Warnrufe nicht mehr leicht zu überhören waren, trat natürlich wieder Peter Gast in die Lücke und spielte das neugeborene Kind (Kritik der Kritik, 1907, Heft 9, S. 151/52): „Frau Förster-Nietzsche hat, im Gegenteil, mit der pietätvollsten Gewissenhaftigkeit, selbst mit großen Opfern gesammelt und behütet, was von ihres Bruders Hand nur irgend erreichbar war. Nietzsche war es, den hie und da die Vernichtungslust anwandelte; seine Schwester war es, die ihm dann dies oder jenes Heft abzulisten wußte und in Verwahrung nahm. Ohne ihren heiligen Eifer besäßen wir nicht die Hälfte des jetzigen Bestandes an Notizbüchern, Blättern, Heften, Mappen, Folianten, Briefen. Und diese Bestände sind durchgehends numeriert, paginiert, mit Inhaltsangaben versehen, mit allen Beschreibungen in Kataloge eingetragen und in diebs- und feuersicherm Schranke untergebracht. Nur wer die intime Geschichte des Archivs und seine Einrichtung kennt, kann die eminenten Verdienste von Frau Förster-Nietzsche um die Erhaltung, Sichtung und Edierung von Nietzsches Nachlaß schätzen, und alle, die Nietzsche verehren und lieben, sind ihr deshalb den größten Dank schuldig." Kann man schwerer von Begriffen sein! Ist da der springende Punkt nicht geradezu umgangen? Gibt Gasts Lobpreis irgendwelche Gewähr, daß nicht doch richtunggebende Dokumente des Nietzsche-Nachlasses den willkürlichen Zwecken der Archivleitung zum Opfer

fallen? Es besteht hier nicht die Absicht, diese Befürchtung als solche auszusprechen, sondern nur eben festzustellen, daß ehemalige und zwar unter sich ganz unterschiedlich geartete Mitarbeiter der großen Gesamtausgabe von dieser Befürchtung sehr peinlich befallen worden sind. Man muß sich nur wundern, wie wenig das öffentliche Vertrauen in die Wissenschaftlichkeit, deren sich das Archiv, unter geflissentlicher Zurschautragung methodischer Allüren, zu rühmen pflegte, erschüttert ist. Erste deutsche Zeitungen stehen den Erlassen der Archivleiterin unbesehen offen; Hardens „Zukunft" ist ihr gefügiges Rezeptakel, und im französischen Schriftwesen herrscht ihr Einfluß durch den „Mercure de France". Dies wird auch so lange vorhalten, als Frau Förster sich auf die Gutmütigkeit anerkannter deutscher Philologen berufen darf; Kurt Wachsmuth, der Schwiegersohn Ritschls, ist inzwischen verstorben, dagegen wirkt die doppeldeutige Stellung, die Rohde zum Archiv eingenommen hat, in der öffentlichen Diskussion doch recht beklemmend nach, insofern Frau Förster unter ausdrücklicher Nennung der Herren Crusius, Schöll und Holzer auf die fortdauernde „unbefangene" Zuneigung des Rohdeschen Kreises unwidersprochen sich berufen kann (neuestens „Zukunft" vom 8. Juni 1907, S. 355). Alle die Nachsicht und gelegentliche Beihilfe, auf die Frau Förster sich stets mit Erfolg zu verlassen versteht, gehen zurück auf die Hochachtung vor Nietzsche und auf die sentimentale Sensation, die das Walten der Schwester zu wecken versteht, wie wenn man es hier eben doch mit einer modernen Iphigenie zu tun hätte, die den von Furien verfolgten Heldenbruder von dem Bann seines Wahnes errettete! Ernst Horneffer fährt fort (S. 65/66): „Frau Förster-Nietzsche stellt es immer so dar, als ob sie als Frau und Schwester Nietzsches die schwer Verfolgte sei, als ob ihre Stellung die denkbar schwierigste sei, die sie gegen eine Welt von Feinden behaupten müsse. Die Wahrheit ist auch hier wieder das Umgekehrte. Sie hat durch die Gunst der Umstände sich eine uneinnehmbare Stellung erobert, oder vielmehr, diese sichere Stellung ist ihr wie ein Geschenk von oben gekommen. Nietzsche ist dahingegangen, kurz bevor sein Ruhm begann. Alle die Ehrfurcht, die Liebe, die Begeisterung, die man ihm schenken möchte, aber nun nicht mehr schenken kann, überträgt man ganz unbewußt und unwillkürlich auf die Schwester, zumal sich diese um ihren Bruder und dessen geistiges Erbe so bemüht zeigt. Sie hat alle Gelehrten, Künstler, Kritiker als

Das Interesse deutscher Gelehrten und der Presse am Archiv

treue Gefolgschaft. Die literarische Öffentlichkeit in Deutschland wagt kaum gegen sie das Wort zu erheben. Sie hat die Verhältnisse glänzend zu nutzen gewußt. . . . Man treibt mit der Schwester Nietzsches einen Kult, der gefährlich wird. . . . Erst wollte man Nietzsche nicht aufnehmen, nun betet man bedingungslos an alles was von Nietzsche, ja nicht einmal von ihm, sondern nur von seiner Verwandtschaft kommt. . . . Die Vielgeschäftigkeit, mit der Nietzsche den Zeitgenossen in nervöser Hast vorgeführt worden ist, hat ihn nicht verdeutlicht, sondern verdunkelt."

„Ein Kult, der gefährlich wird"

Zum Schluß ein kulturgeschichtliches Beispiel, wie unerschöpfliche Nachsicht und ehrlicher Unwille heutzutage sich in das öffentliche Urteil über das Nietzsche-Archiv und seine Stifterin zu teilen haben. Nietzsche hatte in der Umwertungszeit, wie wir wissen, mit dem Feuilletonredakteur des Berner „Bund" J. V. Widmann und dessen Freund und hervorragendsten Mitarbeiter Carl Spitteler sich vorübergehend ausgetauscht und zwar gegenseitig in einem Halbgemisch von Hochachtung und Antipathie. Diese charakteristische Berührung wurde von beiden Seiten zwanzig Jahre lang beschwiegen; auf die Veröffentlichungen der Frau Förster im „Morgen" vom 27. September 1907: „Friedrich Nietzsche und die Kritik" haben beide Beteiligten öffentlich quittiert. Widmann (im „Bund") so artig und säuberlich wie möglich, indem er von der „feinsinnigen Frau mit dankbarer Anerkennung" spricht für die Mühe, die sie sich gegeben, „den verbindenden Text zu den von ihr mitgeteilten Briefen ihres Bruders in wohlwollender Weise zu schreiben; es ist wirklich eine glättende, mild versöhnliche Frauenhand, die man da spürt, wo in den Briefen ihres Bruders die Stimmung gegenüber den beiden Schweizer Dichtern in Unmut umschlägt." Anders Spitteler; ihm reißt die Geduld und er zieht vom Leder („Die Zeit", Wien, 24. Oktober 1907, Nr. 1826): „Das walte Gott vor! Sie (die Tatsache, daß Nietzsche in Spitteler einen Nachbarn, einen Vorläufer erhielte) liegt unbequem, weil dadurch möglicher-, ja wahrscheinlicherweise dem blindeifrigen Treiben des Weimarer Nietzsche-Tribunals ein Dämpfer aufgesetzt würde. Nun, was das betrifft, so gestehe ich offen, den Dämpfer würde ich begrüßen, und viele andere mit mir. Nämlich die Unduldsamkeit, die Händelsucht dieser heiligen Nachlaßinquisition ist nachgerade zu einer förmlichen Landplage geworden. Ist doch kein Mensch, der je mit Nietzsche ein Wort oder eine Feder gewechselt hat, seines

„Die Händelsucht dieser heiligen Nachlaßinquisition"

Friedens und seines ehrlich erworbenen literarischen Leumundes mehr sicher. Das ist Überpietät. Überhaupt — finden Sie nicht auch? — der Deutsche raucht einen bösartigen Weihrauch. Er hat immer die Sucht, während er vor dem Gottlieb auf dem Bauch liegt, den Gotthold ins Bein zu beißen. . . Während mein Name bis vor kurzem im Verborgenen blieb, genießen Nietzsches Werke, wie Sie wissen, schon seit zwanzig Jahren den verdienten Ruhm. Wie dann allmählich der Ruhm zum Weltruhm ausartete, hernach zur Religion und zur Mode, das haben Sie ja alle miterlebt; Sie haben Nietzsche-Fanatiker und Zarathustra-Zeloten aufwachsen sehen und Nietzsche-Gigerl, Sie haben gesehen, wie schließlich eine förmliche Kirche daraus hervorgedieh, garniert mit dem ganzen Zubehör von Zänkereien und Ketzergeschichten, mit Anathemen gegen manichäische, unbotmäßige Nietzscheaner."

Nietzsche wäre unfehlbar einer mörderlichen Kulturlüge meuchlerisch zum Opfer gefallen. Sein schlichter Freund Overbeck hat einigen Charakter besessen — und siehe da! Das Kartenhaus der Archivherrlichkeit stürzt über Nacht zusammen! Dieser alte Mann, über dessen vorbehältliches und zögerndes Wesen man zusehends den Kopf schüttelte wie über einen, der nicht bis drei zählen kann, hat sich mit dem lautlosen Stolze seiner zähen Renitenz ein Kulturverdienst erworben, das ihm die Nachwelt wahrscheinlich noch besser danken wird als die Mitwelt. Was Nietzsche wirklich not tat, war gar nicht so sehr ein Freund, der in Treu und Glauben zu ihm Ja und Amen sagte. Die Lehre kommt bei Nietzsche erst in zweiter Linie; er hätte das wahrscheinlich selbst kaum wahr haben wollen, und doch ist es so. Mit Nietzsche kommt unter uns die neue Sorte Philosoph auf, der nicht Gegenstand des Wissens, sondern Gegenstand der Anschauung zu sein hat. Deshalb bedurfte Nietzsche eines Beistandes, der über ungenierte kritische Ellenbogen verfügte, um Raum zu schaffen für Nietzsches Biographie. Das hat Overbeck getan. Die Sympathie für die Verkörperung einer epocheschaffenden Übergangserscheinung, wie Nietzsche es war, lag in Overbecks Natur durchaus vorbereitet. Seine Begabung zum Historiker ließ ohne eigene Willkür nur nach der Skala der Weltgeschichte menschlichen Anspruch auf Ruhm gelten. Wenn Overbeck Nietzsche sozusagen nur auf Probe Größe zuspricht, so ist damit, in Anbetracht der hohen Warte, von der aus geurteilt wird, Nietzsche in keiner Weise herabgesetzt. Ja dieses Urteil verträgt sich sogar mit einer ganz

Overbecks Renitenz ein Kulturverdienst

tüchtigen Portion Glauben an Nietzsche. Overbeck war fest davon überzeugt, daß die Zukunft, und zwar nicht bloß die nächste, durch Nietzsche hindurch müsse. Luther ist wahrhaft groß, und Goethe ist wahrhaft groß, und Bismarck ist wahrhaft groß; sie alle haben ein gewaltiges Werk hinterlassen, an dem niemand hinterher mehr rütteln kann; ihre eigene Hand hat ihrer Schöpfung ihr festes Gesicht gegeben, das nun einmal so und nicht anders ist. Anders steht es einstweilen noch mit Nietzsche. Sein Werk ist auf die Mitwirkungen der Empfänger angewiesen, es ruht nicht auf eigenen Füßen, es kann sich nur halten, wenn es durch die ihm entgegengebrachte Liebe gestützt wird. Diese Abhängigkeit braucht aber Nietzsches Ruhm nicht verhängnisvoll zu werden. Im Gegenteil, nichts wird diesen Ruhm, wankend wie er zur Zeit noch ist, besser zu festigen imstande sein, als der Zwang zur Mittätigkeit, zur reiflichen Ausbrütung der erhaltenen Empfängnisse, den Nietzsche in den ehrlichen seiner Leser zurückläßt. Nietzsche hat in sich einen unüberwindlichen Stachel gespürt. Er hat sich dadurch umgebracht, daß er mit wütendem Willen sich diesen Stachel aus dem Leibe riß — und nun steht er da und stößt diesen Stachel jedem freien und geistigen Menschen ins Herz: Hinweg Kirche und Skepsis, sage Ja zur Welt, liebe das Leben, recke dich empor nach Ziel und Vollendung! Nietzsches Tat an uns ist die Mitteilung nicht einer neuen Wahrheit, sondern eines neuen Lebensgefühls. Er ist der Mann, an dem sich jeder einzelne von uns orientieren kann über das, was ihm fehlt und was er hat. Damit er uns diesen Dienst leisten kann, müssen wir seine Werke lesen mit einem lebhaften und intimen Gefühl für das dahinter stehende Leben. Ohne den aufrichtigen Sinn für die Biographie kann es mit der Lektüre von Nietzsches Schriften niemals weit her sein.

Nietzsches Werk auf den Empfänger angewiesen

Die Nietzsche-Archive in Naumburg und Weimar bezeichnen ein Vorstadium in der öffentlichen Wirkung Nietzsches. Frau Förster gibt selber bekannt (S. 67 ihrer Broschüre): „Sobald das ‚Ecce homo', die neue Ausgabe des ‚Willens zur Macht' in den beiden großen Gesamtausgaben (groß und klein Oktav) und die philologischen Bände veröffentlicht sein werden, was noch ungefähr zwei Jahre in Anspruch nehmen wird, ist die dem Nietzsche-Archiv gestellte Aufgabe eigentlich beendet. Das Archiv ist ja nur für den literarischen Nachlaß begründet worden und war ein Notbehelf." Sicher ist, daß der europäische Wille zur Kultur

sich von nun an erst recht mit Nietzsche auseinanderzusetzen haben wird. Und sicher ist ferner, daß bis jetzt das Nietzsche-Archiv uns am meisten gehindert hat, die entscheidende Abrechnung mit Nietzsche an Nietzsche selbst zu vollziehen. Im Archiv fand man immer alles gleich „komisch". Dieses Wörtchen spielt eine führende Rolle im Sprachschatz der Archiverlasse. Von nun aber soll es um Nietzsche herum ernst werden; jetzt muß es sich weisen, wie der Würfel fallen wird, ob für ihn oder gegen ihn.

8. Die gegenwärtige Nietzschekrisis

Nietzsches Wirkung in Deutschland

Ein Würdenträger deutscher Wissenschaft, der von hoch-offizieller Stelle aus einmal sein Anathem gegen Nietzsches „Gottlosigkeit" geschleudert hat, soll im kleinen Kreise sein Urteil über Nietzsche in die lächelnde Befürchtung gefaßt haben: „Wenn nur unser Kaiser nie hinter Nietzsche kommt!" Seine Eigenschaft, im deutschen Geistesleben als Explosivstoff zu wirken, hat Nietzsche bereits bewiesen. Im Königslande Preußen zumal, auf dem Mutterboden des Friederizianischen Denker- und Krieger-ideals, könnte dem Sohne dieses Landes eine Auferstehung beschieden sein. Er war an Königsgeburtstag geboren und trug den preußischen Königsnamen Friedrich Wilhelm. Aber ist er jetzt „zeitgemäß?" Der Nietzsche befreundete Professor Heinrich Gelzer erzählt: „Als im Frühjahr 1897 Band XI und XII von Nietzsches Schriften erschienen, hatten fünfzig Reichsboten der Reihe nach auf das Exemplar der Reichstagsbibliothek pränumeriert. Kaufen konnte es natürlich keiner dieser führenden Geister auf dem Gebiete des Staatslebens." Der deutsche Katholikentag hat Nietzsches Namen, sobald er anfing lebendig zu werden, der Ordnung halber gleich in Acht und Bann getan. Eine ebensolche offizielle Verurteilung Nietzsches wäre sich der kirchliche Protestantismus eigentlich schuldig. Aber eines seiner Häupter, darauf aufmerksam gemacht, wehrte ab mit dem Bedeuten: „Das Beste ist, man spricht von Nietzsche so wenig als möglich." Ein preußischer Oberlehrer wiederum, Walter Jesinghaus („Nietzsches Stellung zu Weib, Liebe und Ehe", 1906, S. 25) erzählt, der hervorragende Pädagoge Dr. Mathias, vortragender Rat im Ministerium, habe in seiner Gegenwart geäußert, es wäre sehr vorteilhaft, wenn sich in einem Lehrer-

kollegium einmal ein Vertreter fände, der privatim mit den Primanern den „Zarathustra" lesen könnte. Alle diese unter sich nicht zusammenhängenden und sich sogar widerstreitenden Vorfälle sind doch ebensoviele Symptome für die fermentative Wirkung Nietzsches im heutigen Deutschland, die, so sporadisch und subkutan sie sich im öffentlichen Leben noch äußern mag, doch eines Tages den deutschen Kulturprozeß in Gärung versetzen wird.

Der Ausbau der Wirkung Nietzsches durch Organisation

Dem militärischen und bureaukratischen Ordnungssinn der Reichsdeutschen entspricht es ebensosehr als es der lockeren, brüchigen, deutungsbedürftigen Gestalt von Nietzsches Werk entspricht, die Pflege seiner Gedanken, den Ausbau seines Systems zum Gegenstande einer Organisation zu machen. Die Gründung des Archivs war ein ernster Versuch, aber schon heute nicht mehr der einzige in dieser Richtung. Die Wirksamkeit des Privatgelehrten und Schriftstellers Dr. Ernst Horneffer in Leipzig fällt durchaus unter diesen Gesichtspunkt. Man hat dabei zu bedenken, daß der örtlichen Stabilierung der christlichen Religionsbeamten als Diener an einem bestimmten Kultuslokale die Wanderpredigt der antiken Bettel- und Barfüßerphilosophen entgegensteht, die von Dorf zu Dorf und von Stadt zu Stadt reisen, um ihre Weisheit an den Mann zu bringen. Es spricht für Nietzsches Ausnahmestellung, daß auf ihn unter uns eigentlich zum erstenmal wieder diese Art der Verkündigung und Anhangswerbung Anwendung gefunden hat, zunächst mit Horneffers „Vorträgen über Nietzsche, Versuch einer Wiedergabe seiner Gedanken", die auch durch den Druck in mehr als zehntausend Exemplaren verbreitet sind, besonders aber mit der bereits (S. 193) erwähnten Vortragstrilogie: „Die künftige Religion", mit der er nun schon im dritten Jahre in den bedeutenderen Städten Deutschlands zum Kampfe um eine öffentliche Sinnesänderung im Geiste Nietzsches aufgerufen hat. Dabei ist von Bedeutung, daß sich diese großzügige Propaganda gänzlich unabhängig vom Nietzsche-Archiv entfaltet hat, daß sie aber überhaupt auf eigenen Füßen zu stehen sich bestrebt und deshalb auch unabhängig von Nietzsche selbst, von dem sie nur eben den belebenden Anstoß empfangen haben will, ihre Weiterentwicklung anstrebt. Wir haben es schon bei Schlafs Überwindungsversuch beobachtet und an Ernst Horneffer tritt es noch deutlicher zutage: die von Nietzsche ergriffenen Geister, die sich zu schöpferischer Betätigung berufen fühlen, sind alsbald auf ihre Abhängigkeit von ihm beinahe

eifersüchtig und glauben es ihrer Selbständigkeit schuldig zu sein, soviel wie möglich über den einstigen Befreier und Erlöser hinauszustreben, wahrscheinlich ohne zu ahnen, wie sehr sie gerade mit diesem Triebe nach Verselbständigung Wirkungen von ihm sind. Ernst Horneffers Nietzschemission erfuhr übrigens eine interessante Ergänzung durch die auf denselben Gegenstand gerichtete, aber gänzlich anders geartete Mitarbeit seines Bruders Dr. August Horneffer. Diese beiden Gelehrten beweisen sich mit der rein erfahrungsmäßigen, manchmal fast nüchternen Robustheit ihrer Moral- und Gesellschaftskritik als gute Söhne ihrer pommerschen Heimat, der sie wohl vor allen Dingen den guten, unbeirrbaren, trockenen Kämpfermut verdanken. Natürlich hat Overbeck mit seiner standhaften aber doch nur passiven Ehrlichkeit nur die erste Hand angelegt; soll nun wirklich die Sache Nietzsches als Gegenstück zur religiösen Befangenheit und zur skeptischen Ratlosigkeit unserer Tage durchgeführt werden, so verlangt das derbe Arbeit und breite Hände. Mit einer festen und kontrollierten akademischen Tätigkeit ist eine mutige Parteinahme für Nietzsche in Deutschland vorerst wohl nicht vereinbar; die Paradepublika, die die Mehrzahl der deutschen Universitätsphilosophen Nietzsche widmen, sind einstweilen weit eher erwünschte Gelegenheiten, hinter ihm Verstecken zu spielen, als sich zu ihm zu bekennen. Besonders da, wie mehrfach festzustellen war, die offizielle deutsche Wissenschaft die Mißhandlung, der Nietzsches Hinterlassenschaft in seinem Archiv zunehmend ausgesetzt ist, ohne jeden Protest mit freundlicher Nachsicht, ja zum Teil sogar mit ausdrücklicher Zustimmung begleitet hat. Da wäre es denn noch ein Ehrentitel für das Archiv, wenn auch ein unfreiwilliger, daß in seinem Schoße sich zwei Arbeiter für Nietzsche geschult haben, die nun Manns genug sind, auf eigene Gefahr für ihn einzustehen. Die nötige Kritik und der nötige Enthusiasmus finden sich in diesem leiblichen Brüderpaare verkörpert vor. Frau Förster spricht („Nietzsche-Archiv" S. 67) von Ernst Horneffers „unglaublich geschmackloser und konfuser Religionsgründerei, die dem Geiste meines Bruders so vollständig entgegengesetzt ist und sicherlich auch von Overbeck abgelehnt worden wäre"; sie erwähnt zudem ein Urteil von Julius Hart: „Ernst und August Horneffer bekennen sich vor allen andern zu Nietzsche und sehen in ihm den eigentlichen Begründer einer neuen Weltanschauung. Dann aber sagen sie sich auch wieder in den

Derbe Arbeit und breite Hände

allerentscheidendsten, wichtigsten und grundlegenden Fragen von Nietzsche los und stehen ihm durchaus gegensätzlich gegenüber, und man versteht gar nicht recht, warum sie überhaupt Wert und Gewicht darauf legen, als Nietzschepropheten zu gelten." Wenn Julius Hart so urteilt, so hat er eben nicht erwogen, daß Nietzsches Philosophie, so wie zur Zeit die Dinge liegen, auf die deutschen Kulturverhältnisse praktisch einfach nicht anwendbar ist, daß also, wer sich gedrungen fühlt, für Nietzsche etwas zu tun und in seinem Sinne Hand anzulegen, dies fürs erste nur auf dem Wege der Transposition und Anpassung erreichen kann. Auch mir sind die zum Teil fundamentalen Nietzschemißverständnisse der Gebrüder Horneffer nicht entgangen; ich will daher, um mich vor jedem Vorwurf der Parteilichkeit oder Überschätzung zu sichern, dies näher ausführen. In dem von ihm verfaßten ersten Teil der gesammelten Reden und Aufsätze: „Das klassische Ideal" vertritt August Horneffer den ästhetischen Grundsatz des strengen, formal gebundenen, womöglich in die langgezogene Satzperiode oder Strophe gebannten Stiles; wer an Nietzsche lernen will, kann dies zwar gelten lassen, wird es aber nicht zur strikten Forderung erheben; denn bei Nietzsche war sowohl Gedanke als Ausdruck so sehr dem Glücksfall der momentanen Impression überlassen, daß wahrscheinlich eine seiner Wirkungen, die ästhetische, eben doch auf die Legitimation des denkerischen und sprachlichen Impressionismus hinauslaufen wird; für die von August Horneffer geforderte stilistische Strenge wäre Spittelers Kunstübung ein günstiges Beispiel; aber gerade gegen ihn hat Nietzsche (in der schon Bd. II S. 106 bezeichneten Stelle) das grundsätzliche Recht des Impressionismus unzweideutig betont. Eine weitere Grenze in August Horneffers Nietzscheverständnis ist ein Versagen vor dem Fanatikerstadium; gewiß wird jedem für sein unmittelbares Empfinden der mittlere Nietzsche genießbarer und willkommener sein; kein Widerstreben darf uns indessen für den Anlauf zu weltgeschichtlicher Größe blind machen, den Nietzsche im „Antichrist" nimmt. Endlich exemplifiziert August Horneffer gegen Nietzsche mit Bismarck als Willensmenschen und kettet damit Nietzsche nur noch fester an den Machtbegriff, von dem er besser zu befreien wäre. Überhaupt ergibt sich das, was beide Horneffers mit Nietzsche anzufangen trachten, als ein nationalistisch bedingtes Segment aus dem Vollkreise des überhaupt für die Erhöhung des europäischen Typus

verwendbaren Nietzscheschen Gedankenrepertoirs. Noch viel ausgeprägter zeigt sich die Rücksichtnahme auf die gegenwärtigen reichsdeutschen Zustände bei Ernst Horneffer, der vor allem mit Nietzsches Demokratenhaß ernst macht und die Volkserziehung auf streng monarchische Grundlage stellt; ja er geht noch einen Schritt weiter in der Berücksichtigung aktueller Bedürfnisse, indem er in Anbetracht, daß mit dem Niedergang des nackten Materialismus Religiosität sozusagen Trumpf wurde, den Gewaltstreich nicht scheut, Nietzsches Sache auf den Begriff der Religion festzunageln.[74] Wie viel schärfer und klarer blicken auch hierin die Franzosen! Ernst Horneffer tauft seine Kulturkonzeption „Die Religion der Zukunft", — Jean Marie Guyau dagegen die seinige: „L'irreligion de l'avenir". Damit büßt Ernst Horneffer denn wohl oder übel gerade diejenige Präzision ein, auf die es Nietzsche am meisten ankam: der Gegensatz gegen allen und jeden Obskurantismus. Der Nietzsche, den Ernst Horneffer verkündet, wird sich die Kameradschaft des Verfassers der „Deutschen Schriften", Paul de Lagardes und des Reichsherolds Heinrich von Treitschke gefallen lassen müssen — ein Bündnis, das von vornherein einem beträchtlichen Abstrich, einer starken Verdünnung der ursprünglichen Essenz Nietzsches gleichkäme. Man kann also — und dieser Ansicht war wohl Julius Hart — den Gebrüdern Horneffer einen Vorwurf daraus machen, wenn es ein Vorwurf ist, daß sie unter dem Gesichtswinkel einer nachweisbaren Opportunität sich ihren eigenen Nietzsche zurechtrücken. Aber um der Absicht willen, die sie damit verfolgen, sind sie eben nicht zu tadeln, sondern zu beglückwünschen. Was wäre mit einem Nietzsche geholfen, der, wie es der Lebende war, immer nur Wechsel auf die Zukunft ausstellt? Einmal muß ein Anfang gemacht und Nietzsche in das Triebwerk des Zeitlaufs eingestellt werden; er muß aufhören, unzeitgemäß zu bleiben selbst um den Preis einer gewissen Entstellung und Verrenkung seines Wesens. Mit ungeheucheltem Pathos ruft Ernst Horneffer aus („Ideal" S. 286): „Aber eine tiefe Enttäuschung, fürchte ich, wird meine Hörer befallen, wenn ich sie nur auf die Zukunft verweise. Wir halten es in dieser Dürre und Armut nicht länger aus. Wir wollen etwas unmittelbar Greifbares in Händen haben. Ich weiß, ich kann das Ersehnte nicht bieten. Aber ich will auch nichts verschweigen. Mich heißt die Not der Zeit die Lippen öffnen." Richtig und unrichtig ist Nebensache, sobald das Akademische Nebensache ist und Sein

„Die Religion der Zukunft" und „L'irreligion de l'avenir"

oder Nichtsein des drängenden Lebens ohne Aufschub eine Entscheidung fordert. Ernst Horneffer setzt wirklich seine ganze Kraft daran, einen realen Kontakt herzustellen zwischen den Wünschen, Träumen und Befehlen Zarathustras und den sehnsüchtigen, erwartungsvollen, ungewiß harrenden Volksmassen. Sein Bruder August geht zwar nicht so massiv vor, bleibt aber gerade im Wesentlichen, nämlich in der Herausarbeitung Nietzsches zu einer Tagesfrage, zu einer unaufhaltsamen Aktualität, nicht zurück. Seine Kritik an Nietzsche bringt das Problem wirklich vom Fleck, und seine Prolegomena zu einer Musterausgabe der Werke Nietzsches, die er im Novemberheft der „Süddeutschen Monatshefte" 1907 gegen Ernst Holzer zu verteidigen hatte, werden eben doch dazu angetan sein, den Editionsfatalitäten des Archivs zu steuern und eine wirklich wissenschaftliche Textgestalt von Nietzsches gesamtem Werk zu ermöglichen.

Die Notwendigkeit, aus Nietzsche eine Tagesfrage zu machen

Kann Nietzsche für uns irgendwie Realität werden? Wird er den Übergang überstehen? Wird er nicht über die Schwelle straucheln, die unsere heutige religiös verdumpfte und skeptisch entnervte Zeit von der noch unentdeckten, unerlebten, unerfahrenen Menschenzukunft trennt, wie er sie uns aus seinen Visionen heraus geschildert hat? Da es nun aber Eingeweihte und Sachverständige sein müssen, die die öffentliche Diskussion über Nietzsche durch die gegenwärtige entscheidende Kritik hindurchsteuern, so bin ich nach wie vor der Meinung, zur Aufrichtung einer fruchtbaren Nietzschewissenschaft hätten Außenseiter und nicht abgestempelte Gelehrte die freiere und glücklichere Hand als die führenden Inhaber der offiziellen Philosophenwürde an den heutigen Universitäten in Deutschland. Auch glaube ich alles Wesentliche aus den Schriften der Gebrüder Horneffer leicht und anschaulich zusammenstellen zu können, was mir zum Zweck einer klaren Schlußübersicht auch auf die Gefahr, bereits mehrfach Gesagtes zu wiederholen, gestattet sein mag. Seinen Doppelessay „Nietzsche als Moralist und Schriftsteller" (Jena 1906) leitet August Horneffer mit den Worten ein: „Man hat eingesehen, daß Nietzsche nicht so leicht zu beurteilen ist, wie es anfangs schien. Wirkliche Untersuchungen sind nötig, um über die vieldeutige Erscheinung ins klare zu kommen und die Tragweite von Nietzsches Gedanken ermessen zu können; . . . wir müssen suchen, Nietzsche wirklich und ganz kennen zu lernen." Schon der Titel auf der Broschüre Augusts Horneffers bedeutet

Die Schwierigkeit, Nietzsche zu verstehen

ein Verdienst; er unterscheidet deutlich den inhaltlichen und den formalen Bestandteil am Begriff „Nietzsche" und zwar unter dem unterstreichenden Vortritt des inhaltlichen. Nietzsche in allererster Linie als Moralisten aufzurufen, ist für seine richtige Einschätzung entscheidend — und um so gebotener, als das öffentliche Pauschalurteil Nietzsche gerade als den Zertrümmerer der Moral an den Pranger stellt oder dann, wo es ihn nicht verdammt, sondern schätzt, in den Himmel hebt, das Gedankliche an Nietzsches Werk in den Hintergrund treten läßt, aber ihn dafür als virtuosen Handhaber des Deutschen, als unerreichten Sprachmusiker feiert. Daß man es bei Nietzsche mit einem ursprünglichen und begnadeten Künstler zu tun habe, wird bei den verschiedenst gearteten Lesern der einmütige Eindruck einer Lektüre etwa des „Nachtliedes" im Zarathustra oder der „Siebenten Einsamkeit" sein; jedoch wird die nähere Beschäftigung mit Nietzsches poetischer Anlage jeden Unbefangenen der sicheren Erkenntnis zuführen, auf was für enge Grenzen sein Künstlertum sich angewiesen sah. Seine Gestaltungskraft, das untrüglichste Merkzeichen wirklicher Produktivität, bewährte sich, seine von ihm immerhin gelinde ernst genommenen Tonschöpfungen sowieso ungerechnet, auch auf seinem eigensten Gebiete, dem der Gedankenlyrik, nur unter streng bedingten Voraussetzungen. Hingegen ist ein gutes Teil seiner Ausdrucksfähigkeit der unmittelbare Erguß seiner nach außen drängenden Gefühlsinbrunst, die in dieser ihrer Eigenschaft als Rhetorik besser nicht artistisch zu rubrizieren ist, sondern eben auch ihrer Form nach als pathetisch mitgeteilter Inhalt eingereiht wird. August Horneffer unterscheidet sehr glücklich von Nietzsche, dem Moralisten, den Moralprediger Nietzsche. Dessen zu äußerstem Raffinement ausgefranste Wohl- und Vielredenheit ist nicht so sehr, wie er es wohl haben wollte, auf Bluts- und Wahlverwandtschaft mit antideutschem (polnischem und französischem) Kunstgeschmack zurückzuführen, als vielmehr auf Nietzsches hochgradig erbliche pastorale Belastung.

Mehr Denker als Künstler

So läuft denn jede Bemühung um eine gerechte Einwertung Nietzsches darauf hinaus, festzustellen, inwiefern seiner Gedankenarbeit Gewicht beizumessen sei. Dies abzuwägen, ist bei der schließlich uferlos zerfließenden Subjektivität Nietzsches besonders schwierig. Man kann daher, da man bei jeder Nietzscheerklärung doch zur Hypothese greifen muß, über die durchdachte und tiefgründige Auffassung keineswegs hinweggehen, die Ernst Hor-

neffer in seinem Vortrag „Nietzsche und die Staatsphilosophen als Erzieher" vertritt („Das klassische Ideal", Leipzig 1906). Danach wäre Nietzsche allerdings ein Wendepunkt in der Entwicklung der Menschheit, etwa der fortgesetzte Luther, der umgekehrte Kant. Der kategorische Imperativ muß sich verwandeln in den freien Wert. Wir müssen uns nicht nur selber an den höchsten Wert binden, wie Kant es wollte, sondern wir müssen auch den höchsten Wert erst selbst bestimmen, an den wir uns binden wollen. Wenn der Mensch das Gute, das Ideal sich selber wählt, so wird er es auch von ganzem Herzen lieben, die selbstgewählten Pflichten auch frei und freudig mit jedem Atemzug erfüllen. Wir wollen nicht die Schergen der Tugend sein, sondern deren freie Künstler. „Du kannst, denn du sollst!" so tönte es einst mit rauher Stimme. „Du wirst, denn du willst!" so tönt es jetzt mit freudigem Klange. Immer wird Nietzsche mit Luther und Kant zusammen als der dritte große Gewissensbefreier zu nennen sein. Man darf sich durch Nietzsches großen Haß auf beide Männer nicht beirren lassen. In Stunden der Selbstbesinnung war er sich dieser seiner Verwandtschaft bewußt. Ohne Zweifel, er war ihres Geistes. Dieselbe sittlich ernste Leidenschaft, derselbe glühende Freiheitsdrang. So ward Europa frei. Fürchten wir den freien Wert nicht! Die Menschheit war bisher in all ihrem Reichtum arm. „Unerschöpft und unentdeckt ist noch immer Mensch und Menschenerde." Ob das Ideal, das Nietzsche aufstellt, ein mögliches, berechtigtes, heilsames Ideal ist, ist eine andere Frage. Dies Ideal mag mangelhaft, einseitig, gewaltsam sein. Man bedenke, daß es ein erster Versuch ist. Nicht wie Nietzsche wertet ist das Entscheidende, sondern daß er wertet. Nietzsche ist ein Eroberer, Abenteurer, ein Kolumbus des Geistes. Er kennt keine Grenzen. Er hat sich nicht im Zaume. Wir müssen Nietzsche viel nachsehen. Er weiß es selbst, daß er der Nachsicht bedarf, gesteht er doch freimütig: „Töricht ist mein Glück und Törichtes wird es reden, zu jung noch ist es, so habt Geduld mit ihm."

Der Schöpfer des freien Wertes

Aus solchen Erwägungen allein kann das rechte Verständnis für Nietzsche erwachsen. Wenn er uns nicht eine ungeheure Hoffnung bedeutet, wenn wir vielmehr von irgendwo sonst her satt sind, so lohnt es sich schon gar nicht, über ihn zu reden. Wer nicht nach den ersten Seiten einen Gewinn für sich wittert, der lasse ihn ungelesen. Nietzsche vollbringt — wenn er's voll-

Nietzsches eigene Unzulänglichkeit

bringt — ein Titanenwerk; nämlich er setzt Gott ab, weil er sagt, wo noch ein Gott geliebt wird, da werden die Menschen um eine Liebe verkürzt, die von Rechts wegen ihnen gehört, und schafft den Himmel ab, weil er sagt, der Himmel verdünnt und verwässert die Erde, und wir Menschen, die Erdenkinder, haben ein Anrecht auf den ungebrochenen, kraftgesättigten, hundertprozentigen Mutterboden. Nun ist aber das Seltsame: an dieses Titanenwerk legt ein Mann die Hände, der, je näher man ihn ansieht, zunehmende Bedenken erregt, ob es nicht eine tadelnswerte Vermessenheit von ihm sei, sich diesen Schöpferberuf anzumaßen. Wer ehrlich Nietzsche sich als Menschen auf seinen Charakter und seine Körper- und Geistesbeschaffenheit ansieht, der muß sich gestehen: er ist schwach gewesen und ist krank geworden. Und das soll unser Führer werden zur Kraft und unser Lehrer zur Gesundheit! In diesem mißtrauensvollen Erstaunen ruht der Angelpunkt für das offene Tor unseres Verständnisses für Nietzsche. Man hat ihn zum Schlagwort geprägt, man hat ihn zu einem Modepropheten ausgeschrieen, man hat ihm vorzeitig Altäre und einen Tempel errichtet; aber mit allem Weihrauch und allen Kultusgebärden hat man ihn noch lange nicht verstanden. Es muß auffallen, wie gerade die vermeintlichen Hüter seines Ruhmes ängstlich darauf bedacht sind, *seine* Allzu-Menschlichkeiten zu vertuschen und womöglich sogar die Krankheit und den Wahnsinn zu leugnen. Es mag aus einem natürlichen Gefühl begreiflich erscheinen, ist aber das Gegenteil vom Gehorsam gegen Zarathustra. Zarathustra hat die Größe besessen, von seinen Freunden nicht Glauben zu fordern, sondern Mißtrauen; Nietzsche besaß die Größe nicht ganz, dem aus sich heraus gestellten Vorbilde sich selbst nachzuformen. Ein klaffender Riß geht durch sein Werk; der Laut, den es wirklich von sich gibt, ist der Ton der in Scherben zerspringenden Urne. Dennoch will er nicht anders genommen sein, als er war; es hieße unwürdig an ihm handeln und wäre ein grobes Unrecht, hinterher nun fälschlich an ihm herumzuidealisieren. *Nietzsche verstehen heißt Verständnis haben für seine Schwäche.* Das ist auch weit schwerer, als für ihn mit geblähten Backen in die Posaune stoßen. „Verirdenung", nicht Verhimmelung ist das Geheimnis Zarathustras.

Verständnis für Nietzsches Schwäche

Es wird Nietzsche zum Heile ausschlagen, daß wir seine Schwäche aufdecken: ist es doch unsere Schwäche! Etwas universal Stell-

vertretendes haftet diesem Manne an: „Ecce homo!“ Vorab das Heer von Krankheiten des Willens. In alledem erkennen wir uns selbst. Darin aber geht er uns vorauf, daß er trotzdem einen Überschuß an Kraft besaß. Bei allem Inbegriff der Dekadenz, als den er sich selber vorkam, wußte er doch ganz genau: ich bin ein Anfang, ein Erstling derer, die da leben. So tief er sich auch hatte niederziehen lassen, immer vermochte er kraft einer wunderbaren, ihm ausgezeichnet eigenen Reaktionsenergie, selber sich wieder hochzustampfen. Hat er sich auch überfordert, wollte er über sich selber hinaus und blieb dabei in sich selber stecken, so blies jedenfalls ein unaussprechlicher Ernst seinem Willen die Segel auf. Wieviel schlug ihm fehl — aber was er auch verfehlte, immer hat er mit seiner Person den Schaden gedeckt. Und als es zur Katastrophe kam, hat er noch mehr als mit seinem Blute —, hat er mit seinem Verstande bezahlt! So undankbar ist die Menschheit nicht, ihm das zu vergessen. Tun wir heute unsere kritische Pflicht und legen sein Bild frei und schlackenrein, so wird schon morgen Nietzsche unter den Gesegneten thronen, von denen die Menschheit ein neues Glück empfing. Wenn wir nämlich nicht davor zurückscheuen, seine Schäden von ihm wegzunehmen, so enthüllen wir am Ende unter diesen Decken eben doch die Stümpfe seiner Kraft und die Strünke seiner Gesundheit.

Ein Anfang und Erstling

Einen paradoxen Hinweis zum Schluß, um es ganz deutlich zu machen, wie das Heroische an Nietzsche zu begreifen sei. — Vor kurzem hat Thomas Mann den denkwürdigen Kontrast zwischen dem Magnifico und dem Prior von San Marco in einer schönen Dichtung dargestellt; der Renaissance hat ihr Verchristlicher das Grab gegraben. Wie steht heute dieselbe Unerbittlichkeit und maßlose Strenge einem Eiferer des Antichristlichen an! Ist Nietzsche nicht ein entgegengesetzter Streitmönch? Passen auf ihn nicht die tiefen Worte des Dialogs:

> — Du bist kein Held. Du bist nur stark. —
> — Nur stark? Nur stark? Ist denn, wer stark ist, kein Held —
> — Nein, sondern wer schwach ist, aber so glühenden Geistes,
> daß er sich dennoch den Kranz gewinnt, — der ist ein Held.

In diesem Sinne Nietzsche für einen Helden zu halten, hat Overbeck nie einen Augenblick gezaudert. Er ist der berufene Mann, unserer Zeit zu sagen, in welchem Betracht Nietzsche

für sie das „Ereignis" bedeutet. Er zwingt uns diejenige Relativität der Betrachtung auf, die davor bewahrt, sich Nietzsche hinzugeben wie einem Opiumrausch. — Eine Nüchternheit, die jedenfalls kein schales angeekeltes Aufwachen zur Folge hat! Noch kennen wir nur ein geschraubtes, gewaltsam aufgetriebenes Bekenntnis auf den Namen Nietzsche. Möglich, daß man nach uns sich einmal auf ihn berufen wird als auf den Buddha Europas. Es aber schon bei seinem Leichenbegängnis zu tun, war um Jahrhunderte verfrüht. Ist es nicht insgeheim eine Mißachtung Nietzsches, krampfhaft seine möglichen Wirkungen auf die Nachwelt schon für uns vorwegzunehmen? Es ist Overbecks Verdienst, uns bei der Frage festgehalten zu haben: was ist Nietzsche für uns? Die schlichte Antwort lautet: Uns in unserm seltsam obskurantistisch aufgeklärten Zeitalter ist er der Bruder, der der Erde treu bleibt.

Wem nun Nietzsche das geworden ist: ein Führer zur grünen Au und zum frischen Wasser, zu tieferen Anfängen und zu heimlichem Entdeckerglück, der wird in seiner Dankbarkeit ganz von selbst einen Teil Overbeck zuwenden, wenn anders dieses Buch in dem Geiste aufgenommen wird, wie es gegeben ist. Overbeck hat sich in Nietzsches Leben im Hintergrund gehalten. Nietzsche selbst hat ihn nicht unter die glänzenden, in die Augen springenden Erlebnisse gerechnet, mit denen die Vordergründe seines an menschlichen Beziehungen reichen Daseins bevölkert waren. Aber Overbeck war derjenige Mensch, an den sich Nietzsche, wie sonst an niemanden, ständig angelehnt hat. Unsere Auffassung von der bleibenden Bedeutung des einen für den andern ist somit dahin zusammenzufassen: Overbeck war der Rücken für Nietzsches Schaffen und wahrscheinlich wird er die Stütze seines Andenkens.

Die Forderungen der nächsten dreißig Jahre

Was gehen uns die Jahrtausende an? Kümmern wir uns um die nächsten dreißig Jahre! Gedenken wir Nietzsches, wie er geworden ist — wie er die vier großen Staffeln hinansprang, von der Schulbank gleich zum Erzieher, vom Lehrstuhl zum Kritiker, vom Begriffslaboratorium zum Dichter und endlich aus der Tempelhalle zum gefährlichsten Bohr- und Steinklopferdienst droben in schwindelnder Höhe! Ecce homo! Bewunderung ist wohlfeil; teuer wird uns Nietzsche erst, wenn er uns nicht mehr losläßt. Nietzsche muß Feinde haben, und einstweilen werden seine Feinde in der großen Mehrheit sein. Zu ihm gibt es keinen

Massenübertritt, sondern nur Einer um den Andern und Jeder von sich aus! Ob wir zu ihm gehören oder nicht, beantwortet sich mit der Frage: Sind wir zufrieden oder unzufrieden, genügsam oder ungeduldig mit den Dingen um uns herum — wollen wir das Alte oder etwas Neues? Wenn das Neue, so heißt es — Nietzsche, allerdings nicht irgendwie als bindender und abschließender Bescheid, sondern rein pauschal und summarisch als Kardinalantwort eben auf jene Kardinalfrage, ob wir selbst uns recht sind, so wie wir sind, oder ob wir uns anders wollen. Die ewige Wiederkunft und auch den Übermenschen schenken wir ihm; seine Rangordnung und den guten Europäer wollen wir abwarten; aber wonach wir mit beiden Händen ausgreifen, das ist ganz ins Allgemeine jene sonnensucherische, lebenbejahende, schicksalliebende Tendenz des menschlichen Daseins, die er den Griechen zuliebe Dionysos getauft hat und in der Verdichtung des vitalen Instinktgefühls zum tragischen Heroismus verkörpert wissen wollte. Damit hat er in uns, seinen unsicher und müde gewordenen Zeitgenossen, auf einmal jene neue Sensibilität aufgeweckt, die ihm über alles ging. Aus ihr — das war seine Botschaft — kann uns neu und tausendfach reicher alles das wieder erstehen, was uns, in allem unserem Überfluß des Neuen, gegen vergangene Geschlechter arm erscheinen ließ. So war Nietzsches Lebenswerk freilich auf Hoffnung und unter die ungewissen Vorbedingungen einer Prophetie gestellt. Nietzsche verfiel mit seiner Erwartung in ein heftiges und maßloses Ungestüm; das weise Maßhalten war Sache Overbecks, des warmherzigen Skeptikers. Er hat seine gute Zuversicht bezeichnenderweise in einem Konditionalsatz ausgesprochen: „Wenn einmal die Kultur da ist, die wert sein wird, gegen das Christentum recht zu behalten!" Mit diesem Vorbehalt, mit dem er den Ungeduldigen zur Vorsicht mahnte, hat sich Overbeck das Recht gesichert, Nietzsche auch auf seiner Wanderung durch künftige Schicksale zu begleiten. Er wird, genau wie bei Lebzeiten, bescheiden hinter ihm zurücktreten und doch dicht an seiner Seite sein.

„Die Kultur, die wert ist, gegen das Christentum Recht zu behalten"

Die Freundschaft, die ich beschrieb, wurde in meiner Vaterstadt geschlossen, die das Andenken an Nietzsche und an Overbeck gleich der Erinnerung an andere Lehrer ihrer Universität in Ehren hält. Als Nietzsche Basel verlassen hatte und Einsiedler geworden war, hat er ein gutes Teil dieses zweiten Jahrzehntes in dem andern, dem nordwestlichen diagonal entgegengesetzten südöstlichen Grenzwinkel der Schweiz, im Engadin zugebracht. Basel war seiner Verfassung nach seit den Zeiten des alten Humanismus, zu dessen fruchtbarsten Pflanzstätten es gehörte, die wohl am meisten demokratisch verwaltete Stadt Europas gewesen; in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hat es eine zweite Epoche des Humanismus erlebt, bis der ihm seit alters innewohnende Trieb nach vollständiger Gleichberechtigung sich in seine äußersten Folgerungen auswuchs, so daß es um das angestammte ehrwürdige Kulturerbe vielleicht auf Nimmerwiedersehen geschehen ist. Sofern das Problem Nietzsche zur praktischen Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft anspornt, setzt es ein Fragezeichen hinter die Demokratie. Nicht daß man sie deswegen durch eine andere Staatsform zu ersetzen brauchte, bewahre —; aber das Interesse an der Politik wird überhaupt auf Pflichtteil gesetzt. Im monarchischen Deutschland neigt die Entwicklung einstweilen noch einem Fortschritt im Sinne des demokratischen Liberalismus zu; da könnte Nietzsche bis auf weiteres stören. Anders in der Schweiz, wo seit Jahrhunderten die Demokratie zu Hause ist und ihre Grenzen und Schranken allen denen fühlbar werden, die das letzte und beste Heil in keinem noch so vollkommenen Staatssozialismus jemals werden finden können. In einem kleinen Schweizerblatt stand kürzlich zu lesen: „Von seiner theologischen Vergangenheit her hat der Staat noch immer die Meinung, das geistige Leben auch besorgen zu müssen. Aus dem Pfaffenstaat sind wir heraus, stehen aber mitten im Kulturpfaffenstaat, denn der Staatsfetisch ist die Bildung, seine besondere Modenuance die Kunst. Man nimmt die ‚Circenses' so ernst, daß die ‚Panes' zu kurz kommen. Und die allein sind Aufgabe des Staates. Nicht das Wahre und Schöne, nicht einmal das Gute, nur das Nützliche hat er zu schaffen, alles andere verbitten wir uns von ihm, dafür sind seine Finger zu plump." Unabhängig, ja im Gegensatz zu ihrem politischen Tun und Trei-

Nietzsches Wirkung in der Schweiz

ben, erzeugt die Schweiz heute, wie schon seit Jahren, eine für die Kleinheit ihres Territoriums ansehnliche Künstlerschar von mehr als durchschnittlichen Talenten. Diese mag sich aber mit dem rein ästhetischen Schönheitskultus des Meisters Spitteler nicht zufrieden geben. Einer der Jungen, Rudolf Willy, hat Nietzsche angerufen. Vor allem aber hat ein Anführer der jüngsten schweizerischen Erzählergruppe, Paul Ilg, mit einer Seite Verse das „Ereignis Nietzsche" prächtig zu erfassen vermocht: die unaufhörliche Lust der Aufklärung, in alle Fernen, in alle Tiefen lauter Licht, lauter Glück zu tragen — und dazu das dunkle Urmysterium der tragischen Erkenntnis, daß unsere letzte Zukunft die Finsternis ist, daß auch in die Sonne schwarze Risse brechen werden! (Gedichte, Berlin 1907, S. 87):

An Friedrich Nietzsche

Die junge Sonne warf ihr Strahlenrad,
Dem Reich der Geister neues Licht zu bringen
Und neues Land dem Hades abzuringen,
Der ewig streut des Unheils schwarze Saat.

Die Sonnenkinder, reine Glanzgesandten,
Sie sehnten sich in nie erreichte Weiten,
In nie erhellte Weltendunkelheiten.

So wuchs das Licht in immer neue Sphären.
Und wo die Strahlen ihre Leuchte spannten,
Da schoß das Leben aus den toten Leeren.

Allein in fernen Unermeßlichkeiten,
Da walten — unentwirrbar — ungeschwächte,
Dem reinsten Licht verschlossne Grabesnächte.

Noch reichten Läufer jener Tagesquelle
Dorthin und warfen ihres Glanzes Welle
An die verlornen Seelenfinsternisse,

Da ahnten sie die Grenzen eigner Helle,
Und in die Sonne brachen dunkle Risse.

Der Park Europas

Was geschähe, wenn in der Schweiz Nietzsche wirklich verstanden würde? Jedenfalls noch lange kein Freischarenkulturkampf und Bildersturm! Das Land der Hotels und der Fremdenindustrie hat die Bestimmung, der Park Europas zu sein. Wie, wenn es diesem seinem Beruf einen tieferen Inhalt zu geben vermöchte, wenn es sich zum Garten einer Kultur herauszuwachsen vermöchte, für die auch die beste Religion erst eine Halbstufe wäre? Bisher

ist aller Internationalismus heimatlos und wohl geradezu heimatfeindlich; die Kosmopoliten, soviel sie wert sein mögen, sind Pilgrime und Gäste; wer irgendwie und irgendwo heimisch ist, der sieht sie scheel an und heißt sie nicht willkommen. Muß es so sein? Bedingt die tiefe Wurzel nur Unterholz und Zwergbestände? Soll nicht gerade Wurzelechtheit den Hochwald zur Folge haben? Zur Zeit der Renaissance war die Schweiz bodenständig vor allem auch in Dingen der Kultur. Die Schweizer sind, so eckig und ungehobelt sie sich vor Fremden benehmen, untereinander nicht ohne Anstand und Vornehmheit und wegen dieser Verbindung tüchtiger und gutmütiger Eigenschaften gewissermaßen ein Herrenvolk zu nennen, auch wo die Hirten und Bauern und Arbeiter nur unter sich sind. Außerdem leistet sich die Eidgenossenschaft den Luxus, die sehr großen Ausgaben für Volkserziehung auch denen zukommen zu lassen, die nachher — und es ist ein ansehnlicher Bruchteil — auswandern, um ihre Arbeitskraft andern Staaten zugute kommen zu lassen; manche von ihnen freilich setzen sich später wieder in der Heimat zur Ruhe oder ihre erweiterte Weltauffassung wirkt auf ihre daheim gebliebenen Verwandten und Freunde zurück, so daß tatsächlich auch im ursprünglichen, durch keinerlei übermäßigen Akademismus angekränkelten Volksganzen die Heimatliebe von den Gefühlen europäischer Solidarität durchsetzt ist. Bedenkt man nun gar die dreifältig landsmännische Beschaffenheit des Schweizervolkes, die uns im Tessin italienische, im Welschland französische und am Rhein süddeutsche Rassenluft atmen läßt, während doch alle diese Gebiete von ein und demselben politischen Grenzbann umschlossen werden, so liegt ja doch das Ziel unserer geistigen Volksentwicklung deutlich vorgeschrieben da: als gute Schweizer gute Europäer! Da aber die Bedingungen für Aristokratenkultur und Mäcenatentum ein- für allemal vorbei sind, so will aus dem Gegeneinander- und Ineinanderspiel von geistigem Nomadentum und volkswirtschaftlicher Massenbewegung etwas wie eine schweizerische Kultur wirklich werden. Ab und zu ein rechter Sonderbündler und Müßiggänger in einem Knäuel schwitzender und gestikulierender Bürger, Bauern oder Arbeiter — dann wird auch eines Tages unversehens der gute Europäer unter uns weilen. Möchte die Schweiz ihre Gastfreundschaft, die Nietzsche, als er schuf, litt und kämpfte, zu schätzen wußte, auf sein unsterbliches Teil übertragen! Bereits genießt sie in staats-

Als gute Schweizer gute Europäer

und völkerrechtlichen Dingen das Ansehen einer brauchbaren und zuverlässigen Mittelinstanz und ist deshalb der Sitz zahlreicher internationaler Ämter und Geschäftsstellen. Es steht ihr frei, die Vorzüge ihrer Neutralität in die Religion der Ideale emporranken zu lassen durch die treue und unerschrockene Wartung des Gedankens vom guten Europäer als eines unter uns aufzurichtenden Paniers, dessen Losung auf nichts anderes hinaus will, als auf den allmählich anzubahnenden, schrittweise zu verwirklichenden Zusammenschluß des zwischen- und übernationalen mitteleuropäischen Kulturkreises.[75] Nietzsche selbst hat uns in dieser Hinsicht nicht wenig zugetraut; sein Wort hierüber, das schönste und bedeutendste, das überhaupt je der schweizerischen Kultur gewidmet worden ist, mag uns Schweizern von heute zum ehrenvollen Ansporn gereichen (Werke XII S. 199): „Kühnheit nach innen und Bescheidung nach außen, nach allem „Außen" — eine deutsche Vereinigung von Tugenden, wie man ehemals glaubte —, habe ich bisher am schönsten bei schweizerischen Künstlern und Gelehrten gefunden: in der Schweiz, wo mir jetzt überhaupt alle deutschen Eigenschaften bei weitem reichlicher, weil bei weitem geschützter, aufzuwachsen scheinen als im Deutschland der Gegenwart. Und welchen Dichter hätte Deutschland dem Schweizer Gottfried Keller entgegenzustellen? Hat es einen ähnlichen, wegesuchenden Maler wie Böcklin? Einen ähnlichen weisen Wissenden wie Jakob Burckhardt? Tut die große Berühmtheit des Naturforschers Haeckel der größeren Ruhmwürdigkeit Rütimeyers irgendwelchen Eintrag? — um eine Reihe guter Namen nur zu beginnen. Immer noch wachsen dort Alpen- und Alpentalpflanzen des Geistes, und wie man zur Zeit des jungen Goethe sich aus der Schweiz selbst seine hohen deutschen Antriebe holte, wie Voltaire, Gibbon und Byron dort ihren übernationalen Empfindungen nachzuhängen lernten, so ist auch jetzt eine zeitweilige Verschweizerung ein ratsames Mittel, um ein wenig über die deutsche Augenblicklichkeits-Wirtschaft hinauszublicken."

Der mitteleuropäische Kulturkreis

„Eine zeitweilige Verschweizerung"

Ende des zweiten Bandes